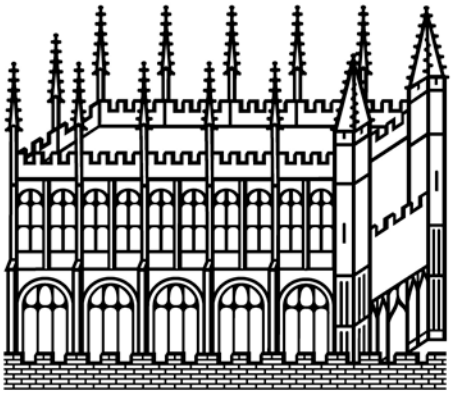


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

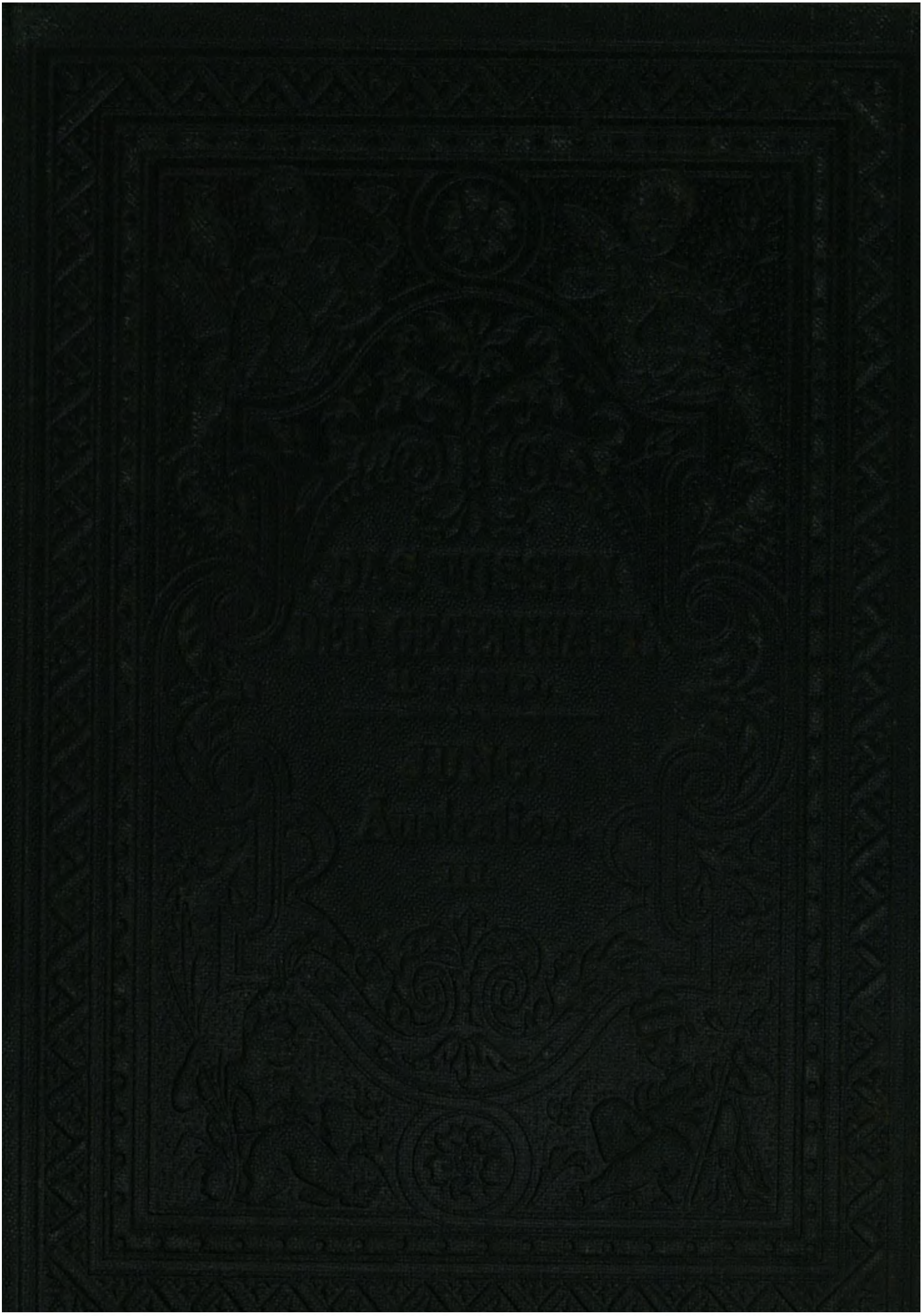
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände gleichmässig. — Jeder Band füllt 15—20 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark = 60 Kr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart"

durch dessen planmäßige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allgemeinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, **von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich**, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht. Die **Naturwissenschaften** und die **historischen Wissenschaften**, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane deshalb der großen Gruppe der [illegible] ereiht haben, weil der Hauptgesichtspunkt, von [illegible] nschaften ausgeht, nämlich die territoriale Abg[illegible]

Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche Bibliothek anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Die außerordentliche Wohlfeilheit dieser Einzelwerke bietet auch dem Minderbemittelten, der so oft vor den hohen Preisen wissenschaftlicher Werke zurückschreckt, die erwünschte Gelegenheit, sich auf einem bestimmten Gebiete gründliche und ausgiebige Belehrung zu sichern. So hoffen wir denn durch unsere Bibliothek ein Bildungsmittel zu schaffen, das in der großen, nie endenden Schule der Erwachsenen eine würdige Stellung einnimmt, das von den Wissenden gutgeheißen, von den Gebildeten und Bildungsbedürftigen gerne angenommen wird, und den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. I. 1618—1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.

280 Seiten. Mit zahlreichen sehr interessanten historisch beglaubigten Abbildungen von Schlachten und Städten, ferner Porträts jener Männer, die in der gewaltigen Geschichts-Epoche zu einer historischen Bedeutung gelangten, wie Ferdinand II., Friedrich V., Bethlen und Tilly.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Witterungskunde.

266 Seiten. Auch dieses sehr interessant geschriebene Werk ist mit zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Abbildungen und Tafeln ausgestattet.

Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's.

292 Seiten. Enthält historisch interessante Bilder von München, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M. 2c. Ferner mehrere Schlachtenbilder und die Porträts von Gustav Adolf, Waldstein, Maximilian von Bayern und Buquoi.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.

304 Seiten. Mit 70 Abbildungen, welche die Aufgabe erfüllen, die Unterhaltung und Belehrung zu unterstützen und zu erleichtern.

Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.

240 Seiten. Mit Porträts von Richelieu, Oxenstierna, Ferdinand III. und zahlreichen anderen historisch interessanten Bildern.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. I. Abteilung: Australkontinent. (Mit vielen Abbildungen und Karten.)
Taschenberg, Dr. O., Verwandlungen der Tiere. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Klar, Alfred, Geschichte des modernen Drama's. (Mit 12 Porträts in Holzstich.)
Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. II. Abteilung: Die Kolonien des Australkontinents, Neu-Guinea und Tasmanien. (Mit Abbildungen und Specialkärtchen.)
Meyer von Waldeck, Dr. Fr., Rußland: Leben, Sitten und Gebräuche. (Mit Abbildungen.)
Gerland, Dr. E., Wärme und Licht. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am Pol und Aquator. (Mit Abbildungen und Kärtchen.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Becker, Dr. E., Die Sonne. (Mit vielen Abbildungen.)
Müller, Wilh., Die Befreiungskriege. (Mit vielen Abbildungen.)
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
Peters, Dr., C. F. W., Die Fixsterne. (Mit vielen Abbildungen.)
Otto Behaghel, Dr., Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. **Julius**, Naturkräfte. (Mit Abbildungen.)
K. von Fritsch, Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Kirchhoff, Prof. Dr. A., Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
E. v. Martens, Prof. Dr., Über Weich- u. Schaltiere. (Mit Abbildungen.)
Proskauer, Dr. B., Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof. Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Soyka, Dr., Gesundheitslehre. (Mit Abbildungen.)
Toula, Prof. Dr. F., Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung 2c.). (Mit Abbildungen.)
Valentiner, Prof. Dr. W., Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Hartmann, Prof., Nordöstliches Afrika und Madagaskar. (Mit Abbildungen.)
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. H., Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen.)
Egli, Prof. Dr. J. J., Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. **Otto**, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Jung, Prof., Sitten und Leben der Römer während der Kaiserzeit. (Mit Abbildungen.)
Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. III. Polynesien. (Mit Abbildungen.)
— do. IV. Neuseeland. (Mit Abbildungen.)
v. Wurzbach, Dr. A., Geschichte der holländischen Malerei.
Semper, Dr. H., Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Folnesics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)

Fortsetzung am Schluß des Buches.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XI Band:

Der Weltteil Australien

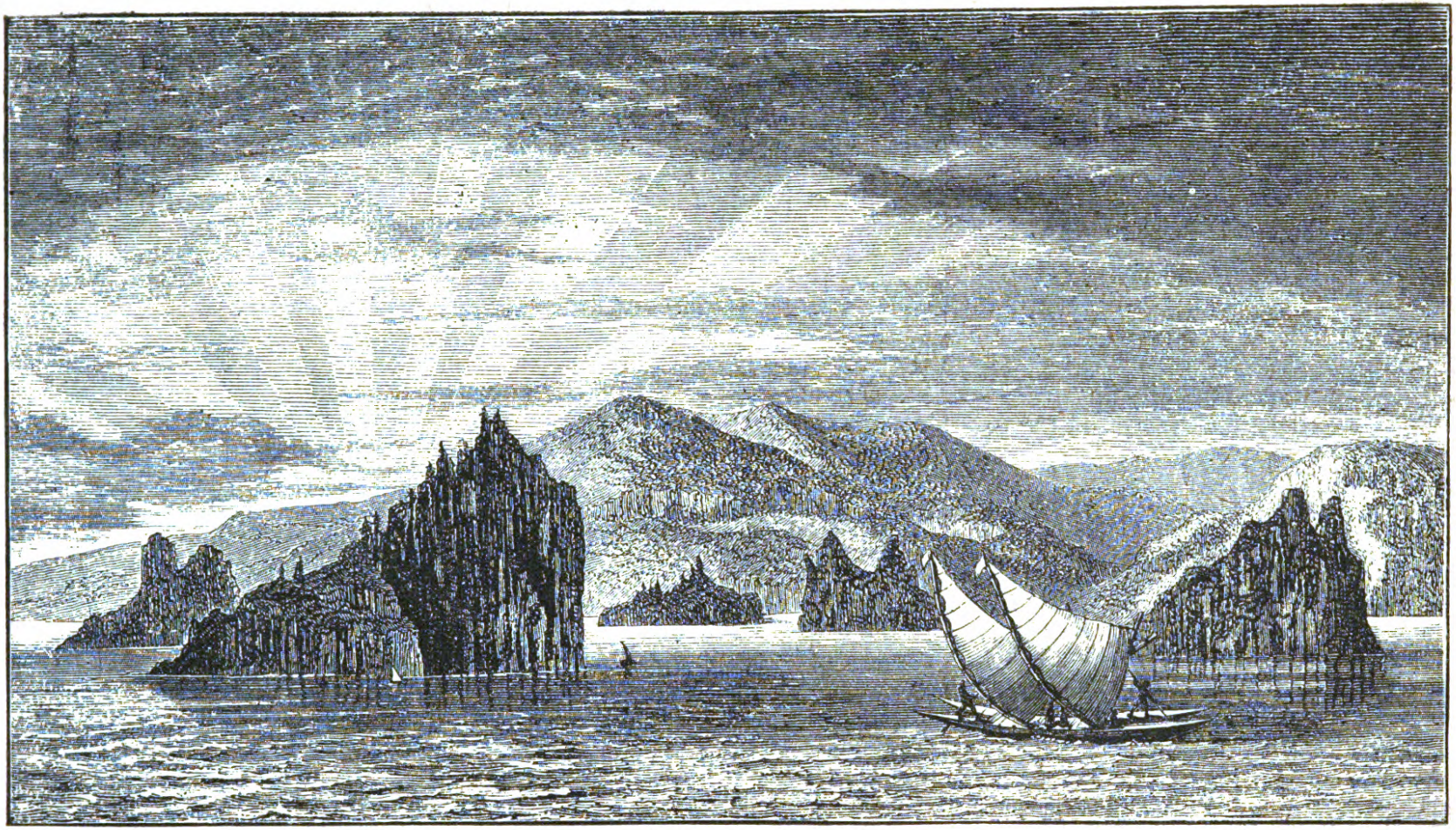
von

Dr. Karl Emil Jung.

III Abteilung.

Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.

810 11 r



Die Bai von Yengen.

Der
Weltteil Auſtralien

von

Dr. Karl Emil Jung,
ehemal. Inſpektor der Schulen Südauſtraliens.

III Abteilung:

I. Melaneſien. (II. Teil.)
II. Polyneſien. (I. Teil.)

Mit 27 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.

RHODES HOUSE
OXFORD
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

BODLEIAN LIBRARY
5
MAR
1928
OXFORD

Inhalt.

I. Melaneſien. (II. Teil.)

Seite

Die Salomoninſeln 3
Die Santacruzgruppe 14
Die Neuen Hebriden 20
Neukaledonien 37

II. Polyneſien. (I. Teil.)

Ausdehnung und allgemeiner Charakter 71
Die Korallentierchen und ihre Bauten 73
Die Pflanzenwelt 81
Die Tierwelt 87
Die Polyneſier 90
Die Thätigkeit der Miſſion 105
Europäiſche Intereſſen 116
Hawaii 123
Die kleinen Gruppen Weſtpolyneſiens 188
Die Tonga- oder Freundſchaftsinſeln 193
Die Samoa-Inſeln 231
Kleinere Inſelgruppen 280
Namen- und Sach-Verzeichnis 293

Abbildungen.

Titelbild. Die Bai von Yengen.
Figur
1. Salomonier hockend mit Keule, Kopfſchmuck S. 5. a. d. Muſ. Godefroy.
2. Salomonier mit Stirnſchmuck aus Perlmutter. S. 9. a. d. „ „
3. u. 4. Götzenbilder von den Salomonen. S. 12. u. 13. a. Stone hewer Cooper Coral-Islands.
5. Deutſche Handelsagentur auf den Salomonen. S. 15. Auſtral. Illuſtr. Zeitung.
6. Eine neuhebridiſche Familie. S. 23.
7. Anthropophagen mit Menſchenknochen. S. 27.
8. Häuptling von der Inſel Tanna. S. 31. a. d. Muſeum Godefroy.
9. Mann von der Inſel Tanna. S. 35. a. d. „ „
10. Waſſerfall in der Bai Lebrés. S. 39. Charton le tour du Monde.
11. Rhizophoren an der Küſte von Neukaledonien. S. 43. Charton le tour du Monde.
12. Araukarien auf der Bluffſpitze, Lifu. S. 46.

Figur

13. Goldgräber am Diahot. S. 47.
14. Wohnung eines Häuptlings bei Kanala. S. 53. n. Charton Tour du Monde.
15. Anſicht von Numea von der Inſel Nu. S. 59. n. „ „ „ „
16. Straße von Kanala. S. 63. nach Charton Tour du Monde.
17. Die Inſel Whitſunday im Tuamotuarchipel. S. 76. n. Charton tour du Monde.
18. Rieſenbaniane an der Bai von Taiohaë. S. 83. n. „ „ „ „
19. 20. Tattuierte Hand und tattuierter Kopf. S. 94. n. „ „ „ „
21. Tattuiertes Bein. S. 95. n. Charton Tour du Monde.
22. Polyneſiſcher Ofen. S. 97. nach d. Univers pittoresque.
23. Fiſchfang auf den Riffen von Savage Island. S. 99. n. Lamont wild life.
24. Steinbilder auf Rapanui. S. 102. n. Charton Tour du Monde.
25. Ruinen auf Rapanui. S. 103. n. „ „ „ „
26. Götzenbild von Rapanui. S. 113. n. „ „ „ „
27. Mauna Kea und Mauna Loa. S. 127. n. „ „ „ „
28. Die Küſte von Hawaii. S. 135. n. „ „ „ „
29. Der Krater von Kilauea bei Tag. S. 139. n. Brassey voyage in the Cunbeam.
30. Der Feuerſee des Kilauea bei Nacht. S. 143. n. „ „ „ „
31. Honolulu. S. 151. n. Charton Tour du Monde.
32. Waikiki. S. 158. n. „ „ „ „
33. Federmantel und Federhelm. S. 162. n. Brassey voyage in the sunbeam.
34. Das Brandungsſchwimmen. S. 163. n. Charton Tour du Monde.
35. Eine Kavalkade von Hawaiierinnen. S. 164. n. Charton Tour du Monde.
36. Kriegsmasken und Trachten im Muſeum von Honolulu. S. 169. n. Brassey voyage in the sunbeam.
37. Ruinen eines Heiau auf Oahu. S. 173. Charton Tour du Monde.
38. Das Innere der großen Kirche auf Tonga. S. 199.
39. Anſicht von Bea. S. 200. n. d. Univ. pittoresque.
40. Auf der Inſel Nomuka. S. 201. n. de Univ. pittoresque.
41. 42. Tonganiſcher Jüngling und tonganiſches Mädchen. S. 204. 205. nach Harper's Weekly.
43. Mädchen aus Tonga. S. 209. aus dem Muſeum Godefroy.
44. 45. Vornehme Tonganer. S. 212. 213. n. Harper's Weekly.
46. Kopf eines Häuptlings. S. 215. n. „ „
47. Tonganiſcher Kriegstanz. S. 217. n. „ „
48. Kirche auf Tau. S. 246.
49. Häuptling mit Tapalendenſchurz. S. 248. a. d. Muſeum Godefroy.
50. Bemanntes Kanu. S. 253. n. einem Bild der Illuſtrierten Zeitung.
51. Vornehme Samoanerin im Brautſchmuck. S. 257. a. d. Muſeum Godefroy.
52. Häuptling in Gala nebſt Familie. S. 263. n. einem Bild a. d. Illuſtr. Zeitung.
53. Ein Kriegskanu von Saluafata. S. 265. n „ „ „ „ „ „
54. Die „Ariadne" im Hafen von Apia. S. 269. n. „ „ „ „ „ „
55. Eine Kokospflanzung auf Upolu. S. 274. n. „ „ „ „ „ „
56. Verteidigung eines befeſtigten Platzes auf Niue. S. 281. n. Lamont wild life.
57. Herveyinſulaner in europäiſcher Matroſentracht. S. 289. a. d. Muſ. Godefroy.

Melaneſien.

II. Teil.

Die Salomon-Inseln.

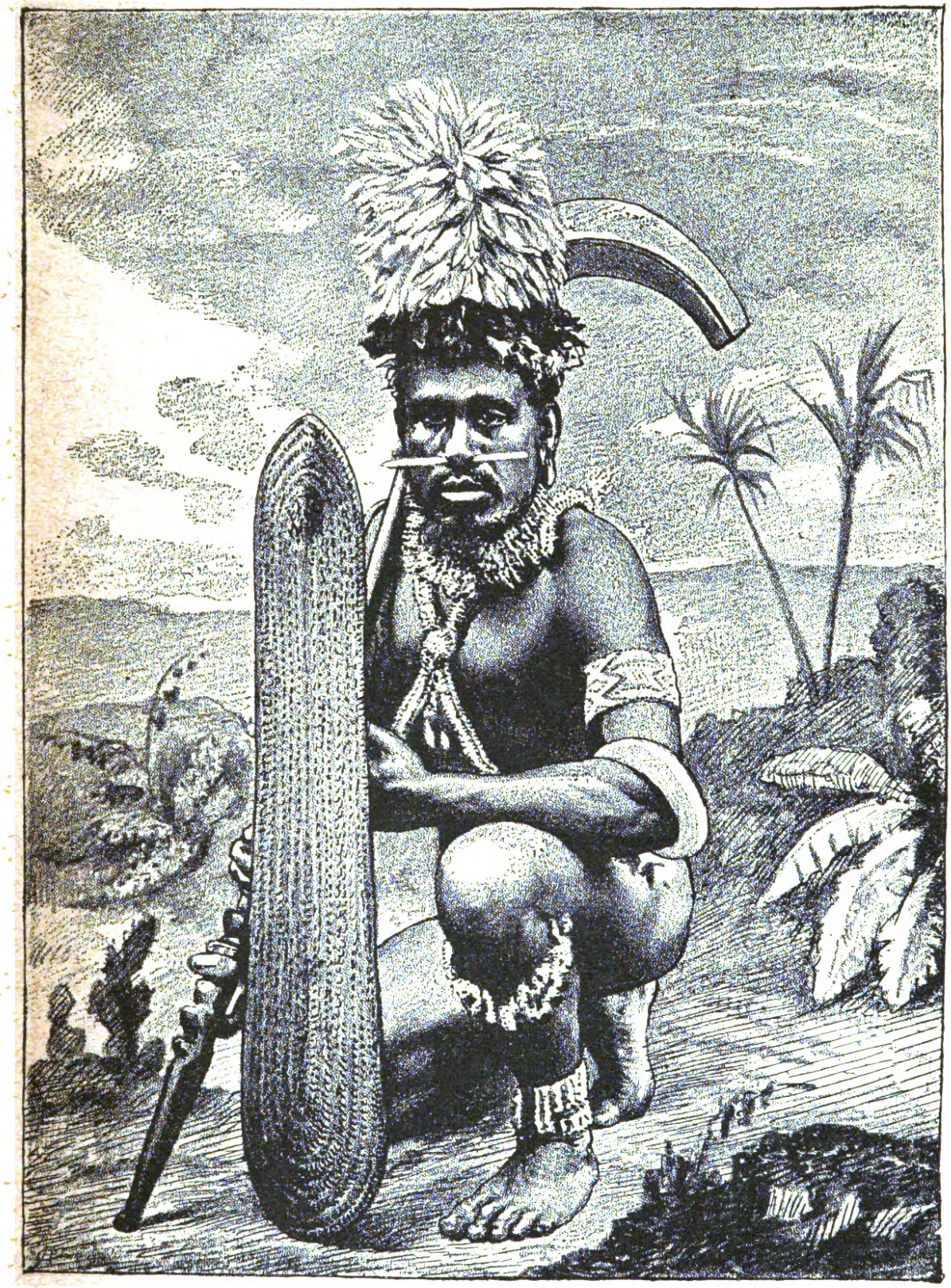
Diese schöne Inselgruppe wurde von Alvaro Mendana de Neyra aufgefunden, welcher, von dem Vicekönig von Peru ausgerüstet, seine Entdeckungsreise am 10. Januar 1561 von Callao aus begann. Er sah die Inseln Ysabel, Malanta, Guadalcanar und San Cristobal samt ihren kleineren Inseltrabanten und lernte die Bewohner, einen unbekleideten, anthropophagen, dunkelfarbigen Menschenschlag mit krausem Haar flüchtig kennen. Mendana hielt die Inseln für außerordentlich goldreich und ihrer vermuteten Schätze halber gab er der Gruppe mit Rücksicht auf die salomonischen Ophirfahrten den Namen, welchen sie trägt. Und es war gerade dieser Glaube, welcher die Veranlassung zu fast allen späteren Südseefahrten wurde, aber keinem ihrer Führer gelang es, die Inseln aufzufinden, selbst Mendana nicht, als er seine zweite Fahrt 1595 unternahm. Byron wie Carteret zweifelten bereits an ihrer Existenz, die man bald für durchaus mythisch ansah, bis Bougainville 28. Juni 1768 die vielgesuchte Inselkette abermals entdeckte. In der nach ihm benannten Durchfahrt zwischen der Choiseul- und Bougainville-Insel hindurchsteuernd, suchte er den Praslinhafen auf, um dort längere Zeit zu verweilen. Im darauffolgenden Jahre befuhr Surville die Ostküste und nannte die Gruppe Arsaciden. Daß man es hier mit den Entdeckungen Mendanas zu thun habe, glaubte aber niemand, bis die Geographen Buache und Fleurieu den Nachweis dafür erbrachten. Die Westküste wurde 1788 von

Shortland erforscht und von ihm Neugeorgien benannt und 1792 hat D'Entrecasteaux dieselben Gegenden untersucht. Aber erst mit D'Urvilles Aufnahmen 1838 haben wir eine gründlichere Kenntnis wenigstens der südlichen Inseln erhalten; Missionäre und englische Kriegsschiffe lieferten später einzelne wertvolle Beiträge, dennoch bleibt unsere Kenntnis dieser Gruppe noch recht mangelhaft.

Der Archipel der Salomonen zieht sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durch zehn Breitengrade; der nördlichste Punkt, das Nordkap von Buka, liegt unter 5° s. Br. und 154° 40′ östl. Länge, der südlichste, die Insel Catalina, unter 10° 54′ s. Br. und 162° 30′ östl. Länge. Die zahlreichen Inseln, unter denen sich sieben größere neben vielen von außerordentlich winzigem Umfange befinden, sind in zwei parallele Reihen geordnet. Zu der östlichen, welche früher im Norden beginnt, aber eher im Süden aufhört, gehören die vier Inseln Bougainville, Choiseul, Ysabel und Malanta, zu der westlichen, welche viel weiter nach Süden reicht, Neugeorgia, Guadalcanar und San Cristobal. Das Gesamtareal der ganzen Gruppe ist nach der britischen Admiralitätskarte auf 43 900 Quadratkilometer oder 797,2 Quadratmeilen berechnet worden, doch sind die meisten Inseln in ihren Umrissen noch wenig genau aufgenommen.

Fast alle Inseln sind lang, schmal und hoch; einzelne Berge reichen zu ansehnlichen Erhebungen: auf Guadalcanar zu 2600, auf Cristobal zu 1300 Meter. Wie auf der Neubritanniagruppe sind thätige Vulkane auch hier vorhanden und Erdbeben sollen häufig sein, und ebenso wie dort bilden sedimentäre Gesteine die Hauptmasse der Berge, auf deren Spitzen wir gleichfalls gehobenen Madreporenkalk finden. Dichter, in vollster Üppigkeit der Tropen dastehender Urwald bedeckt das Land, das sicherlich fähig wäre, außerordentliche Erträge zu liefern. Die Flora scheint übrigens mit der von Neuguinea identisch zu sein. Unter den prächtigen Waldbäumen finden wir Sandelholz, Ebenholz und Lignum vitä, die Farnbäume erreichen eine Höhe von 10—13 Meter. Auch

Fig. 1.



Salomonier hockend mit eigentümlich gestalteter sichelförmig gebogener Keule, geflochtenem Schild, Kopfschmuck, Nasen-, Hals-, Arm- und Beinschmuck.



die Tierwelt ist der Neuguineas gleich und zwar scheinen die Salomonen die äußerste östliche Grenze ihres Verbreitungsbezirks zu markieren. Wir finden hier noch den Kuskus, die karmoisinroten Loris, Kakadus, einen Megapodius, einen Rallus; auch Krokodile sind hier noch anzutreffen nebst einer Anzahl anderer Tierformen, welche auf den östlicheren Inseln der Südsee gar nicht mehr vorkommen. Auch das Klima gleicht in seiner Hitze und Feuchtigkeit ganz den heißesten Gegenden der Küste von Neuguinea.

Die Bewohner der Salomonen sind unzweifelhaft Melanesier. Das beweist ihre Farbe, ihre Gesichts- und Körperbildung sowie ihr Haar. Das letzte wird aber nicht zu den hohen Haarfrisuren aufgetürmt wie bei den echten Papuanen, vielmehr wird es geschoren, herabhängend oder in einen Schopf gebunden getragen, auch wohl in kleine Zöpfe geflochten und in der Regel durch Kalk gelb oder rot gefärbt. An den übrigen Körperteilen wird das Haar aber sorgfältig ausgerissen. Die Gesichtszüge sind den papuanischen ähnlich, ohne im einzelnen so stark hervorzustechen wie bei jenen. Die Statur ist eher klein als groß, die Gliedmaßen und der Körper aber stark und kräftig. Mit den übrigen Mitgliedern ihrer Rasse teilen diese Insulaner die Neigung, sich zu putzen. Sie lieben es, Federn und Blumen ins Haar zu stecken; Blumen schätzen sie überhaupt sowohl ihrer Farben als ihres Duftes wegen. Sie schmücken sich mit Stirn- und Halsbändern aus Muscheln, wobei die weißen bevorzugt werden und ebenso wie um den Hals tragen sie auch um Arme und Beine Bänder aus Zähnen, Korallen, Blättern u. a., welche oft mit großem Geschick gearbeitet sind. Künstliche Narbenbildung sehen wir auf Ysabel und Tattuierung auf den südlichen Inseln; überall aber liebt man es, den Körper schwarz, rot und weiß anzumalen. Dagegen kennt man eine Kleidung fast gar nicht, selbst nicht bei den Frauen, die allerhöchstens einen kurzen Blätter- oder Zeugschurz tragen. Auf ihre Wohnungen verwenden sie aber viel Sorgfalt. Fast immer viereckig angelegt,

ſind die Hütten von einem hohen Dache aus Palmblättern oder Gras bedeckt, das weit über die Rohrwände vorſpringt. Die größte Mühe verwenden ſie auf ihre Gemeindehäuſer, welche ſie reich mit Malerei und Schnitzwerk verzieren und mit Schädeln behängen, ein Schmuck, der auch an den Häuſern der Häuptlinge nicht fehlt. Vorzüglich ſchön ſind aber ihre Fahrzeuge, denen nach Woods alle anderen in der Südſee weit nachſtehen. Die hohen Enden ſind reich geſchnitzt und ebenſowie die Seiten und ſelbſt die Ruder mit Federn und Perlmuſchel verziert. An Schnelligkeit übertreffen dieſe außerordentlich leichten, aus dünnen Brettern zuſammengenähten Boote ſelbſt die Fahrzeuge der Tahitier und der Samoaner. Dabei braucht man weder Segel noch Ausleger und dennoch werden große Reiſen unternommen. Auch in der Verfertigung anderer Gegenſtände, wie zierlich mit Perlmutter ausgelegter Käſtchen aus Bambus, Kalebaſſen u. a. bezeigen ſie erſtaunenswerte Geſchicklichkeit und viel Geſchmack, der ſich auch bei ihren Waffen kundgiebt. Und dennoch beſtanden ihre Werkzeuge nur aus geſchärften Steinen und Muſcheln, ehe ſie Eiſen und Glas kennen lernten. Ihre Hauptwaffen ſind Speere nebſt Bogen und Pfeil. Auch haben ſie hübſch geſchnitzte Keulen, als Schutzwaffe den Schild aus Bambusrohr, häufig mit Schildpatt und Perlmutter ſehr ſchön verziert. Den Pfeilen ſoll durch Leichengift wie durch den Saft verſchiedener Pflanzen eine tödliche Wirkung gegeben werden, die noch ſicherer dadurch gemacht wird, daß die loſe am Schaft befeſtigte Spitze nicht herausgezogen werden kann, ſondern in der Wunde verbleibt. Fühlt ſich ein Krieger ſo getroffen, ſo ſtürzt er ſich, ſeines Todes gewiß, mit allen vergifteten Pfeilen, deren er habhaft werden kann, in die Mitte der Feinde, um ſicheres Verderben unter ſie zu tragen. Freilich wird bis auf weiteres dieſer Bericht noch mit Vorſicht aufzunehmen ſein. Im Widerſpruch mit dieſer Angabe ſcheint auch zu ſtehen, daß ein Hauptobjekt der oft in große Ferne ausgedehnten Kriegszüge die Erbeutung von Menſchenleichen iſt, welche dieſe leidenſchaftlichen Anthropophagen aus reiner Genuß-

Fig. 2.



Salomonier mit Stirnschmuck aus Perlmutter und Halsband aus Potwalzähnen.

ſucht verzehren. Als Mendana 1567 auf dem von ihm entdeckten und benannten Santa Yſabel landete, boten ihm die Inſulaner zu verſchiedenen Malen Stücke von „Indianern“ an, als ein „ſehr delikates und von ihnen geſchätztes Gericht“. Und der engliſche Kapitän Simpſon, welcher dieſelbe Inſel 1872 beſuchte, ſah an dem Hauſe eines Häuptlings 25 Köpfe angenagelt, die Überbleibſel von Feinden, welche drei Wochen vorher hinterrücks getötet und dann verſpeiſt worden waren. Kapitän Redlich fand in der Makirabai von Bauro (San Criſtobal) in einem Boote eine ganze gekochte menſchliche Leiche; der ihn begleitende Perry wollte zwanzig ſolcher zu gleicher Zeit geſehen haben. Dennoch waren dieſe Kannibalen ruhig und friedlich. Daß religiöſe Vorſtellungen dabei eine Rolle ſpielen, darauf weiſt das Abſingen heiliger Lieder bei den Kannibalenfeſten auf Yſabel. Von anderer Fleiſchnahrung haben ſie Schweine und Hühner, Schildkröten, dann Fiſche und Muſcheln, doch iſt ihre Hauptkoſt eine vegetabile. Darum widmen ſie dem Landbau faſt überall viel Sorgfalt und ziehen Yams und andere Wurzeln, vor allem aber Kokospalmen und Bananen ſowie auch Arekapalmen. Gekocht wird in Öfen, wie ſie die Polyneſier haben. Auch fehlt es nicht an mancherlei Genußmitteln. Da iſt zuerſt Betel, das viel gekaut wird; man verſteht eine Art Palmwein, auf den ſüdlichen Inſeln auch den Kawatrank zu bereiten und das von Europäern eingeführte Tabakrauchen hat ſchnell Eingang gefunden.

Über die politiſchen und ſozialen Zuſtände iſt wenig bekannt. Gewiß iſt es, daß die Bewohner ſelbſt kleiner Inſeln in mehrere Stämme zerfallen, welche die Autorität eines Häuptlings anerkennen. Ob eine ſolche Würde erblich iſt, wiſſen wir nicht, jedenfalls wird dem derzeitigen Inhaber große Achtung gezollt. Ferner hält man Sklaven, die gekauft und verkauft werden, deren Stellung aber, wie auch bei anderen melaneſiſchen Stämmen, eine ganz erträgliche genannt werden muß, vergleicht man ſie mit der Lage der Frauen. Dieſe ſcheint eine äußerſt traurige zu ſein; auf Reiſen vertreten ſie ganz die Stelle der Laſttiere und

auf Bauro darf der Mann ſie nach Belieben töten. Dabei herrſcht überall Polygamie, obſchon man über den Beſitz von zwei Frauen nicht hinausgeht.

Noch weniger beſtimmtes wiſſen wir über ihre religiöſen Vorſtellungen. Götzendienſt ſcheint überall zu beſtehen, allein die Götzenbilder, welche man in den Gemeindehäuſern findet, deren Beſuch den Frauen verboten iſt, werden häufig gar nicht beachtet. Sie haben vielleicht ihre Kraft verloren und ſind durch neue verdrängt worden, was uns an Neuguineaiſches mahnt. Die Salomoninſulaner haben ſich nämlich eine ganze Klaſſe von Göttern, die Ataro, aus den Seelen ihrer Vorfahren geſchaffen, welche die geſchnitzten Bilder bewohnen. Sieht man aber in dieſem Ahnendienſt wiederum eine Annäherung an Polyneſien, ſo tritt dieſelbe noch deutlicher auf den ſüdlichen Inſeln in dem Tabu zu Tage. Wir finden in Bauro ſogar dasſelbe Wort im Gebrauch. Um die Götter günſtig zu ſtimmen, bringt man häufig Opfer, welche ins Meer geworfen werden, und feiert Feſte zu ihren Ehren. Ob man ſich ein Leben nach dem Tode denkt und

Fig. 3.



Götzenbild mit Kopfputz und Federkragen.

wie man ſich dasſelbe vorſtellt, darüber haben wir gar keine Nachrichten. Die Leichen legt man ſo lange auf Gerüſten aus, bis nur die Knochen übrig bleiben, und beſtattet dieſelben dann an einem gemeinſamen Begräbnisplatz.

Fig. 4.



Geſchnitztes Götzenbild.

Nach allem, was wir wiſſen, ſind die Salomoninſulaner ein geiſtig ſehr bedeutend begabter Menſchenſtamm. Ihre große Wildheit und Kriegsluſt hat ſie daher deſto gefährlicher gemacht und die Begegnungen mit Europäern ſind anfänglich ſelten unblutige geweſen. In den ſämtlichen Melaneſiern anhaftenden Eigenſchaften: Argwohn, Treuloſigkeit und Hinterliſt ſollen ſie alle ihre Stammesgenoſſen übertreffen. Daher haben ſich Europäer erſt ſpät entſchloſſen, hier Handelsverbindungen anzuknüpfen, obwohl die Eingebornen Handel mit Vorliebe treiben und die Beſtände von Sandelholz ſehr bald die Begierde habſüchtiger Schiffer reizten. Jetzt werden namentlich die ſüdlichen Inſeln viel von Sydney aus beſucht, um Lebensmittel, Schildpatt und in Simbo auch Schwefel einzutauſchen. Walfänger liefen früher

häufig den Blanchehafen auf Treasury an, um sich mit Proviant zu versehen; jetzt haben sich Agenten der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft hier und dort niedergelassen. Aber die ohnehin feindliche Stimmung der Eingebornen ist durch den Arbeiterhandel oder vielmehr Menschenraub noch bedeutend verschärft worden und kommt, trotz verbesserter Regulative, immer wieder zum Ausbruch. Dagegen hat die Mission, welche auf Anuda, Bauro, Malanta und Ysabel Stationen errichtete, sich mit Erfolg bemüht, freundlichere Beziehungen zu schaffen und die Eingebornen zu milderen Sitten heranzuziehen.

Die Santacruz-Gruppe.

Es war am 8. September 1595, daß Mendana, von den eben entdeckten Markesas kommend, in Sicht der damals thätigen Vulkane der Santacruzinseln gelangte. Auf der größten derselben beschloß er, eine Niederlassung anzulegen, aber der begonnene Versuch wurde nach seinem schon am 18. Oktober erfolgten Tode von seinem Nachfolger Quiros aufgegeben und die Gruppe am 7. November geräumt. Danach vergingen nahezu 200 Jahre, ehe sie Carteret, die Salomoninseln suchend, am 12. August 1767 wieder sah und sogleich wieder erkannte. Von ihm erhielt die Gruppe den auch jetzt noch häufig gebrauchten Namen: Königin Charlotte-Inseln. Lapérouse litt 1788 an den Riffen der südlichsten Insel Wanikoro Schiffbruch und das Forschen nach seinem Schicksal führte eine Anzahl von Männern hierher, wie D'Entrecasteaux 1793, Dillon 1827, D'Urville 1828, so daß wenigstens die ebengenannte, zweitgrößte Insel der Gruppe genauer erforscht wurde. Die nördlichen Inseln sind 1869 durch Tilly aufgenommen worden. Die neuesten Nachrichten über die Santacruzinseln sowie über die Neuen Hebriden stammen von dem Leutnant Markham, welcher 1871 und 1872 fast jede größere Insel der beiden Archipele berührte.

Fig. 5.



Deutsche Handelsagentur auf den Salomonen.



Die Inſelgruppe zieht ſich in derſelben Richtung von Nordweſt nach Südoſt wie die nördlicher gelegene Salomogruppe und die ſüdlicheren Neuen Hebriden, aber auf einer mehr öſtlich gelegenen Linie. Ihre Ausdehnung bezeichnen von Norden nach Süden die Nordſpitze von Nupani unter 10° 4′ und die Südſpitze von Wanikoro unter 11° 45′ ſ. Br., von Weſten nach Oſten die Weſtſeite von Nupani unter 165° 40′ und das Oſtende von Wanikoro unter 166° 52′ öſtl. Länge. Das Geſamtareal berechnen Behm und Wagner nach der britiſchen Admiralitätskarte auf 938 Quadratkilometer oder 17 Quadratmeilen. Nur zwei bis drei Inſeln ſind von größerem Umfange, die meiſten der übrigen kleine, niedrige Korallenformationen. Die bedeutendſten ſind Santacruz oder Indengi (560 Quadratkilometer = 10,2 Quadratmeilen) und Wanikoro, die ſüdlichſte von allen (164 Quadratkilometer = 2,97 Quadratmeilen). Die nicht koralliniſchen Inſeln ſind ſämtlich hoch und vulkaniſcher Natur; auf dem kleinen, unbewohnten Tenakora befindet ſich ein überaus thätiger Vulkan. Die Erhebungen der Inſeln überſteigen aber 1000 Meter wahrſcheinlich nicht. Korallenriffe, Küſtenriffe wie Barrenriffe umgeben die ſüdöſtlichen Inſeln, anderwärts ſind Küſtenriffe nicht häufig, das Meer vielmehr ſchon nahe am Lande von großer Tiefe.

Die Vegetation iſt noch ganz die der nördlicheren melaneſiſchen Gruppen, nur findet ſich in Wanikoro ſchon als Erinnerung an Neuſeeland eine Dammaratanne (Dammara macrophylla). Und die Nahrungspflanzen, welche die Neubritannier kultivieren, baut man auch hier. Die Tierwelt iſt, wenigſtens was die Landfauna betrifft, eine ſehr arme. Von Säugetieren finden ſich Schweine und Ratten, die erſten faſt nur im wilden Zuſtande, und auch die Vogelwelt iſt, ſoweit bekannt, ſehr arm. Unter den nicht gerade zahlreichen Inſekten ſind die Ameiſen als beſonders läſtig bemerkenswert. Seetiere giebt es dagegen in großer Fülle und Mannigfaltigkeit. Das Klima iſt außerordentlich feucht und heiß, daher herrſchen hier furchtbare

Sumpffieber, die namentlich Wanikoro in sehr üblen Ruf gebracht haben.

Über die Bewohner sind wir nur ungenügend unterrichtet; höchstens kennen wir die Einwohner von Wanikoro etwas eingehender. Wenn diese aber als körperlich und geistig verkommene Menschen erscheinen, so ist daran wohl das Klima zum großen Teile schuld. Auch sind die Wanikoresen ein von den Polynesiern des nahen Tucopia beeinflußter Stamm, die Bewohner der übrigen Inseln sind aber ganz unzweifelhaft Melanesier. Dazu müssen wir sie nicht allein nach ihrer Körperbildung, auch nach ihren Charakteranlagen rechnen, denn Argwohn und Kriegslust, Hinterlist und Grausamkeit sind ihnen eben so eigen wie allen anderen Mitgliedern ihrer Rasse. Wir haben aber auch Beweise, daß bei entsprechender Behandlung die entgegengesetzten Eigenschaften an den Tag treten können. Die Gesamtzahl aller Bewohner beläuft sich nach den Schätzungen des Commodore Goodenough auf 5000 Seelen.

In ihrer Kleidung und Ausschmückung gleichen sie ganz ihren nördlicher wohnenden Stammesverwandten, doch ist hier die Bekleidung mit einem Lendentuch allgemeiner als dort. Auf das Kopfhaar verwenden die Männer in Wanikoro ganz besondere Sorgfalt; sie kämmen es lang aus, erhöhen seinen Umfang durch Hinzufügung der Haare von Toten, binden dann alles zusammen und lassen den mit rotem Tuch oder Blättern umwickelten, spitz zulaufenden Schopf den Rücken herabfallen. Die Weiber aber schneiden das Haar ganz kurz ab. Tattuierung wird meist nur auf dem Rücken angebracht, aber das Bemalen des ganzen Körpers ist allgemein. Ein besonders geschätzter Schmuck sind Brustschilder aus glänzend geschliffenen Muscheln. In der Herstellung der verschiedenen Schmuckgegenstände beweisen sie viel Geschick, weniger ist das der Fall mit den verschiedenen Geräten, unter welchen die Säckchen, kleinen Kästchen von Bambus und Kalebassen zur Aufbewahrung der Ingredienzen für das Betelkauen das Zierlichste sind, das sie herzustellen verstehen.

Die größte Sorgfalt verwenden sie aber auf ihre Waffen, unter denen drei Meter lange, starke Bogen mit Pfeilen aus Rohr, deren Spitzen aus Knochen, Schildplatt und Rochenstacheln häufig vergiftet sind, als die gebräuchlichsten erscheinen. Speere und Keulen sollen auf Wanikoro fehlen. Auch die viereckigen, mit Palmblättern bedeckten Häuser sind besser gebaut, als der Zustand des sehr rohen Volkes erwarten ließe. Immer findet man sie zu Dörfern vereinigt, deren mit Palmen eingefaßte Straßen sich öfters rechtwinklig schneiden, während, wie auf Santacruz, Steinmauern von vier Fuß Höhe die Häuser umgeben, durch welche Thore in den Hofraum führen. Um die Dörfer herum liegen die Anpflanzungen, welche in Santacruz sorgfältig eingehegt sind zum Schutz gegen die wilden Schweine, deren es eine große Zahl giebt, während man zahme Tiere auch andrer Orten selten vorfindet. Mehr als Landbau wird indes der Fischfang gepflegt, wobei man sich außer Netz und Leine auch des Bogens bedient. Die Boote, in welchen die Fischer auf die See hinausfahren, sind aus Stämmen ausgehöhlt und außerordentlich schmal, daher auch mit Auslegern versehen, um gegen das Umschlagen zu sichern. Diese kleinen Boote werden mit Rudern bewegt, die großen, durch eine Platform verbundenen Kriegs- und Handelskähne haben aber große Segel, auf ihnen werden oft weite Fahrten unternommen. Denn diese Insulaner betreiben Handel mit Vorliebe und sie haben sich daher nicht auf den Verkehr zwischen den einzelnen Teilen ihrer Gruppe beschränkt, vielmehr ihre Verbindungen bis nach Toumako, Tucopia, ja vielleicht bis zu den Banksinseln ausgedehnt.

Was wir sonst von ihren Kulturzuständen wissen, ist sehr dürftig und bedarf noch mancher Ergänzung, vielleicht Richtigstellung. Die Frauen nehmen auch hier, wie zu erwarten, eine sehr niedrige Stellung ein und Polygamie ist erlaubt, wenngleich nur die Vornehmen mehr als ein Weib zu besitzen scheinen. Die Mädchen werden schon als Kinder verlobt und, außer einem Feste, finden bei Schließung der Ehe keine besonderen Ceremonien

ſtatt. Ihre politiſchen Verhältniſſe ſcheinen ſich in völligſter Auflöſung zu befinden und die Herrſchaft eines Häuptlings ſich höchſtens über wenige Dörfer zu erſtrecken. Die hervorragende Stellung dieſer Männer ſcheint auch nur auf ihre perſönlichen Eigenſchaften begründet zu ſein.

Noch weniger iſt uns über ihre religiöſen Vorſtellungen bekannt. Man hat, wie auf den Nachbarinſeln, Tempel, in welchen ſich Götzenbilder befinden, wo auch die Schädel der Erſchlagenen aufbewahrt werden, aber dieſe Gebäude dienen daneben als Schlafgemach für die unverheirateten Jünglinge, für Fremde und zu Beratungen. Als ein Anzeichen, daß wir uns Polyneſien nähern, begegnen wir dem Tabu, das in Wanikoro ſogar ſchon mit dieſem Worte bezeichnet wird.

Für das europäiſche Ohr hat der Name der Santacruz-inſeln keinen guten Klang. An der Küſte der ſüdlichſten Inſeln erlitt Lapérouſe Schiffbruch und Untergang, auf Nukapu wurde Biſchof Patteſon ermordet, auf der Hauptinſel Santa Cruz fand Commodore Goodenough ſeinen Tod. Allerdings waren die Eingebornen durch die Entführungen ihrer Landsleute als ſogenannte „freie Arbeiter“ ſchwer gekränkt worden. Jetzt haben ſich hier aber ſchon Miſſionare niedergelaſſen unter dieſen wildeſten aller Melaneſier, denen man freilich die ſonſt bei ihrem Stamm überall verbreitete Liebhaberei für Menſchenfleiſch bisher nicht hat nachweiſen können.

Die Neuen Hebriden.

Es iſt ein engliſcher Name, welchen dieſe Gruppe führt, aber es waren Spanier, welche dieſelbe zuerſt entdeckten. Freilich hielt Pedro Fernandez de Quiros, der, von Callao kommend, am 30. April 1606 in dem geräumigen Hafen San Felipe und Santiago der Inſel Eſpiritu Santo vor Anker ging, die von

ihm entdeckte Küste noch immer für einen Teil des vielgesuchten australischen Festlandes. Und dieses spanische Heiliggeistland blieb mehr als anderthalb Jahrhundert völlig vernachlässigt, denn erst 1768 sah Bougainville den Nordrand und taufte die Gruppe in die Grandes Cyclades um. Der Name wäre kein unpassender, indessen hat er nicht bestehen können vor Cooks Bezeichnung, welche die Inselgruppe noch heute trägt. Und mit Recht, verdanken wir doch dem großen englischen Erforscher der Südsee das meiste, was wir über die geographischen Umrisse des uns noch immer zu wenig bekannten Archipels überhaupt wissen. Denn auch die Nachrichten, welche uns verschiedene Seefahrer, darunter vor allen Tilly, sowie die Missionäre und in neuester Zeit Leutnant Markham gebracht haben, lassen noch viel Raum zu weiterer, gründlicherer Forschung.

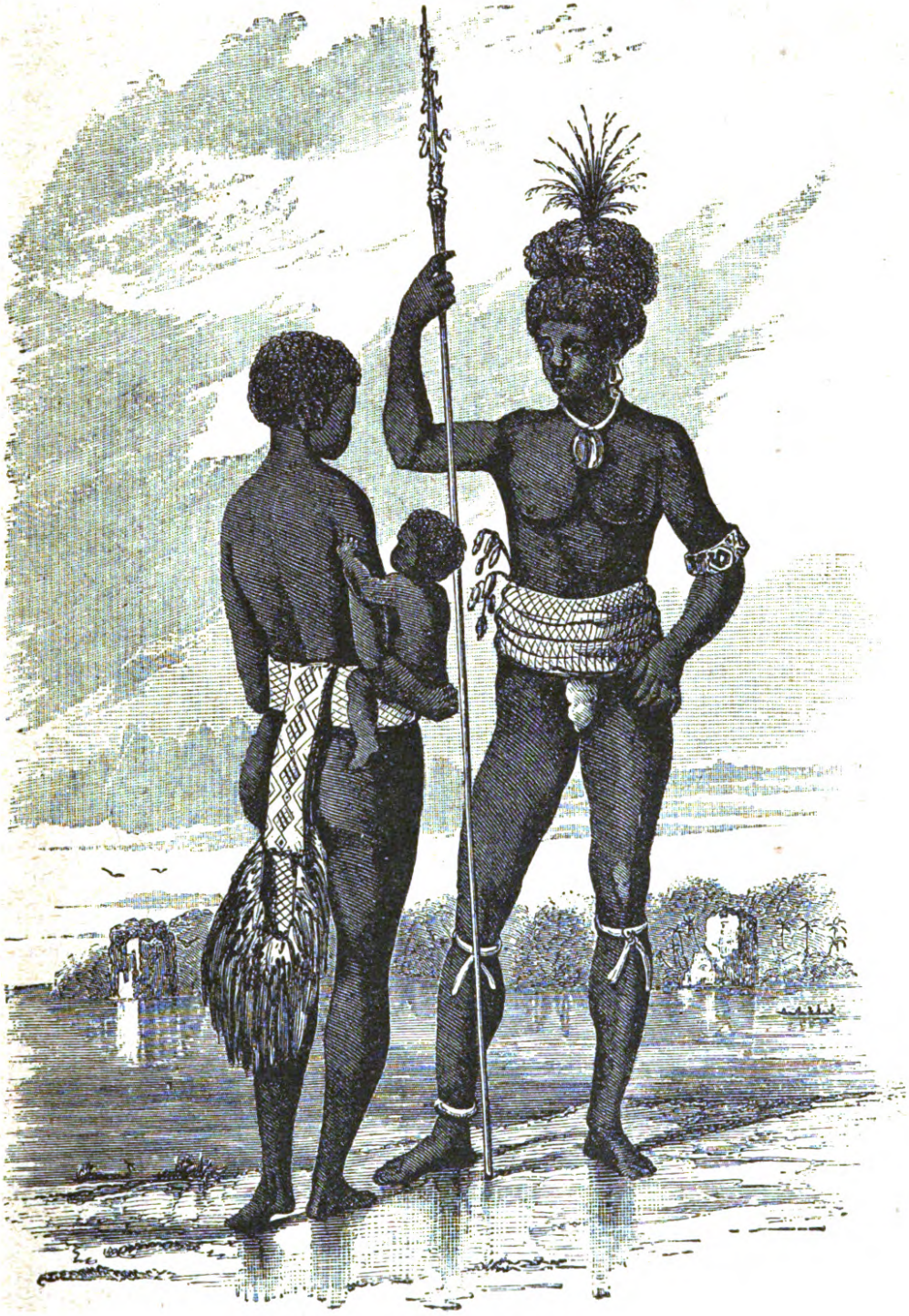
Die Neuen Hebriden erstrecken sich von dem nördlichsten Ababa unter 13° 4′ s. Br. bis zu dem vulkanischen Felskegel Fearn unter 22° 24′ s. Br. durch einen Meeresraum von 180 Meilen Länge. Die Breite des Archipels von 166° 30′ bis 169° 53′ östl. L. beträgt aber wenig über drei Grade. Die Zahl der Inseln und Inselchen ist eine sehr bedeutende, aber nur vierzehn haben eine Größe, welche über eine deutsche geographische Quadratmeile hinausgeht. Das Gesamtareal ist auf 13 227 Quadratkilometer oder 240,2 Quadratmeilen berechnet worden. Eine Meeresstraße trennt den Archipel in zwei Gruppen: eine nördliche, welche mit den Banksinseln etwa 33 Inseln neben zahlreichen kleinen Felseneilanden und Riffen umfaßt, und eine südliche, der fünf Inseln angehören. Aus der ersten Gruppe nennen wir Espiritu Santo, Mallicollo, Aurora, Pentecost und Ambrym, aus der zweiten Eromango, Tanna und Aneityum.

Fast alle diese Inseln sind vulkanischen Ursprungs, wie wir aus dem häufigen Vorkommen der vielen erloschenen sowie der noch heute thätigen Vulkane zu schließen berechtigt sind. Noch jetzt sehen wir solche Thätigkeit auf Ambrym, wo der sogenannte Kraterberg stets dichte Rauchsäulen ausstößt und zu Zeiten alles

weithin mit Asche bedeckt, auf Lopewi, dessen 1524 Meter hoher Kegel Schwefeldämpfe ausstößt, und auf Tanna, wo der aus kahler, mit Asche und Skorien bedeckter Ebene emporsteigende Aschenkegel Yasowa in Pausen von fünf bis zehn Minuten Lavabrocken in die Luft sendet und den Schwefel liefert, der jetzt an der nahen Sulphurbai schon in großen Quantitäten verschifft wird. Auf Tanna finden sich auch an der Westküste des kleinen Hafens Erupabo zahlreiche heiße Mineralquellen und Solfataren mit Quellen von heißem Wasser und Schwefeldämpfen. Auch auf Wanualawa sprudeln an den Abhängen des Nordpik Schwefelquellen, die aus kraterförmigen Öffnungen heiße Dampfwolken ausstoßen, und schwefelsaure Bäche ergießen sich in das nahe Meer. Das Jahr 1872 zeigte eine besonders große vulkanische Thätigkeit, nur Lopewi blieb damals ruhig. Das Innere ist überall hoch, doch überschreiten die Berge das Maß von 1650 Meter nirgends. Oft steigt das Land auch vom Meeresufer jäh auf und fällt ebenso plötzlich zu großen Tiefen hinab. Korallenriffe sind selten und treten nur in der Form von Küstenriffen auf; wie alle melanesischen Inseln ohne Barrenriffe hat die Gruppe wenige gute Häfen.

Der vorteilhafte Eindruck, den die malerisch schönen Formen des Landes schon beim ersten Anblick hervorrufen, wird bei näherer Besichtigung noch erhöht durch die dichte und üppige Vegetation, welche Berg und Ebene überzieht. Kokospalmen besäumen die Ufer und bedecken in schattigen Hainen bis weit ins Innere das fruchtbare Gelände, das bis zu den höchsten Bergkuppen mit mächtigem Baumwuchs bekleidet ist, wenn nicht vulkanische Ausbrüche der Vegetation Schranken gesetzt haben. Auf diesen Inseln begegnen sich die indische und neuseeländische Flora. Die erste herrscht mit der Areca- und Sagopalme noch vollkommen auf den nördlichen Inseln, aber auf den südlichen mischen sich schon Pflanzenformen wie Dammara und Podocarpus unter die Bewohner der indischen Zone. Kasuarinen erinnern an Australien und Ficusarten überwiegen in den

Fig. 6.



Eine neuhebridiſche Familie.

feuchten Urwäldern, welche die Farne zur Mächtigkeit von Bäumen emporwuchern lassen. Dennoch gewahren wir nicht mehr die Mannigfaltigkeit melanesischer Formen. Dürftig wie auf den Nachbarinseln ist die Tierwelt. Wir finden hier von Säugetieren abermals nur das Schwein, den Hund und die Ratte, die letzten beiden von Europäern gebracht. Vögel sind zwar häufiger, doch fehlen Kakadus und rotgefärbte Loris, dafür haben wir aber zwei Arten von Lorikets (Trichoglossus) und eine Art Megapodius. Die Fische wie die Kriechtiere, Insekten und Mollusken tragen sämtlich einen indischen Charakter. Die Schlangen sollen nicht giftig sein, wohl aber einige Fische wenigstens unter gewissen Umständen. Das Klima ist heiß und feucht und während der Regenzeit (November bis März) im höchsten Grade ungesund. Dann herrschen die den Fremden gefährlichen Fieber, das ist auch die Zeit der Orkane, welche namentlich auf den südlichen Inseln oft furchtbar zerstörend wüteten.

Die Bewohner, deren Zahl man auf 70 000 berechnet, gehören unzweifelhaft zum melanesischen Stamm, obschon sich augenscheinlich viele polynesische Elemente eingemischt haben, so daß die Bewohner von Aniwa und Futuna sogar einen polynesischen Dialekt sprechen. Dieser polynesische Einfluß macht sich auch in der Erscheinung der Bewohner der Gruppe bemerkbar, deren sonst äußerst abstoßende Züge durch die Vermischung mit östlicher wohnenden Inselbewohnern hier und dort angenehm modifiziert sind. Die Zahl der Bewohner war ehedem unbedingt eine größere; Forster schätzte sie auf 200 000. Kriege und Mordthaten sowie das ungesunde Klima und Krankheiten, zum Teil wie Pocken, Masern, Influenza von den Europäern eingeschleppt, haben das ihrige gethan, die Bevölkerung zu dezimieren, so daß sie jetzt weit unter Forsters Schätzung steht. Und auch der civilisierende Einfluß der Mission hat diese Abnahme nicht hindern können.

Ganz melanesisch ist die eigentümliche Haartracht, hier hoch

aufgetürmt, dort in Zöpfen geflochten, die Färbung derſelben, ſowie das Bemalen des Körpers mit ſchwarzer, roter und weißer Farbe. Polyneſiſch iſt die Sitte des Tattuierens auf den Banksinſeln und Eromanga, ſonſt haben wir auch hier die Bildung von Narben, wie wir ſie bei Melaneſiern erwarten. Auch die Vorliebe für Schmuck aller Art, für Federn und wohlriechende Blumen, mit denen wie Hals und Arme, ſo auch Naſe und Ohr ausgeputzt werden, haben die Bewohner der Neuen Hebriden gerade ſo mit ihren Stammesgenoſſen gemein wie die Abneigung gegen das, was wir unter Bekleidung verſtehen. Ein Gürtel bei den Männern, ein Schurz bei den Frauen iſt das einzige, was wir in dieſer Hinſicht finden. Aber während ſie viel Mühe und Sorgfalt auf die Herſtellung zahlreicher Zierrate verwenden, ſtehen ſie andren Melaneſiern in der Verfertigung von Hausgerät, von Matten, Körben, Segeln u. dgl. nach. Ihre Boote aus ausgehöhlten Stämmen mit Auslegern ſind roh gearbeitet, ihre viereckigen Hütten aus Bambusſtäben mit großen Dächern von Palmblättern ſind oft recht elende Bauten, nur die mit Schädeln behangenen Gemeindehäuſer ſind von beſſerer Konſtruktion. Die Waffen aber verraten größere Sorgfalt. Anderthalb Meter lange Bogen aus Kaſuarinenholz und mehr als meterlange Pfeile aus Rohr mit harten Holzſpitzen bilden die Hauptwaffen. Pflanzengift muß die oft mit Widerhaken verſehenen Pfeile auf den nördlichen Inſeln noch gefährlicher machen. Andere Waffen ſind ſcharfkantige Holzkeulen und Schleudern. Und um ſich gegen Überfälle zu ſchützen, umgiebt man die Dörfer hier und da mit Wällen und flachen, durch Blätter verborgenen Gräben, in deren Sohle Pfeilſpitzen oder ſcharfe Bambusſplitter dem unbekleideten Fuß des Eingebornen Gefahr bringen.

Krieg bildet faſt die einzige Beſchäftigung der Männer und zwar werden die Kämpfe mit einer Wildheit geführt, die ihre gewiß nicht milden Stammesgenoſſen noch weit hinter ſich läßt. Der erſchlagene Feind wird dann als beſte Beute gefreſſen,

Fig. 7.



Anthropophagen mit Menschenknochen.



wie denn überhaupt, die Vitiinſulaner ausgenommen, kein Volk der Anthropophagie in ſolchem Maße ergeben iſt wie gerade dieſe Leute. Ans Land Verſchlagene traf ſtets unwiderruflich dieſes Schickſal, ja auch Stammesmitglieder wurden verzehrt oder zu dieſem Zwecke auch wohl an die Nachbarn verſchenkt, wenn man des Guten genug hatte. Als der Miſſionar Turner einem Eingebornen deswegen Vorſtellungen machte, erwiderte derſelbe lachend: „Schweinefleiſch iſt gut für Sie, dies aber paßt für uns.“ Ein kannibaliſcher Feinſchmecker zieht übrigens einen Farbigen einem Weißen vor; der Letztere ſchmeckt „zu ſalzig“. Sie betrachten alles, was ihnen vorkommt, als „Fiſch“, wie die Niedermetzelungen weißer Männer gezeigt haben. Sonſt iſt die Nahrung eine überwiegend vegetabile. Daher betreibt man den Landbau zwar nicht in ſehr großer Ausdehnung, über den Bedarf hinaus bauen ſie Yams und andere Wurzeln nicht, allein ſie verwenden doch viel Sorgfalt auf ihre Felder und die Regelmäßigkeit und Ordnung der mit zierlichen Zäunen umzogenen Äcker wird von allen Reiſenden gerühmt. Zu ſolchen Erträgniſſen liefert die Jagd wenig, wohl aber die See reiche Ausbeute, denn dieſelbe iſt hier ebenſo ergiebig als in andern Gebieten des Stillen Oceans, allein man denkt wenig daran, dies auszunutzen. Polyneſiſch iſt die Zubereitung der Speiſen in Öfen, polyneſiſch iſt auch der Genuß des Kawatranks und ſeine Zubereitung, das Betelkauen iſt aber nur bei den Banksinſulanern beliebt. Von den abendlichen Kawagelagen ſind die Frauen ſtets ausgeſchloſſen, ja man erlaubt ihnen nicht einmal, in Geſellſchaft der Männer zu eſſen, ſondern weiſt ihnen beſondere Eßplätze an.

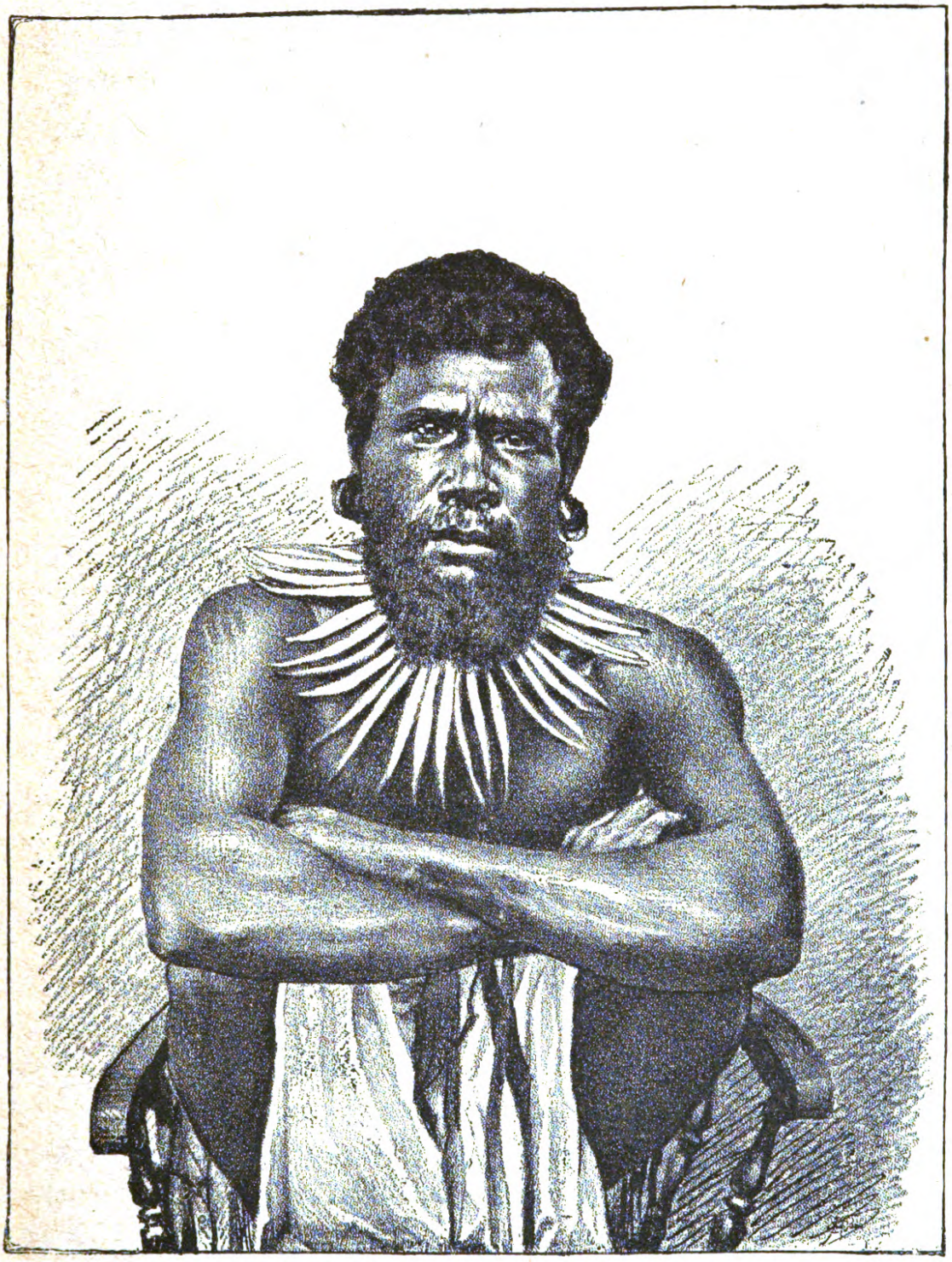
Man hält die Frauen für niedrigere Weſen, denen es nicht zukommt, in Geſellſchaft der höher ſtehenden Raſſe ihr Mahl zu ſich zu nehmen, daher iſt die Lage des weiblichen Geſchlechts hart und drückend und die Frauen allein haben alle Arbeiten auf den Pflanzungen wie im Hauſe zu verrichten. Man kauft ſie von den Angehörigen — drei Schweine ſind ein gewöhnlicher

Preis — und nach Begehung einiger Feierlichkeiten ist die Ehe geschlossen. Aus dieser Geringschätzung des weiblichen Geschlechts entsprang denn auch der Kindermord, dessen Existenz wenigstens für einige Inseln bestimmt nachgewiesen ist, und dem die Mädchen vor allem verfallen. In Fate begräbt man die Neugebornen lebendig. Dennoch zeigten diese rohen Menschen auch große Liebe zu ihren Kindern. Starb ein solches, so mußte ihm seine Mutter oder nächste Verwandte mit ins Grab folgen, damit es nicht allein sei. Daher trug jede Frau vom Tage ihrer Verheiratung einen Strick um den Hals zum eventuellen Gebrauch.

Dem Toten als Begleitung eine Anzahl von Menschen mitzugeben, war auf den südlichen Inseln allgemeine Sitte. Dem Manne mußte seine Witwe folgen, dem Vornehmen wurden lebendige oder geschlachtete Menschen ins Grab gelegt. Aber man begrub auch, wie in Viti, Greise lebendig und zwar auf deren ausdrücklichen Wunsch und, waren es Häuptlinge, unter feierlichen Ceremonien, denn, lebendig ins Grab zu steigen, galt dem alten Mann als hohe Ehre. Der Tote aber wurde hier ins Meer geworfen, dort in der Erde begraben, auf besonderen Begräbnisplätzen, waren es Vornehme, in rings umschlossenen Hütten, sodaß der Kopf hervorragte. War dann das Fleisch zerstört, so wurde der Schädel entfernt, um in den Gemeindehäusern Verehrung zu genießen.

Denn die Seelen gestorbener Häuptlinge waren es insbesondere, welche die Stelle der Götter einnahmen. Man brachte ihnen Opfer, auch von Menschen, welche zerstückelt ins Meer geworfen wurden, und rief ihre Hilfe, namentlich bei Krankheiten, an. Aber man verehrte auch Steine und Holzblöcke; Götzenbilder scheint man indessen nicht besessen zu haben. Dazu kommen noch einige, gleich dem Tabu von den Polynesiern entlehnte Gottheiten. Nach dem Tode ziehen die Seelen gen Westen, denn dort liegt die Unterwelt. Mäßiger aber als der Glaube an ihre Götter ist die Furcht vor den Zauberern, welche eine Art Priesterstand bilden. In der Macht dieser gefürchteten Männer

Fig. 8.



Häuptling von der Insel Tanna, Plantagen-Aufseher auf Viti.



liegt es, die Menſchen mit Krankheit zu ſchlagen, Regen und Unwetter heraufzubeſchwören, alle Art Ungeziefer, der Menſchen und Tiere Plage, iſt ihr Werk.

Dieſe Prieſter ſind bisweilen zugleich Häuptlinge ihres Stammes und genießen dann doppelte Ehre. Daß ſolche Ehre eine ſehr hohe ſein muß, erkennen wir daraus, daß man dieſe Häuptlinge, wie wir ſchon wiſſen, nach dem Tode wie Götter anbetet. Auch ſcheint eine Abſtufung unter den Häuptlingen zu beſtehen, ſo daß die über einzelne Diſtrikte geſetzten ſich einem mächtigeren gemeinſamen Oberhaupt unterordnen. Allein an wirklicher Macht außer ſolcher, wie ſie die Perſönlichkeit begründet, ſcheint es den einen wie den anderen gänzlich zu fehlen, auch ſind ſie äußerlich von ihren Untergebenen durchaus nicht zu unterſcheiden. Daher reicht bei Streitigkeiten der Einzelnen unter einander der Einfluß der Häuptlinge ſelten aus und ein jeder hilft ſich zu ſeinem Rechte, wie er kann. Überhaupt ſtehen die politiſchen Inſtitutionen in tiefſtem Verfall. Hinſichtlich des jedem Stamm zugehörigen Landes ſcheint völliger Kommunismus zu herrſchen, nur die Wohnungen und Kokospalmen machen eine Ausnahme und ſind Privateigentum. Ganz an tahitiſche Einrichtungen mahnt uns aber jene auf Wanualawa beobachtete Einteilung der Männer in Klaſſen, in welche ſie ſtufenweis aufrücken, ſowie die gemeinſamen Mahlzeiten der jungen Männer in beſonderen Klubhäuſern.

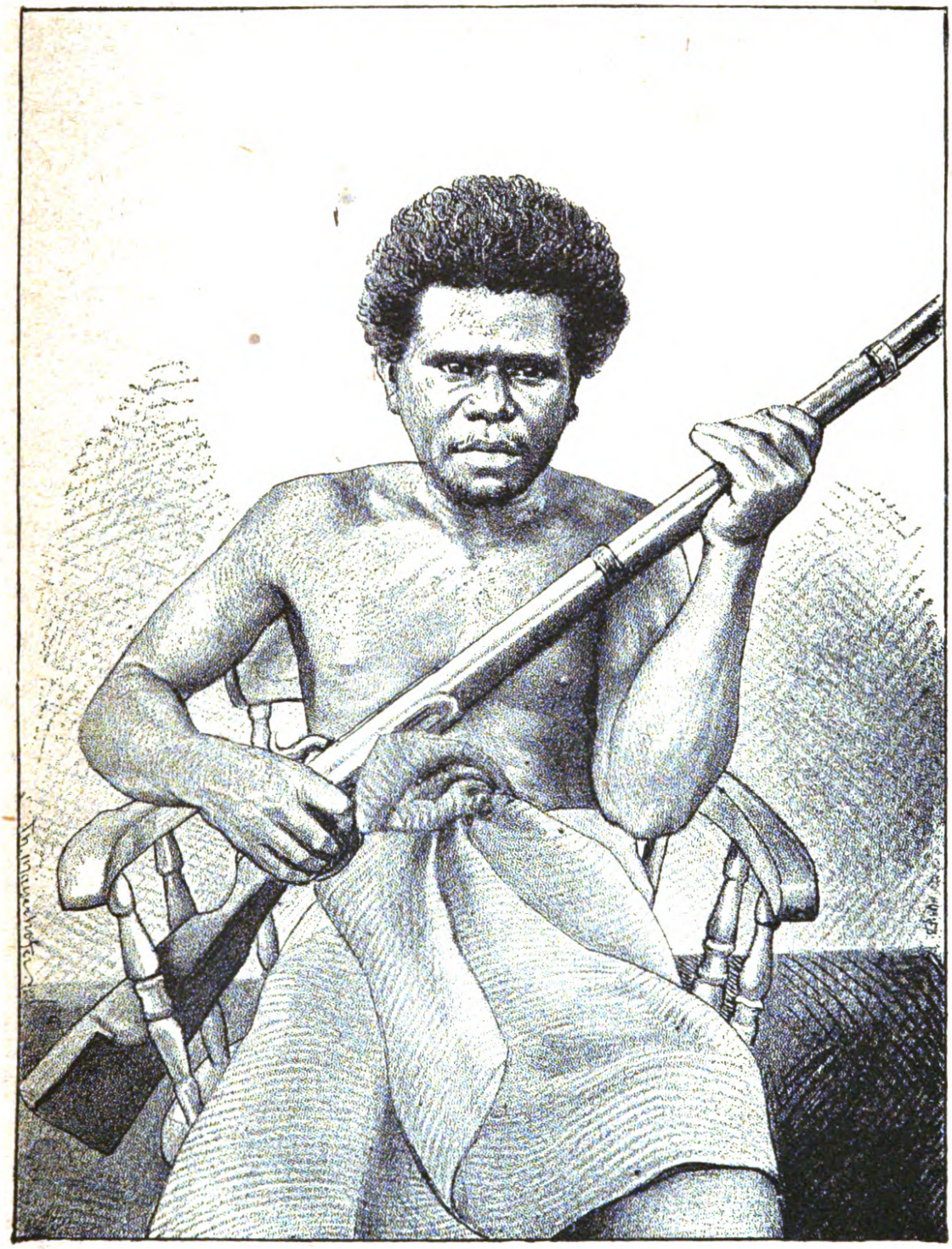
Die einzelnen Stämme liegen faſt immer in Zank und Streit und heimliche Überfälle ſind häufig; daher werden die Waffen faſt nie aus der Hand gelegt und befinden ſich ſtets in der Nähe des Schlafenden. Wird Friede geſchloſſen, ſo überreichen ſich die Parteien Palmzweige oder eine Kawawurzel, auch gießen ſie ſich Seewaſſer über den Kopf oder pflanzen junge Bäumchen. Das Vertauſchen der Namen, wie es auf Tanna üblich iſt, weiſt wieder auf polyneſiſche Nachbarſchaft hin.

Die geiſtigen Anlagen der Bewohner der Neuen Hebriden ſind keineswegs verächtliche, wie wir auch wohl aus ihrer ſchon

so vielfach bemerkten Verwandtschaft mit Polynesiern erwarten dürfen. Daß zwischen den beiden jetzt so verschiedenen Volksstämmen früher ein ursprünglicher Zusammenhang stattgefunden haben müsse, beweisen die Untersuchungen von Gabelentz über die zahlreichen Dialekte, in welche die Sprache der Insulaner zerfällt. In diesen Sprachen haben sie einfache Lieder gedichtet, welche sie in ganz hübschen Melodien, begleitet von einer Art Flöte und einer Trommel aus ausgehöhltem Holz, singen. Diese Instrumente fehlen auch ebensowenig wie Gesänge bei ihren Tänzen, ohne welche kein Fest gefeiert wird. Der Jahresanfang datiert bei ihnen von der Yamsernte und die Nacht teilen sie nach den Sternbildern ein, welche sie zusammengestellt haben.

Als einen Vorsprung vor den übrigen Melanesiern und einen Beweis ihrer Befähigung für den Handel müssen wir es ansehen, daß sie eine Art Geld besitzen. In Eromanga nämlich sind außer Muscheln die Nawalä Münze, Ringe von Feldspath, fünf bis sechs Zoll dick und zwei bis vierzig Pfund schwer. Dies Geld hat begreiflicherweise nur im Verkehr der Insulaner Wert. Den Europäern, welche hierher zuerst des Sandelholzes wegen kamen, verkaufen sie Lebensmittel, Arrowroot, Orangen, in Tanna Schweine und Kokosnüsse, in Aneytum Baumwolle, welche die Missionare eingeführt haben, natürlich auch Geräte und Waffen für die Sammler und tauschen dagegen namentlich eiserne Geräte, Zeuge, Tabak, den sie außerordentlich lieben, und Feuergewehre ein. In diesem, besonders mit Handelsschiffen aus Sydney unterhaltenen Verkehr haben sich vor allen die Bewohner von Tanna als ebenso ehrliche wie geschickte Kaufleute bewiesen. Durch die Sandelholzhändler und später noch mehr durch die Sklavenfänger hat sich der anfangs friedliche Verkehr aber leider bald in das Gegenteil umgewandelt und diese Inselgruppe ist, wie keine andere, der Schauplatz von Greuelthaten gewesen, bei denen manches sehr wertvolle Leben, wie das von Patteson und Goodenough, geopfert wurde. Die Mission, welche unter den von Natur schon äußerst wilden, und durch schlechte

Fig. 9.



Mann von der Insel Tanna, Plantagen-Arbeiter auf Viti, mit Lendentuch bekleidet.

Behandlung noch gefährlicher gemachten Insulanern erst nach vielen Mühen und Verlusten von Menschenleben festen Fuß fassen konnte, besitzt jetzt aber eine Anzahl von Stationen, deren Errichtung für die Eingebornen von größtem Vorteil geworden ist.

Neukaledonien.

1. Das Land.

Die Franzosen, welche sich hier festgesetzt haben, verstehen unter Neukaledonien nicht allein die Hauptinsel, welch eigentlich diesen Namen führt, sondern auch die östlich gelegene Lifugruppe und die kleine Fichteninsel nebst zugehörigen Dependenzen sowie die Chesterfieldinseln. Alle diese Inseln und Inselgruppen wurden erst sehr spät aufgefunden. In der That gehören sie zu den letzten Errungenschaften europäischer Forschung in der Südsee. Cook entdeckte 4. September 1774 die Ostküste der Hauptinsel und befuhr sie in ihrer ganzen Länge. Nach dem gebirgigen Charakter des nordöstlichsten Küstenrandes gab er der Insel den Namen, welchen sie noch heute führt. Wenn einige dafür Baladea substituierten, so war daran ein Irrtum von d'Entrecasteaux schuld, welcher meinte, daß die Bewohner des ganz im Nordosten gelegenen Balad die ganze Insel mit diesem Namen bezeichneten. Aus Balad wurde dann das seltsame Baladea. Aber auch durch die Berichte von d'Entrecasteaux, welcher 1792 einige Zeit an der Küste verweilte, war nur über die Ostküste und auch nur über einen kleinen Teil derselben etwas mitgeteilt worden, näheres über das Land selber haben wir erst seit seiner Besitznahme durch die Franzosen 1853 und die darauf folgenden zahlreichen Expeditionen und Reisen erfahren.

Die Loyaltyinseln sind erst seit 1795 von Raven aufgefunden

und ſpäter dann und wann geſehen worden, allein bis d'Urville hierher kam, wußte man wenig mehr, als daß in dieſer Meeresgegend Land exiſtiere. D'Urville nahm die Oſtküſten auf ſeiner erſten Reiſe 1827 und die Weſtküſten auf ſeiner zweiten Expedition 1840 auf; ſpäter haben namentlich Erskine 1849, die Miſſionäre, einige Franzoſen und der Engländer Cheyne über die Gruppe eingehendere Nachrichten geliefert.

Der Archipel zieht ſich in der Richtung von Nordweſten nach Südoſten zwiſchen 17° 53' und 22° 38', alſo durch nahezu fünf Breitengrade und hat ein Geſamtareal von 19 823 Quadratkilometer oder 360 Quadratmeilen, wovon auf die Hauptinſel allein 16 712 Quadratkilometer oder 303,5 Quadratmeilen kommen. Das Geſamtareal iſt alſo etwas größer als Württemberg und die Hauptinſel noch erheblich umfangreicher als Baden, Sachſen oder Elſaß-Lothringen. Dabei beträgt die Geſamtbevölkerung nach der Zählung von 1878 nur 54 868 Seelen; davon 41 694 im eigentlichen Neukaledonien, 13 174 auf den Loyalty-Inſeln. Das Land iſt für Koloniſation um ſo mehr geeignet, als es ſich eines vortrefflichen Klimas erfreut. Die Durchſchnittstemperatur iſt in Numea und Kanala 22—23° C., in den kälteſten Monaten (Juli und Auguſt) 16—18° mit kühlen Nächten, in denen das Thermometer bis 9° C. ſinkt. Es giebt zwei Jahreszeiten: eine trockne und eine naſſe, doch werden dieſelben beide von gelegentlichen Wechſeln des Wetters unterbrochen. Von den beiden Küſten iſt die öſtliche bei weitem die feuchtere, daher auch fruchtbarere.

Doch auch an der Weſtküſte iſt die Hauptinſel mit wenigen Ausnahmen überall fruchtbar. Freilich ſind die Küſtenebenen zur Sommerszeit nicht überall anmutend; inmitten der verdorrten Vegetation behalten nur die doch nutzloſen Farne und einzelne verkrüppelte Bäume friſchere Farben und ſelbſt die Abhänge der in geringer Entfernung vom Rande aufſteigenden Berge ſind dürr und kahl. Allein ſobald wir weiter ins Land vorgehen, iſt die Üppigkeit der Vegetation eine außerordentliche. Forſters

Fig. 10.



Waſſerfall in der Bai Lebrés.

Beſchreibung, welche ganz auf die verbrannten Savannen des Auſtralkontinents paſſen würde, dürfen wir als für die ganze Inſel nicht gelten laſſen, da wir ja aus den Wanderungen von Marchant, Garnier, Bourgey u. a. wiſſen, welch eine Kraft, Friſche und Mächtigkeit die mit hohem Gras und dichtem Buſchwerk erfüllten, von Lianen umſtrickten Urwaldbäume der Gebirgslandſchaften zu entfalten vermögen.

Eine Verwandtſchaft zwiſchen Neukaledonien und dem Auſtralkontinent erkennen wir aus vielen einzelnen Zügen. Die Berge, welche ſich in der Hauptrichtung der Inſel ihrer ganzen Länge nach und im Norden wenigſtens in zwei parallelen Ketten hinziehen, zeigen in ihrer geologiſchen Zuſammenſetzung eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Auſtralien. Damit hängt das Vorkommen der Metalle: Gold, Kupfer, Nickel, Antimon u. a. zuſammen. Eine große Höhe erreichen dieſe Gebirge nicht; der Pic Humboldt (1650 Meter) und Pic St. Vincent (1547 Meter), beide im ſüdlichen Teile, ſind, ſoweit bekannt, die bedeutendſten Erhebungen. Gar nicht mehr melaneſiſch, vielmehr echt auſtraliſch iſt auch das Austrocknen der Flüſſe zur Sommerszeit, woran indes nur die Weſtküſte und dieſe auch wohl nur in ihrem ſüdlichſten Teile leidet. Infolge der Konfiguration und der Richtung ihrer Gebirge können die Flüſſe nur kurz ſein; eine Ausnahme macht freilich der an der Nordküſte ins Meer fallende Diahot, welcher dreißig Seemeilen aufwärts ſchiffbar iſt. Im ſüdöſtlichſten Teile erlaubt der Yate wenigſtens in ſeinem unterſten Laufe, wo er ſich golfartig erweitert, ſelbſt großen Schiffen den Zugang; den Foa an der Weſtküſte befahren Schaluppen bis dreißig Kilometer von ſeiner Mündung. Einige der Flüſſe ſtürzen in ſchäumenden Kaskaden über die felſige Küſte zum Meer, ſo in der Bai Lebrés, ſo am Kap Colnett u. a. Südlich von letzterem öffnet ſich die Bai von Yengen (Tours Notredame, Gates of Yengen) zwiſchen hohen und düſteren, nadelſcharf und turmartig bis zu 300 Meter aufſteigenden Felſenſpitzen, einer der ſchönſten und merkwürdigſten Punkte des Landes.

Auch die Vegetation ist eine vorzugsweise australische, wenngleich indische und neuseeländische Elemente sich stark hineinmischen. Die indische überwiegt im östlichen Norden, die australische im südlichen Westen; das ist aus den herrschenden klimatischen Verhältnissen erklärlich. So finden wir Kokospalmen, Brotfruchtbäume und Bananen neben neuseeländischen Dammara, Areka und Farnen, beide Formen mehr oder weniger auf gewisse Gebiete beschränkt, während australische, darunter der wertvolle aromatische Niauli (Melaleuca viridiflora), der häufigste Baum des Landes, und prächtige Araukarien, welche stattliche Hochwälder bilden, in allen Teilen der Insel anzutreffen sind. Als charakteristisch erwähnen wir ferner das fast gänzlich ausgerottete Sandelholz (Santalum austrocaledonicum) und von Palmen die Kentia exorrhiza. Weite Strecken der Uferlandschaften sind mit knorrigen Rhizophoren besäumt, über deren weit aus dem stillen, schlammigen Meereswasser emporragende Wurzeln der Reisende zuweilen den mühsamen Weg zum Lande zu machen hat.

Die Tierwelt ist ausnehmend dürftig; nicht einmal das Schwein und den Hund kannten die Eingebornen, ehe der Europäer sie ihnen brachte. Nur die Ratte und der Flugbeutler scheinen einheimisch zu sein. Schafe und Rinder haben aber auf den Prärien der Westseite eine recht zusagende Heimat gefunden, wenn auch bisher die Viehzucht noch so unbedeutend entwickelt ist, daß sowohl lebendes Vieh als Fleischkonserven von Neusüdwales und Queensland beständig hierher geführt werden. Unter den Vögeln fehlen Formen, welche wir als für Neuguinea charakteristisch kennen, gänzlich; von 70 Arten, die uns Verreaux beschrieben hat, gehören 18 Australien, 13 Polynesien an, 45 Arten sind Neukaledonien eigentümlich. Die merkwürdigsten Formen sind ohne Zweifel der Kagu (Rhinochetus jubatus) und der Notu (Carpophage Goliath). Der erste gehört wie auch der interessante Gallirallus lafresnayanus zur Klasse der Stelzenvögel. Seine verkümmerten Flügel machen ihn eben so unfähig, sich in die Luft zu erheben, wie es die großen Vögel Amerikas

Fig. 11.



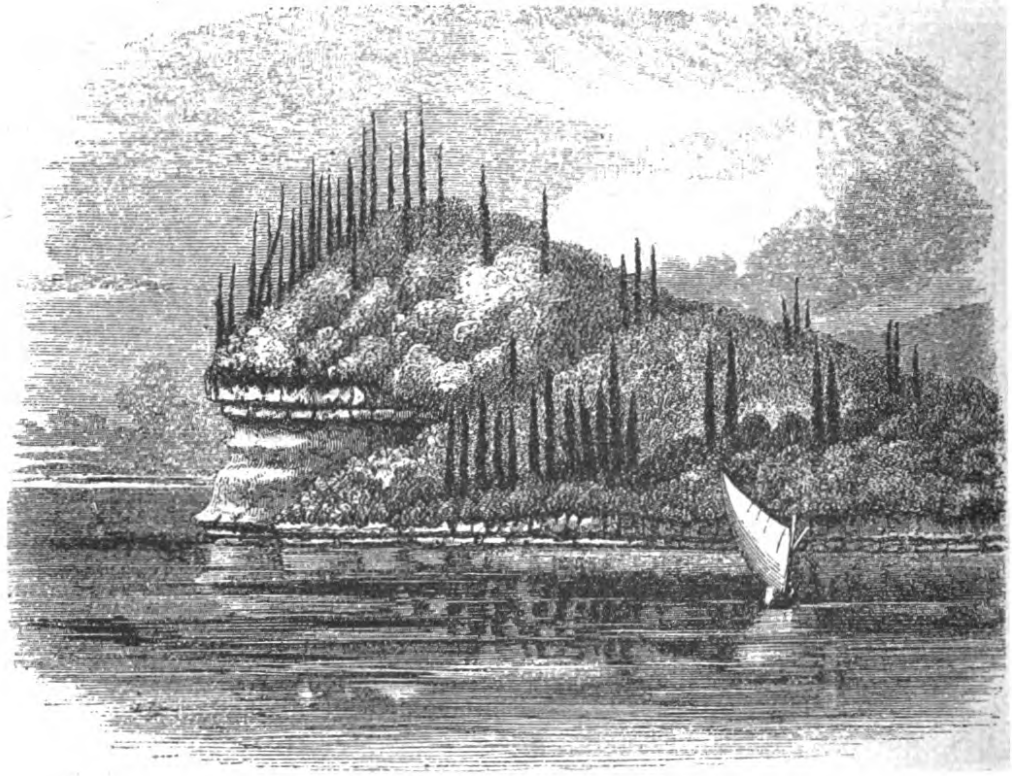
Rhizophoren an der Küste.

und Auſtraliens, der Apteryx Neuſeelands und andere ſind. Da er aber nur die Größe eines Kranichs hat, ſo hätte er gar nicht exiſtieren können, falls Neukaledonien im Beſitz von wilden Hunden oder anderen reißenden Tieren geweſen wäre. Der Notu iſt eine Taubenart von wahrhaft rieſiger Größe; er ſtößt eigentümliche, dem Brüllen eines Ochſen ähnliche Töne aus, dabei paßt er ſich aber in ſeinem Gefieder ſo den ihn umgebenden Farben des dichten Laubwaldes an, daß ohne die Hilfe der ſcharfen Augen eines Eingebornen der europäiſche Jäger ihn ſchwer zu Geſicht bekommt. Er iſt das größte Wild der Inſel. Amphibien ſind nicht häufig, dagegen giebt es zahlreiche Käfer und ſchädliche Inſekten; Moskitos ſind äußerſt läſtig und für den Landmann werden die zuweilen erſcheinenden Heuſchreckenſchwärme zu einer ernſtlichen Plage. Von den namentlich innerhalb der Riffe ſehr zahlreichen Seetieren nennen wir nur den Dugong und die Seegurke, welche letztere jetzt als Trepang einen wichtigen Handelsartikel bildet. Auf vielen der unbewohnten Inſeln befinden ſich wertvolle Guanolager, ſo auf der kleinen Huongruppe am äußerſten Nordende des umſchließenden Riffes, welche jährlich für 95 000 Mark Guano liefert, und auf den 1879 annektierten, weſtlicheren Cheſterfield-Inſeln, deren Vorrat auf 130 000 Tonnen geſchätzt wird.

Der Mineralreichtum Neukaledoniens iſt jetzt über allen Zweifel gerückt. Man hatte ſchon lange aus der geologiſchen Verwandtſchaft der Inſel mit Auſtralien auf das Vorkommen von Gold geſchloſſen; allein außer einigen ſehr ſpärlichen Proben wurde trotz wiederholter Unterſuchungen durch Regierung und Private lange gar nichts gefunden. Jetzt wird an mehreren Orten auf Gold gebaut. Die wichtigſte Grube iſt die am Diahot belegene, aus welcher von 1872 bis 1878 für eine Million Francs Goldwert gewonnen wurde. In dem Thale dieſes Fluſſes befinden ſich auch zahlreiche Kupfergruben; Kupfer findet ſich auch anderwärts. Außerordentlich reich iſt Neukaledonien aber an Nickel. Die wichtigſten Gruben, deren Erze 15—17

Prozent Reinmetall ergeben, ſind in der Umgegend von Huailu, dann bei Yate, Naketi, Tſchio, Uaraï u. a. Bei dem letztgenannten Orte ſind auch Kohlenlager entdeckt worden; die Qualität des gefundenen Minerals iſt aber eine ſo geringe, daß man bisher auf den Abbau verzichtet hat, und die Erze bisher noch nicht verhüttet, vielmehr in rohem Zuſtand zu den Schmelzen von Neuſüdwales geführt hat.

Fig. 12.



Araukarien auf der Bluffſpitze, Lifu.

Die Loyaltyinſeln beſtehen aus Madreporenkalkſtein, welcher durch vulkaniſche Kräfte zu einigen hundert Fuß Höhe emporgehoben iſt. Um die das Innere ausfüllenden dürren und von tiefen Spalten durchſchnittenen Hochplateaus zieht ſich ein ſchmaler, nicht unfruchtbarer Landſtrich, welcher allein bewohnt iſt. Flora und Fauna ſind beide gleich der neukaledoniſchen, nur ärmer; es fehlt zwar der Niauli, aber wir finden auch hier das Sandelholz und die prächtigen Araukarien, die oft auf dürreſten Felſen nahe

Fig. 13.



Goldgräber am Diahot.



am Meere üppig gedeihen. Das Klima ist durchaus gesund. Die Gruppe besteht aus der Hauptinsel Lifu und den kleineren Maré und Uea nebst den Beaupréinseln und mißt 2743 Quadratkilometer oder 40,8 Quadratmeilen.

2. Die Ureinwohner.

Die Bewohner Neukaledoniens haben wir ganz ohne Zweifel zu den Melanesiern zu rechnen, unter die sich hier und dort, namentlich an der Ostküste, Polynesier gemischt haben. Die letzteren, zu denen die Häuplinge mehrerer Gegenden gehören, sind leicht genug kenntlich durch ihre hellere Hautfarbe und ihr glattes Haar, während der Neukaledonier kupferbraun ist und das allen Papuanen eigentümliche krause Haar besitzt. Das Äußere dieser Menschen ist nicht ansprechend. Das Gesicht ist bei Männern wie bei Weibern häßlich, bei den letzteren oft in abschreckender Weise, wie denn auch die Formen des weiblichen Geschlechts nach kaum erlangter Altersreife jeglichen Anspruch auf Reiz völlig verlieren. Unter den Männern begegnen uns allerdings oft wohlproportionierte, kräftige, zuweilen wahrhaft herkulische Gestalten, deren wohlausgebildete Gliedmaßen zu jeder, Kraft oder Gewandtheit fordernden Thätigkeit vorzüglich befähigt sind. Ihre physische Tüchtigkeit läßt sich um so besser beurteilen, da sie fast ohne alle Kleidung gehen. Die Männer tragen häufig nur einen dünnen Strick um den Leib, die Weiber in der Regel einen äußerst schmalen Rock aus Rindenfasern, gelb oder schwarz gefärbt, auch wohl mit Muscheln besetzt. Das Haar schneiden die Frauen gewöhnlich kurz ab, die Männer aber lassen es lang wachsen, binden es in einen Schopf, ziehen es durch ein Bambusrohr oder einen Muschelring und umgeben es mit einer oben offenen, cylinderartigen Mütze aus schwarzem Zeug oder Blättern. Das Rotfärben der Haare, wie wir es bei anderen Melanesiern fanden, kommt hier sehr wenig vor; aber Blumen und Blätter, auch lange Federn sind, wie dort, ein beliebter Schmuck. Auch das Durchbohren der Ohrlöcher und ihr tiefes Herabziehen, das

weniger häufige Durchstechen der Nasenscheidewand, die Art des Schmucks um Hals, Arm und Bein ist völlig melanesisch. Selten ist aber die Narbenbildung am Oberkörper und auch die Tattuierung sehen wir nur hier und da und dann am häufigsten bei dem weiblichen Geschlecht. Dagegen liebt man es, den dunklen Ton der Hautfarbe durch Einreibungen mit Fett und Kohle noch zu erhöhen, wenn ein Fest bevorsteht oder zum Kampf gerüstet wird.

Bei beiden Gelegenheiten tritt der Charakter des Volkes am deutlichsten zu Tage. Die Pilu-Pilu sind festliche Versammlungen, zu denen die Mitglieder benachbarter Stämme von nahe und fern zusammenströmen, um ihre Gaben von Yams u. a. zu bringen und Tage und Nächte lang ihre Tänze aufzuführen, bei welchen sich diese leicht erregbaren Menschen in einen wahren Bacchantentaumel versetzen, ohne dazu stimulierender Getränke zu bedürfen, die sie übrigens niemals genießen. Der Kampf ist diesem kräftigen Volk eine nicht mindere Freude; von ihrem Mut und ihrer Tapferkeit haben die Neukaledonier den Franzosen gegenüber nicht selten glänzende Beweise gegeben. Sie benutzen dabei in ausgezeichnet geschickter Weise jede Deckung und verschwinden, nachdem sie den Feind höhnisch herausgefordert haben, schnell hinter dem schützenden Baum, sobald sie den Rauch der abgefeuerten Büchse gewahren, um die Kugel harmlos vorüberpfeifen zu lassen. Jetzt besitzen viele von ihnen ebenfalls Feuergewehre, die sie recht wohl zu gebrauchen verstehen, aber ihre eigenen Waffen sind lange Holzspeere, welche zur Erhöhung der Kraft mit kleinen Stricken geworfen werden, länglich geschnitzte und verzierte Keulen, Schleudern mit ovalen, geglätteten Steinen und Beile, die früher aus Serpentin waren, jetzt aber durch die importierten eisernen ersetzt sind. Bogen und Pfeile besaßen sie ursprünglich nicht, diese Waffen sind in neuerer Zeit eingeführt worden, man verwendet sie aber nicht im Kampf, sondern beim Fischfang. Sonst gebraucht man bei der Fischerei Speere und Netze, selten Angelhaken; man baut ferner Stein-

dämme, über welche die Flut die Fische treibt, die man durch gewisse Pflanzensäfte zu betäuben weiß.

Diese Fische bilden frisch oder geräuchert einen Hauptteil ihrer Nahrung; die Jagd liefert ihnen die beliebten Fledermäuse und Vögel, welche sie äußerst geschickt mit Schlingen fangen, aber man verschmäht auch Ratten, Spinnen, Heuschrecken, Käferlarven sowie Ungeziefer jeder Art keineswegs. Nur für die Häuptlinge reserviert sind aber die Schildkröten. Dasselbe galt auch früher vom Menschenfleisch, das Frauen und Kindern gleichfalls untersagt war, später aber ganz allgemein mit Vorliebe genossen wurde. Man verzehrte regelmäßig die im Kampf Erschlagenen, allein man beschränkte sich nicht darauf. Mancher Europäer fand seinen Tod, weil er die Begierde der Eingeborenen reizte, und es ereignete sich nicht selten, daß ein Häuptling den Tod eines seiner Stammesangehörigen beschloß, weil ihn der Hunger nach Menschenfleisch erfaßte. Erregende Genußmittel kannten die Neukaledonier vor Ankunft der Europäer gar nicht; sie kauen weder Betel wie ihre nördlichen Stammesgenossen, noch bereiten sie den Kawatrank, wie die östlichen Polynesier. Und an dem Feuerwasser, das sonst so schnell den Wilden beherrscht, haben sie nie Geschmack finden können; dafür sind sie aber desto leidenschaftlichere Raucher, seitdem die Kolonisten sie mit dem Tabak bekannt gemacht haben. Es ist immer das erste, wonach sie verlangen, und selbst Kinder mag man schon in den frühesten Jahren mit der kurzen Pfeife im Munde sehen, die der schwere, englische Tabak füllt, denn das leichte, bei uns gerauchte Kraut verschmähen sie voll Verachtung. Eigentümlich ist das Essen einer Art Erde, welche die Frauen in Krankheitsfällen zu sich nehmen; sie essen aber nie mehr als ein Stück von der Größe einer Haselnuß. Diese Erde, eine Art Speckstein, von den Neukaledoniern Payut genannt, hat eine grünliche Färbung, welche wahrscheinlich von der Anwesenheit von Kupfer herrührt. Die Hauptnahrung besteht aber teils in Früchten, teils und vornehmlich in den Produkten der Pflanzungen.

Denn den Landbau haben dieſe Inſulaner von jeher mit überraſchender Sorgfalt und großem Geſchick betrieben. In dieſer Beziehung übertreffen ſie alle andern Melaneſier weit; ſie werden auch von ihren polyneſiſchen Nachbarn ſchwerlich erreicht. Während man ſonſt, wie bei anderen wilden Völkern, rückſichtsloſen Raubbau betreibt, den Wald niederbrennt, um auf dem geklärten Lande zu pflanzen und zu ernten, bis der Boden erſchöpft iſt, hat man hier in Gegenden, wo die Natur mit ihren Gaben kargte, bewunderungswürdige Werke aufgeführt, um die fehlende Fruchtbarkeit zu erſetzen und der Erſchöpfung vorzubeugen. So wurden Terraſſen an den Bergabhängen durch Errichtung von Steinmauern angelegt, fruchtbare Erde iſt in Körben auf unfruchtbares Terrain getragen worden und ein kunſtvoll angelegtes Syſtem von Kanälen bewäſſerte die ſo geſchaffenen Felder. Muſcheln und zerſetzte Pflanzenreſte dienten dazu, die Äcker zu düngen, welche man mit ſpitzigen Stäben aufzulockern pflegte. Gebaut werden vornehmlich Yams, Taro, Bataten, Zuckerrohr, Bananen, Brotfruchtbäume, Kokospalmen, Tabak, Melonen ꝛc.

Im Schatten der Fruchtbäume liegen, in der Regel zu kleinen Dörfern vereint, die Hütten, ſonderbare Bauten aus Holz und Stroh, die vollkommen rieſigen Bienenkörben gleichen. Den an der Spitze herausragenden Mittelpfeiler ſchmücken in der Regel geſchnitzte Götzenbilder oder Schädel. Eine niedrige und ſchmale Thür führt ins Innere, in welchem ſtets ein Feuer brennt, um die Moskitos, dieſe nie raſtenden Plagegeiſter, zu verſcheuchen. Um die Hütte herum läuft gewöhnlich ein Zaun. Die Häuſer zur Aufnahme von Fremden haben oft inwendig noch ein zweites Stockwerk, die Gemeindehäuſer ſind von gleicher Konſtruktion wie die Wohnhäuſer, aber reicher verziert durch geſchnitzte Bilder an den Thürpfeilern ſowie an den Reihen von Pfoſten, welche zum Eingang führen. Drinnen iſt wenig zu finden: Matten und hölzerne Kopfkiſſen zum Schlafen, ſowie Steinbeile und Meſſer aus Muſcheln und Quarz, in den früheren Kannibalenzeiten auch beſondere Inſtrumente zum Zerlegen der Leichen.

Fig. 14.



Wohnung eines Häuptlings bei Kanala.

Wenig geſchickt gebaut wie die Wohnungen, ſind auch ihre Boote, meiſt Einbäume mit Auslegern; an der Oſtküſte finden wir aber auch Doppelboote mit einer Platform, Maſten und dreieckigen Segeln im Gebrauch, ganz wie wir ſie in Polyneſien treffen.

Weitere polyneſiſche Anklänge finden wir in ihren politiſchen Inſtitutionen wie in den Mythen, aus welchen der Kern ihrer religiöſen Anſichten ſchwer heraus zu ſchälen iſt. So wird uns von Diaua erzählt, einer Gottheit, zu welcher ſich die Seelen nach dem Tode begeben, um alle Freuden zu genießen, nach denen die Sinne nur verlangen können. Aber die Seelen können das Stehlen nicht laſſen, darum werden ſie von Diaua getötet und dadurch in Schatten verwandelt. Und nun kehren ſie auf die Oberwelt zurück, um dort göttliche Ehre zu genießen. Dieſe Ehre wird namentlich den abgeſchiedenen Häuptlingen zu teil, welche man wohl auch ſchon bei ihren Lebzeiten als höhere Weſen verehrt. Einen Bilderdienſt hatten ſie aber wohl nicht, wenigſtens haben wir keine beſtimmten Beweiſe dafür, daß die geſchnitzten Figuren an den Wohnungen als Götzen betrachtet wurden; wohl aber gewahren wir eine Verehrung von Reliquien: Haaren, Zähnen und anderen Überbleibſeln der Toten. Eine ſtets aufbewahrte Reliquie iſt der Schädel eines Geſtorbenen, obwohl man die Leichen faſt immer und gewöhnlich unter großen Feierlichkeiten beſtattet. Mit Muſcheln geſchmückte Stangen werden am Grabe aufgeſteckt, farbige Tücher und andere Gaben dort aufgehängt, während die Überlebenden der Tiefe ihrer Trauer dadurch Ausdruck geben, daß ſie ſich Brandwunden beibringen, ihr Haar färben, ihre Ohrlöcher aufſchlitzen. Der Begräbnisplatz aber iſt belegt mit dem Tabu, das auch auf manches andere ſeine Anwendung findet.

Noch ſtärker als in den religiöſen Anſchauungen tritt der polyneſiſche Einfluß hervor in der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung der Neukaledonier. Das Volk zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen, deren jeder von einem Häuptling

geführt wird. Mehrere dieſer Stämme ſind wieder durch ein Schutz- und Trutzbündnis vereinigt. Der Häuptling, im Norden Teama oder Tea, im Süden Akati genannt, genießt göttliche Ehre, man darf ihm nur in gebückter Stellung nahen, doch unterſcheidet er ſich in ſeinem Äußeren durch nichts von ſeinen Stammesgenoſſen; nur bei hohen Feſten führt er als Zeichen ſeiner Würde ein ſchön geſchmücktes Beil. Mit faſt gleicher Ehrfurcht behandelt man den deſignierten Nachfolger, einen ſeiner von ihm dazu beſtimmten Söhne, oder, iſt er kinderlos, ſeinen Bruder, denn die Thronfolge iſt erblich. Unter dem Oberhaupt ſteht zunächſt ein anderer Häuptling, welcher bei Minderjährigkeit des Thronfolgers die Vormundſchaft übernimmt, dann kommt eine Art Adel, welchem der geſamte Landbeſitz des Stammes zugehört, und auf ihn folgen die beſitzloſen Gemeinen, welche bei den Kannibalenfeſten die Opfer zu liefern hatten.

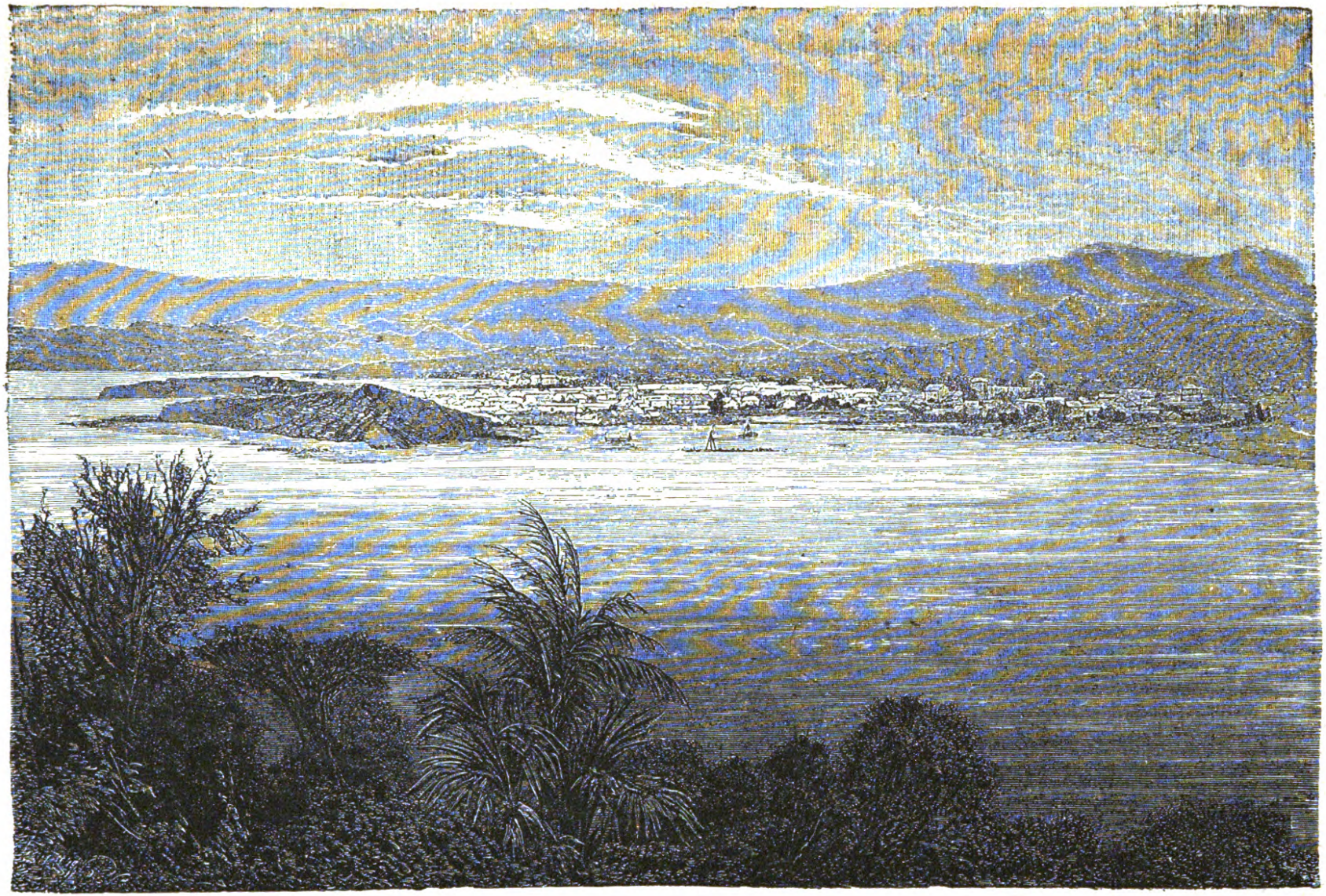
In eine mehr melaneſiſche Atmoſphäre geraten wir aber, ſobald wir uns mit dem Familienleben der Neukaledonier beſchäftigen. Das Weib iſt auch hier das geplagte Arbeitstier am Wohnorte, das Laſttier auf Reiſen. Polygamie iſt erlaubt und iſt namentlich bei den Vornehmen Sitte, aber eine Gemeine kann nicht vollberechtigte Gattin eines Vornehmen werden, eine Vornehme ſteigt zu den Gemeinen herab, wenn ſie einen aus deren Stande heiratet. Wenn aber Vielweiberei erlaubt iſt, ſo iſt ſie ſelten möglich. Garnier fand, daß in dem Stamm von Balade faſt alle der wenigen Neugeborenen Knaben waren, er ſah faſt gar keine jungen Mädchen und die jungen Männer zogen daher einem lebenslänglichen erzwungenen Cölibat die Auswanderung zu anderen Stämmen vor, obwohl ſie an ihrer Geburtsſtätte mit großer Liebe hingen. Auf Uen waren nach dem Pater Chapuis die ſeltenen Ehen faſt immer unfruchtbar, dabei die Sterblichkeit ungemein groß. Und eine ſolche Mortalität zeigt ſich auch ſonſt, wo die Europäer ſich niedergelaſſen haben. Der Stamm von Poebo an der Nordoſtküſte zählte 1856 noch 1500 Seelen; als der ſchon erwähnte Garnier 1864 dieſe Gegend beſuchte,

rechnete man nur noch 7—800 heraus. Ebenso steht es mit dem schon genannten Stamm von Balade und bei Numea sieht man nur noch die Spuren der früheren Bewohner in den Resten der ehemals dort bestehenden ausgedehnten Kulturen. Allerdings leiden die Eingeborenen vielfach an Krankheiten: Lungenleiden, Elephantiasis, Ausschlag, Syphilis; die Masern haben oft große Verheerungen angerichtet. Aber auch wo solche Krankheiten nicht aufgetreten sind, hat sich derselbe Vorgang vollzogen, den wir überall wiederkehren sehen, wo der Weiße mit dem Farbigen in Kontakt kommt. Wie groß der Rückgang in der Zahl der Ureinwohner gewesen ist, läßt sich gar nicht berechnen, da man von den Stämmen im Innern noch äußerst wenig weiß. Die an den Küsten lebenden Stämme wurden für 1877 auf 21 555 angegeben; nach der Analogie der oben aufgeführten Beispiele würden wir mindestens das Doppelte für eine frühere Bevölkerung annehmen dürfen. Immer noch ist eine solche Zahl außerordentlich klein für ein so großes und doch auch meist so fruchtbares Gebiet, eine um so mehr auffallende Erscheinung, als die so unfruchtbaren Loyaltyinseln verhältnismäßig weit stärker bewohnt sind.

Die Loyaltygruppe, deren Areal etwas mehr als ein Sechstel des neukaledonischen ausmacht, zählte nach dem Census von 1877 auf den Inseln Lifu und Maré und der Gruppe Uea 13 174 Bewohner, wovon 13 111 Eingeborne waren. Diese Eingebornen müssen wir noch immer zu den Melanesiern rechnen, aber das polynesische Blut zeigt sich schon sehr deutlich. Sie sind größer, schöner und weniger dunkel. In ihrem Charakter aber und auch nach ihren Sprachen, die Gabelentz untersuchte, sind sie ganz melanesisch. Allerdings sprechen die Bewohner des nördlichen Uea, ohne Zweifel Einwanderer von Osten her, einen polynesischen Dialekt. Was ihre Nahrung, wozu auch die Vorliebe für Menschenfleisch gehört, ihre Kleidung und Körperausschmückung, den Bau ihrer Hütten und Boote anbetrifft, so gilt von ihnen alles das, was über die Neukaledonier gesagt ist. Auch

ihre religiösen und politischen Ansichten stehen denen jener sehr nahe; nur läßt sich hier der Kultus von Götzenbildern aus Stein mit Bestimmtheit nachweisen. Auch in manchen Kundgebungen ihrer geistigen Befähigung und Regsamkeit finden wir vielfach Verwandtes. So namentlich in den staunenswerten Leistungen ihrer Schnitzarbeiten, in der Sitte, hervorragende Ereignisse durch eingeschnittene und schwarzgefärbte Figuren auf Bambusrohr zu fixiren. Das Jahr teilen sie in 12 Monate und den Monat in 4 Wochen nach den Phasen des Mondes und sie besitzen in gewissen Muscheln eine Art von Geld. Die polynesische Blutmischung zeigt sich am deutlichsten in der größeren Achtung, welche man den Frauen zollte. Übrigens herrschte hier die Polygamie im ausgedehntesten Maße, sogar Gemeine hatten 3—4, die Häuptlinge aber oft 20—40 Frauen. Die Frauen dieser Gruppe sind weit besser aussehend als die neukaledonischen und der Verkehr mit Neukaledonien, namentlich die Erlaubnis, Schiffe am holzreichen neukaledonischen Ufer zu bauen, ist gerade durch schöne Mädchen erworben worden, welche man den Häuptlingen zuführte. Nach Neukaledonien sind auch öfters Insulaner dieser Gruppe ausgewandert, weil die dürftige Natur ihrer Heimat ihnen keine Existenzmittel bot. Aber diese Armut ist es auch gerade gewesen, welche die Loyalty-Insulaner zu fleißigeren und thätigeren Menschen gemacht hat als ihre Nachbarn. In Berührung mit Europäern brachte sie zuerst die Existenz von Sandelholz, das selbst auf dem dürren Kalkboden der Insel gut gedeiht. Die Übergriffe, welche sich die Händler sehr häufig erlaubten, führten aber schnell zu den traurigsten Konsequenzen, so daß die Inselgruppe lange Zeit in dem übelsten Ruf stand. Das Sandelholz ist indes auch hier, wie sonst in Melanesien, seit geraumer Zeit völlig erschöpft und der Charakter der Eingeborenen ist unter dem Einfluß der Mission ein anderer, milderer geworden.

Fig. 15.



Ansicht von Numea von der Insel Nu.



3. Die Koloniſten.

Die erſten Anſiedelungen auf neukaledoniſchem Boden wurden durch engliſche Händler und durch Miſſionäre begründet. Was die letzteren geleiſtet haben, iſt ſchon oben gezeigt worden. Die Händler lockte namentlich die Entdeckung von Sandelholz, welches ſich früher hier, wie in Lifu, in bedeutenden Quantitäten vorfand. So ließen ſich an der Küſte hier und dort einzelne Engländer nieder und ohne Zweifel hätte Neukaledonien dasſelbe Schickſal gehabt wie die Vitigruppe, wenn die franzöſiſche Regierung nicht Beſitz von der Inſel ergriffen hätte. Franzöſiſche Miſſionäre, welche hier ſchon ſeit längerer Zeit arbeiteten, hatten ſich nach Paris gewandt, um die Blicke Louis Napoleons auf dieſes Gebiet zu lenken, deſſen Erwerbung um ſo wünſchenswerter erſchien, je weniger man eine Ausbreitung der in Auſtralien mit beneidenswertem Erfolge arbeitenden britiſchen Koloniſation über die Inſeln Oceaniens wünſchte. So erklärte denn der Admiral Despointes im September 1853, ohne die Einwohner auch nur zu befragen, daß fortan Neukaledonien franzöſiſcher Beſitz ſei, und errichtete als deutliches Zeichen franzöſiſcher Souveränität in Balad an der nordöſtlichſten Küſte einen militäriſchen Poſten.

Schon im nächſten Jahre aber wurde das Hauptquartier an einen, dem vorigen diametral entgegengeſetzten Punkt verlegt. Man nannte den Platz zuerſt Port de France, aber da dieſer Name Anlaß zu Verwechſelungen mit dem gleichfalls franzöſiſchen Fort de France in Martinique gab, ſo taufte man die neue Gründung nach der Bezeichnung, welche die Eingebornen der umliegenden Gegend gaben, und nannte ſie Numea.

Sieht man dieſe Wahl vom Standpunkt des Strategen an, der ſich gegen plötzliche Überfälle ſichern will, ſo erſcheint ſie als eine ſehr gute. Noch beſſer wäre dann freilich die Inſel Nu geweſen, wo der engliſche Kapitän Paddon ſchon ſeit langer Zeit eine Niederlaſſung gegründet hatte. Dieſe Inſel ſchließt die Große Reede im Süden ein, die im Norden von einer ebenſo

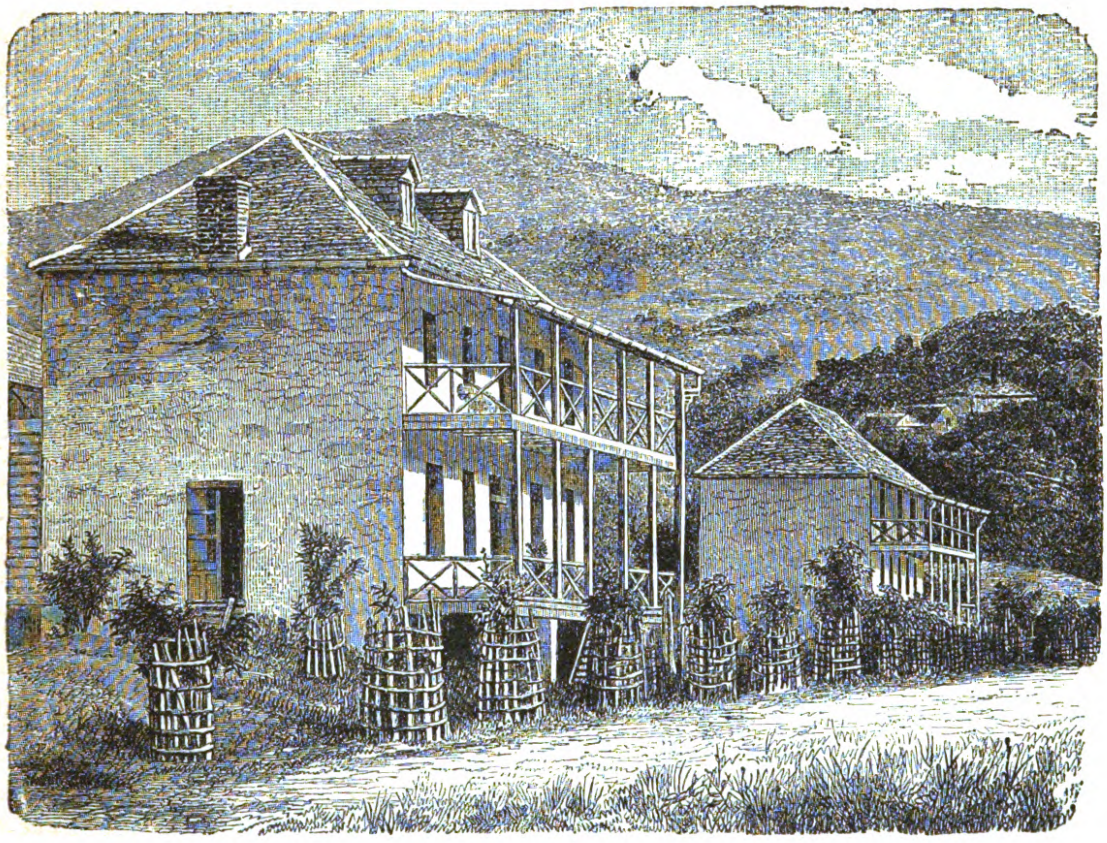
weit ins Meer hinausreichenden Halbinsel begrenzt wird; zwischen der Insel und dem Festlande liegt der Hafen Port de France. Sowohl die Reede als der Hafen haben guten Ankergrund und sind wohlgeschützt. Die Bedingungen für die Anlage eines Forts waren somit gegeben, völlig ungeeignet aber war die wasserlose und unfruchtbare Gegend für die Entwickelung einer Stadt.

Trotzdem hat sich Numea, namentlich in der letzten Zeit sehr bedeutend vergrößert. Es bedeckt jetzt 200 Hektar und zählt gegen 8000 Einwohner. Die Straßen sind gut angelegt und in der Architektur der Häuser beginnt der Stein mehr und mehr das Holz zu ersetzen. Eine Wasserleitung führt das nötige Element von dem 10 Kilometer entfernten Pont des Français zu. Numea ist jetzt der Mittelpunkt eines wachsenden Verkehrs mit Australien und Frankreich. Alle 4 Wochen geht 24 Stunden nach Ankunft der europäischen Post ein Dampfer von Sydney ab und kommt hier nach einer Fahrt von 5—6 Tagen an. Nach einwöchentlichem Aufenthalt kehrt dieser Dampfer wieder nach Sydney zurück. In neuester Zeit sind auch die Fahrten der Dampfergesellschaft Messageries maritimes von Mauritius über Melbourne und Sydney bis hierher ausgedehnt worden. Telegraphisch ist die Stadt mit allen Centren des Ackerbaus und des Bergbaus verbunden. Zwei Straßen gehen von Numea nord- und südwärts der Küste folgend, und werden in späterer Zeit wohl einmal den Kreis um die Insel schließen. Das Leben ist in Numea ziemlich teuer, da man für Rind-, Hammel-, Schwein- und Kalbfleisch noch stark von den Einfuhren abhängig ist.

Numea gegenüber und durch eine Meeresstraße von ihm getrennt liegt die Insel Nu, auf welcher sich das Depot der zu Zwangsarbeit Verurteilten befindet, von denen sich 1878 hier und auf den Zweigstationen von Buraï, Uaraï und Kanala zusammen 6080 befanden. Auf dem südlich und dem Paß von Bulari gegenüber gelegenen Inselchen Amide ist ein Leuchtturm errichtet, dessen Licht 21 Seemeilen weit erkennbar ist.

Der zweite Platz der Insel ist Kanala, früher Napoleonville, an der östlichen Küste und am Südende der gleichnamigen Bai, welche, sich tief ins Land hineinstreckend, in zahlreichen Buchten guten Ankergrund und vortrefflichen Schutz gewährt. Die Ufer sind fruchtbar und schön bewaldet, ein wasserreicher Fluß ergießt sich in die Bai, nachdem er die prächtige Landschaft bewässert

Fig. 16.



Straße von Kanala.

hat, in welcher sich zahlreiche Pflanzer bereits niedergelassen haben, um Kaffee, Reis, Tabak u. a. zu bauen und Viehzucht zu treiben. Von hier führt eine Straße nach Uaraï am Westufer. Nördlich von dem letzteren sehen wir an dem Newaflusse Buraï, die wichtigste der Pönalstationen. Hier befindet sich auch eine ansehnliche Anzahl von Freigelassenen, die Ackerbau treiben. Wegen ihrer sehr ergiebigen Nickelwerke sind Naketi an der Ost-

küſte, ſüdlich von Kanala, und Huailu, nördlich von demſelben wichtig. Sonſt haben ſich Anſiedler noch in der Nähe von Militärpoſten niedergelaſſen, welche hier und dort an der Küſte angelegt ſind, und bei den Miſſionsſtationen, die ſich bei St. Louis, Conception, Yate, Naketi, Tſchio, Huagap, Hienguen, Pueblo, Balad, Banda, Arama, auf der Inſel Belep, bei Paita und auf Koniē befinden. Die katholiſchen Miſſionäre ſind ſomit im Beſitz außerordentlich wertvoller Ländereien, welche ſie eifrig kultivieren, die auch bedeutende Metallſchätze einſchließen. In Paita haben die Prieſter eine Zuckerfabrik im Betrieb.

Bis 1860 ſtand Neukaledonien unter dem Gouverneur von Tahiti; in dieſem Jahre wurde es aber zu einer ſelbſtändigen Kolonie erklärt. Die benachbarte Loyaltygruppe war gleich von vornherein als eine Dependenz von Neukaledonien angeſehen worden, allein man hatte ſich franzöſiſcherſeits darauf beſchränkt, den Häuptlingen dann und wann Geſchenke zu ſenden. Dieſe wurden immer gern angenommen. Als aber teils durch die hier konkurrierenden proteſtantiſchen und katholiſchen Miſſionare, teils infolge der Zwiſtigkeiten der ſich ſtets befehdenden politiſchen Parteien ernſtliche Unruhen unter der Bevölkerung ausbrachen, ergriff der damalige franzöſiſche Gouverneur die Gelegenheit, um faktiſchen Beſitz von der Gruppe zu ergreifen. So wurde denn eine Abteilung von 25 Soldaten nach Lifu geſchickt und dieſe pflanzte an der Widebai am 2. Mai 1864 die franzöſiſche Flagge auf. Um die Einwohner zur Anerkennung der franzöſiſchen Herrſchaft zu zwingen, gegen welche ſie ſich in mehrfachen Aufſtänden vergebens auflehnten, errichtete man hier einen militäriſchen Poſten, der 1870 indes wieder aufgehoben wurde. Dieſelben Vorgänge wiederholten ſich auf Uea und Nengone, bis endlich der Widerſtand der freiheitliebenden Bewohner gebrochen war.

Nicht ſo leicht wurde den Franzoſen die Unterwerfung von Neukaledonien gemacht. Immer und immer haben die ihre Freiheit hoch haltenden Eingebornen das verhaßte Joch abzuſchütteln geſucht und wiederholt Angriffe auf die befeſtigten Poſten in

Pueblo, Wagap, Gatoo und Koniē gemacht, häufig nicht ohne Erfolg. Größere Anſiedelungen von Europäern ſind bisher nur an der Südweſtküſte, von dem Port St. Vincent bis in die Nähe des Südendes angelegt worden. Daß gerade dieſer ärmſte Teil der Inſel ſo bevorzugt iſt, läßt ſich nur aus der unglücklichen Lage der Hauptſtadt erklären, welche durch eine ſtarke Beſatzung den Anſiedlern größere Sicherheit zu gewähren imſtande iſt.

Ein Teil der Eingebornen ſchloß ſich ſehr bald den Franzoſen an. Bei den fortwährenden Kriegen der Stämme unter einander iſt das nicht wunderbar. Ein jeder Bundesgenoſſe war den um die Suprematie ringenden oder Rache ſuchenden Häuptlingen willkommen und die Flinten der „Wiwis“, wie man die Eindringlinge nach der oft gehörten Antwort nannte, waren ſicher, den Sieg zu bringen. Der Bruder verriet den Bruder und verſtümmelte in ſataniſcher Freude den entſeelten Körper, wenn er hoffen durfte, durch ſolchen Verrat zur begehrten Macht zu gelangen. Die Franzoſen belohnten derartige Dienſte nach ihrer Weiſe. Freilich wohl werden die mit goldenen Medaillen geſchmückten Häuptlinge zu ſpät erkannt haben, daß die eifrigſten Arbeiten im Dienſte ihrer neuen Herren und der ſchwärzeſte Verrat an ihren Stammesgenoſſen ſie nicht vor dem Freunde wie Feinde gleich treffenden Schickſal ſchützen kann. Ihre Ländereien wurden ebenſowohl an den Europäer verliehen, wenn er ſie verlangte, als die Beſitzungen ihrer Rivalen, zu deren Sturz ſie ſo kräftig beigetragen hatten.

Der letzte Aufſtand brach 1878 aus; wie eine nachträglich eingeleitete Unterſuchung ergab, nicht ohne Verſchulden der Regierungsbeamten, welche die Eingebornen förmlich provoziert hatten. Und zwar war es diesmal ein Aufſtand im großen Maßſtabe, zu dem ſich nicht weniger als 3000 Eingeborne vereinigt hatten, eine furchtbare Streitmacht gegen nur 1150 franzöſiſche Soldaten, von denen die Hälfte teils zur Bewachung der zahlreichen Deportierten gebraucht wurde, teils über die einzelnen

Posten verstreut war. Die französische Regierung sandte indessen sofort Verstärkungen von Saigon und von Frankreich ab, sodaß der Gouverneur von Neukaledonien sehr bald über eine Macht von 4000 Soldaten verfügen konnte. Dazu kamen noch einige Stämme der Eingebornen, welche der Regierung treu geblieben waren. Inzwischen hatten die Aufständischen gegen die Europäer und ihre Bundesgenossen blutige Exzesse verübt. Nach Ankunft der Verstärkungen nahm der Gouverneur indes die Offensive schnell auf und schon 1879 war der Aufstand völlig niedergeschlagen und die furchtbar dezimierten Empörer wurden auf das kleine, am Südostende der Hauptinsel liegende Konië deportiert. Seitdem ist die Ruhe nicht wieder gestört worden.

Es sind nun 29 Jahre verflossen, seitdem Frankreich diese Inselgruppe zu kolonisieren begann, aber wie wenig ist in dieser Zeit erreicht worden! Und doch eignet sich das Land in dem westlichen Teil für Viehzucht vortrefflich und die eingeführten Kulturen: Baumwolle, Reis, Mais, Kaffee, Kakao, Maniok, Vanille, Tabak u. a. haben einen sehr günstigen Boden gefunden. Man hat fünf Zuckerfabriken errichtet und vermag schon manches zu exportieren wie Mais, Kaffee, Baumwolle, Kokosfaser. Dazu kommen die Produkte des Bergbaus: Kupfer- und Nickelerz, Gold und Goldquarz nebst Antimon und Kobalt. Daß Guano auf den Huoninseln und der Chesterfield-Gruppe ausgebeutet wird, ist bereits erwähnt worden. Trepang und Yams sind hier wie auf der Lifugruppe schätzenswerte Ausfuhrprodukte. Und dennoch war bis in die jüngste Zeit die Handelsbilanz eine äußerst ungünstige, da selbst Schlachtvieh und andere Lebensmittel immer noch in großem Maße eingeführt werden mußten. Indessen mag es in den letzten Jahren besser geworden sein; 1879 erreichte ohne Edelmetalle die Einfuhr 788 000, die Ausfuhr 1 471 200 Mark. Es liefen in die Häfen der Insel, unter denen Numea der einzige bedeutende ist, ein: 101 Schiffe von 29 582 Tonnen, aus: 94 Fahrzeuge von 28 859 Tonnen, kaum ein Drittel davon französische. An 22 Orten sind Postämter errichtet, in welchen 1879

befördert wurden 184 841 Briefe und Postkarten nebst 21 781 Stück Druckſachen und Warenproben. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Ausgaben des Poſtdienſtes, welche die Subvention für die auſtraliſchen Dampfer einſchließen, die Einnahmen weit überragen, die erſteren betrugen in dem genannten Jahre 320542, die letzteren 23 405 Mark.

Die Bevölkerung ſetzte ſich nach der letzten Aufnahme von 1876 zuſammen aus 2983 europäiſchen Civilperſonen, 3032 Soldaten, Beamten ꝛc. mit Familien, zuſammen alſo 6015 freien Weißen, ferner 2983 Deportierten, 6080 Transportierten, 735 Frauen und Kindern dieſer beiden und 1532 Freigelaſſenen und Verbannten, ſodaß die geſamte europäiſche Bevölkerung ſich auf 17 345 Seelen belief. Rechnet man hierzu die 35 301 Eingebornen, die 1909 Einwanderer von anderen Inſeln des Stillen Ozeans und die 313 Aſiaten und Afrikaner, ſo erhält man eine Geſamtbevölkerung von 41 694 Seelen.

Die 2982 europäiſchen Civilperſonen ſind zum ſehr großen Teil aus dem auſtraliſchen Kontinent eingewandert, daher herrſcht denn auch die engliſche Sprache in Neukaledonien vor, ſodaß die Eingeborenen leichter und lieber engliſch ſprechen als franzöſiſch. Die Deportation datiert von 1871; es waren die Exzeſſe der Kommune in Paris, welche nach ihrer Niederwerfung zu einer Verbannung von mehreren Tauſenden führten. Man unterſchied zwei Klaſſen. Die eine mit ſchwerem Strafmaß wurde innerhalb eines beſtimmten Rayons auf der Halbinſel Ducos gegenüber der Inſel Nu cerniert, die andere, weit größere, befand ſich auf der Inſel Konië. Die erſteren beſchäftigten ſich mit allerlei gewerblichen Arbeiten, die zweiten, welche in von ihnen ſelbſt erbauten, oft ſehr leicht konſtruierten Hütten wohnten, betrieben meiſt Ackerbau und Geflügelzucht. Dieſen letzteren war es bei andauernder guter Führung geſtattet, die Inſel zu verlaſſen und die Hauptinſel zum Wohnort zu wählen. Die Zahl der hierher Deportierten, welche 1877 über 3900 betrug, iſt jetzt bis auf wenige zuſammengeſchmolzen. Mac Mahon und Grévy geſtatteten durch

wiederholte Gnadenakte einer sehr großen Anzahl die Rückkehr nach Frankreich und das Amnestiegesetz vom 10. Juli 1880 gab schließlich allen Kommunarden, nur 17 ausgenommen, die Freiheit.

Die ersten Transportierten wurden schon 1864 hierher gebracht. Das gesunde Kaledonien sollte das wegen seines mörderischen Klimas verrufene Guiana ersetzen. Bis Ende 1877 wurden 9704 Verbrecher herüber gebracht. Die erste Verbrecherstation legte man auf Nu an, das noch jetzt Hauptquartier ist. Von da sind die Zweigstationen in Bouraï, Uaraï, Kanala und das kleine Etablissement an der Bai von Prony ausgegangen. Landwirtschaft ist die Hauptbeschäftigung der Sträflinge, welche unter gewissen Bedingungen freie Ansiedler werden können. Die Regierung hat namentlich zu Uaraï große Versuchsgärten angelegt und ist überall bemüht, geeignete Kulturen einzuführen. Die Transportierten werden außerdem bei öffentlichen Arbeiten verwandt. So haben sie die Wasserleitung der Hauptstadt, die verschiedenen Sektionen des Telegraphennetzes, Wege, Brücken und andere Bauten hergestellt.

Polynesien.

I. Teil.

Ausdehnung und allgemeiner Charakter.

Bei der Begrenzung des Gebietes sind ethnographische Gesichtspunkte nicht als maßgebend betrachtet worden. Sonst müßten die papuanischen Viti-Inseln aus diesem Kreise geschieden werden und die neuseeländische Gruppe wäre heranzuziehen. Eine solche einseitige Anordnung würde indes der Landesnatur wenig entsprechen. Wir rechnen vielmehr die Tucopiagruppe als die westlichste des polynesischen Gebietes, das in der Osterinsel und dem Felseneiland Sala y Gomez seine östlichen Vorposten ausschickt, während der Hawaii-Archipel die äußerste Ausdehnung nach Norden bezeichnet, am weitesten südlich aber die nackte Felsengruppe von Morotiri reicht, welche die Engländer nach ihrem Entdecker Baßrocks genannt haben. Danach setzt sich Polynesien aus fünfzehn Archipelen zusammen, denen sich noch einige kleinere Inseln anschließen. Diese Archipele sind außer den genannten Tucopia und Viti die von Tonga, Samoa, Ellice, Union, die Phönix-, Manihiki und Fanning-Inseln, die Cook- oder Hervey-Inseln, die Tubuai- und die Gesellschaftsinseln, die Tuamotu- oder Niedrigen Inseln und die Markesas, endlich Hawaii. Das Gesamtareal dieses Polynesiens berechnet sich nach Behm und Wagner auf 47 666 Quadratkilometer oder 866,7 Quadratmeilen, ein erheblich größeres Gebiet als das der preußischen Provinz Schlesien und ein mehr als doppelt so umfangreiches als die österreichischen Länder Steiermark oder Mähren. Dabei werden diese oft in unvergleichlicher Schönheit und Fruchtbarkeit prangenden Inseln inmitten eines fast überreichen Meeres nur von wenig über

300 000 Menſchen bewohnt. Welche Ausſicht bietet ſich alſo den übervölkerten Reichen anderer Erdteile!

Freilich ſind nicht alle Inſeln für die Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung geeignet. Auf den niedrigen Laguneninſeln treten infolge großer Dürre und daraus entſpringenden Mißwachſes wiederkehrende Notſtände ein, welche nicht ſelten einen großen Teil der Bevölkerung dahinraffen. So ſtarben auf einer der ſüdlichen Inſeln des Gilbertarchipels in wenigen Monaten an 200 Menſchen, etwa die Hälfte der Bewohner. Auf den Nachbarinſeln war es nicht viel beſſer. Auch zu den beſten Zeiten leben die Einwohner dort höchſt ärmlich, weshalb ſie faſt immer ſchnell bereit ſind, ihre Heimat zu verlaſſen und ſich als Arbeiter auf den Pflanzungen zu verdingen.

Aber auch jene, uns in den üppigſten Farben geſchilderten, in dem vollen Reichtum einer tropiſchen Vegetation prangenden Inſeln, deren vulkaniſcher Boden eine unverſiegbare Zeugungskraft zu bergen ſcheint, müſſen ſich mancherlei Abzüge gefallen laſſen, prüfen wir ſie auf ihre Kulturfähigkeit und Bewohnbarkeit. Zuweilen gewähren nur knappe Ränder in der Nähe des Meeres und ſchnell ſich verengende Schmaltäler dem Menſchen einen Wohnplatz, während das Innere der ſteil emporſtrebenden Inſeln ein Gewirr von ſcharfen Graten, ſteilen Kuppen und Spitzen, den Reſten und Rändern erloſchener Krater erfüllt. Oder es breiten ſich, wo die vulkaniſchen Kräfte, wie in Hawaii, noch nicht erloſchen ſind, von den Ausbruchskegeln bis zum Meer ungeheure verbrannte und von tiefen, ſchauerlichen Spalten zerriſſene Flächen. Überzieht dann die Zeit auch dieſe ſtarren Lavawüſten allmählich mit grüner Decke, ſo fällt wohl ein anderer fruchtbarer Teil den Verheerungen des unterirdiſchen Feuers zum Opfer.

Und obſchon keine dieſer Inſeln von großem Umfange iſt und die von der großen Waſſerfläche ringsum wehenden Winde leichten Zutritt zu allen ihren Teilen haben, ſo finden wir doch auch hier manchen Strich, welcher des befruchtenden Regens zu häufig entbehrt. Darum legten die betriebſamen Hawaiier ſchon

in früher Zeit das bewunderungswürdige Bewäſſerungsſyſtem an, welches den verbrannten Ebenen Honolulus die befruchtende Feuchtigkeit zuführen ſollte.

In ſeiner Pflanzenwelt beruht der Reichtum Polyneſiens. Nirgendwo ſonſt auf der Erde gewahren wir eine dürftigere Fauna und das Mineralreich ſcheint des Wertvollen äußerſt wenig zu bieten. Wenn man Spuren von Metallen auf den Markeſas entdeckte, ſo ſteht dies vereinzelt da, ſonſt ſind dergleichen Funde nirgends gemacht worden. Dafür bietet die See in allen ihren Teilen mannigfache Schätze, die ſchon jetzt den Handel kräftig beleben und bei rationellem Betrieb denſelben dauernd zu ſtützen imſtande ſind.

Die Korallentierchen und ihre Bauten.

Die Korallen der Südſee gehören nicht etwa zu den uns vielfach in Schmuckſachen bekannten, nur im Mittelmeer vorkommenden, wertvollen roten Edelkorallen. Einen Handelswert haben die Korallen dieſer Gegend nur als paſſende Objekte für naturhiſtoriſche Sammlungen oder als Kurioſitäten, namentlich einige von beſonders ſchönen Formen. Von rötlicher Färbung ſind hier nur die Orgelkorallen (Tubipora), ſchlanke mit einander verbundene Röhren, welche wie Orgelpfeifen neben einander ſtehen. Die übrigen Arten, unter denen Madrepora eine der wichtigſten und am häufigſten genannten iſt, ſind meiſt grau oder weißlich. Alle beſtehen aus einer Menge zu feſtem Gerüſt vereinigter Kalkkörperchen. Da ſie ein den Pflanzen ähnliches Wachstum haben, ſo ahmen ſie faſt alle Formen der Vegetation nach. Wir ſehen unter ihnen ſowohl Flechten und Mooſe als auch Sträucher und acht Fuß hohe Bäume, zierliche Vaſen und ſymmetriſche Domkugeln, welche zuweilen einen Durchmeſſer von zwanzig Fuß erreichen. Die kalkige Maſſe iſt das Skelett des zarten Polypen, welcher das Material zum Bau ſeiner Behau-

sung aus dem Meereswasser zog. Daher existieren Korallen niemals in der Nähe der Mündungen von Flüssen, welche das Meereswasser für solche Bauten vollkommen untauglich machen. Auch einer bestimmten Wärme bedürfen diese Korallentiere; sie bewohnen nur solche Meere, deren Temperatur nie unter 12° 8 Réaumur fällt, am thätigsten zeigen sie sich in der heißen Zone. Und auch nur die oberen Schichten des Meeres gewähren ihnen hinreichende Existenzbedingungen. Wie Quoy und Gaimard, Ehrenberg, Darwin und andere nachgewiesen haben, beträgt die Tiefe, bis zu welcher riffbildende Korallentierchen: Asträen, Poriten, Milleporen u. a. leben können, höchstens 20 bis 30 Faden.

Auf diese Eigenschaft der Polypen ist Darwins geistvolle Hypothese begründet, wonach das Entstehen der aus ungeheuren Meerestiefen emporsteigenden Riffe durch das allmähliche Sinken der Inseln, welche sie umziehen, erklärt wird. Quoy und Gaimard, die Begleiter Freycinets auf dessen Umseglung der Erde, hatten gemeint, daß die Korallenbauten auf den Rücken submariner Gebirgszüge oder den kreisförmigen Rändern unterseeischer Krater errichtet seien. Wir kennen aber keinen Krater, welcher eine solche Größe besäße wie beispielsweise die Atolls im Radasckarchipel, von denen eines 80 Kilometer lang und 30 Kilometer breit ist. Chamisso, welcher mit Kotzebue den stillen Ocean durchsegelte, erklärte die Bildung großer, lagunenartiger Räume, aus deren centralem Teile dann wieder kleine Atolls emportauchen, aus dem viel kräftigeren Wachstum derjenigen Polypen, welche dem offenen Meere ausgesetzt sind. Diese später bei Seite geschobene Ansicht ist in neuester Zeit wiederum zur Geltung gelangt. Dagegen beruht die gleichfalls aufgestellte Theorie, nach welcher die Korallentierchen ihre Kreise instinktiv bauen, um sich an den nach Innen gelegenen Teilen Schutz zu verschaffen, auf einer völligen Unkenntnis der Natur dieser Geschöpfe.

In viel befriedigenderer Weise löste Darwin diese geologischen

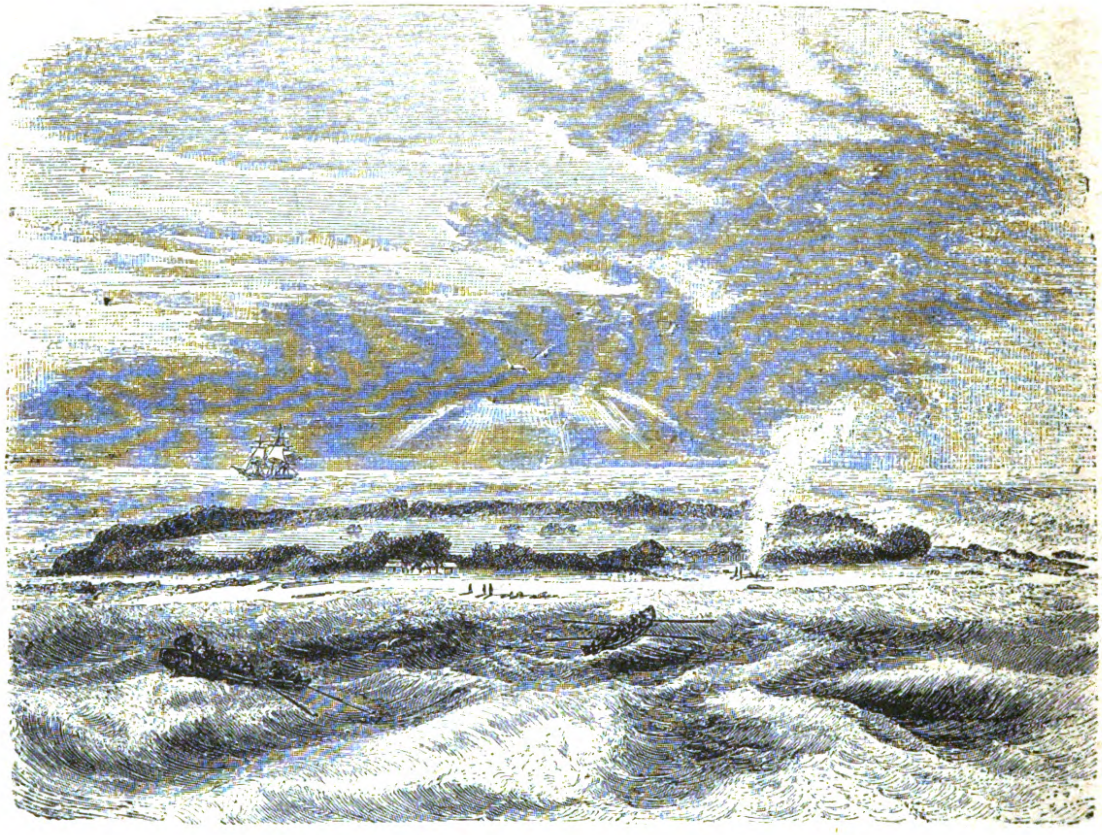
Rätſel. In ſeiner „Reiſe eines Naturforſchers um die Welt“, das Reſultat ſeiner Beobachtungen bei der Expedition Fitzroys, trat er mit ganz neuen und überraſchenden Gedanken vor die Öffentlichkeit. Nach ihm waren es die Oscillationen des Meeresbodens, das periodiſche Steigen und Sinken desſelben, wodurch die Bildung der Riffe ermöglicht und bedingt wurde. Wir werden ſehen, daß Darwins ſofort mit einer gewiſſen Begeiſterung acceptierte Anſicht ſich durch jüngſte Unterſuchungen einige Berichtigungen gefallen laſſen mußte.

Darwin unterſcheidet drei große Klaſſen von Korallenriffen: Atolls oder Lagunenriffe, Kanal- oder Barrenriffe und Strand- oder Saumriffe. Die letzten, von Darwin shore reefs oder fringing reefs genannt, ſind die am wenigſten bedeutenden. Sie erſtrecken ſich dicht am Rande eines Landes hin, das ſie ſehr wirkſam vom Meere trennen, indem nur hier und dort ſchmale Einfahrten kleinen Kähnen den Zutritt in das ſeichte Küſtenwaſſer geſtatten. Das Riff iſt meiſt von geringer Breite und demzufolge ſind nur wenige kleine Inſelchen auf ihm gebildet worden. Die Kanal- oder Barrenriffe erſtrecken ſich entweder in geraden Linien vor den Küſten eines Kontinents oder einer großen Inſel (barrier reefs), oder ſie umgeben ringförmig kleinere Inſeln (encircling reefs). In dem einen wie in dem anderen Falle ſcheidet ein breiter und tiefer Kanal das Riff vom Lande. Dies Land beſteht zuweilen in einer Inſel; es kommt aber ein Fall vor, wo nicht weniger als zwölf einzelne Inſeln auf dieſe Weiſe umſchloſſen ſind. Das umſchließende Riff zieht in einer Entfernung vom Lande hin, die, wie im Archipel der Geſellſchaftsinſeln, oft nur eine Meile, bei der Inſel Ruk im Karolinenarchipel aber 14 und 20 Meilen beträgt. Nach innen fällt das Riff entweder allmählich in den Lagunenkanal ab oder es ſtürzt jäh zu großen Tiefen, beiſpielsweiſe bei Wanikoro zu 56 Faden, nach außen aber hebt es ſich immer ſteil ganz plötzlich aus den größten Tiefen vom Meeresboden. „Was kann wohl merkwürdiger ſein als dieſe Gebilde? Wir ſehen eine Inſel, welche

mit einem auf dem Gipfel eines hohen untermeerischen Berges errichteten Schlosse verglichen werden kann, beschützt von einer großen Mauer von Korallengestein, hier und da von schmalen Pforten durchbrochen, durch welche die größten Fahrzeuge in den breiten und tiefen Graben einfahren können."

Denkt man sich aus den Kanalriffen das innen liegende

Fig. 17.



Die Insel Whitsunday im Tuamotu-Archipel.

Land weg, so hat man ein Atoll, mit welchem indischen Namen man jetzt allgemein die Korallenbänke bezeichnet, welche kein grünes Eiland einschließen, die vielmehr nur einen ebenen Wasserspiegel, einen Centralsee, umgeben. Das Korallenmeer ist reich an denselben, ebenso die Tuamotu- und die Marshallgruppe, welche ja zum größten Teile aus solchen Bildungen bestehen.

Die Korallentierchen gedeihen nur im Meereswaſſer; nie vermögen ſie über die Höhe des tiefſten Niedrigwaſſers hinauszugelangen. So liegt die Oberfläche eines Riffes oft auf weite Strecken hin ſo tief unter dem Meeresſpiegel, daß Schiffe darüber hin in das eingeſchloſſene Becken ſegeln können, das immer noch durch einen ſtarken Wall von dem tiefen Ocean geſchieden iſt. Eine Erhebung des Riffes über den Meeresſpiegel kann durch das Aufſteigen des Meeresbodens erfolgen, aber auch die Macht der Brandung, welche ſich an den ſtarren Wällen unter dem Einfluß der Paſſate oft mit einer andauernden Wut bricht, wie ſie die Meere unſerer gemäßigten Zone gar nicht kennen, vermag eine ſolche Erhöhung zu bewirken. Die anſtürmenden Wellen reißen aus den Flanken des Riffs große Blöcke und werfen ſie über die Oberfläche. Kleinere Trümmer, die Gehäuſe der zahlreichen Schaltiere, füllen die Zwiſchenräume aus, ein Boden bildet ſich, der durch die fortgeſetzte Thätigkeit der Wogen fortwährend ſteigt, während die Strahlen der glühenden Tropenſonne das Ihrige thun, um die großen Blöcke in kleinere Fragmente zu ſpalten. Die Strömungen des Meeres führen Samenkörner und Früchte herbei, denen es möglich wird, in dem entſtandenen Boden zu ſprießen und den glitzernden Korallengries mit friſchem Grün zu überziehen. Die Flut wälzt Stämme daher und lagert ſie an den Rändern ab, zerfallend ſchaffen ſie neuen fruchtbaren Boden; ſie bringen auch in ihren Zweigen, ihrer Rinde kleine Tiere: Eidechſen und Inſekten herbei, Seevögel laſſen ſich nieder, verſchlagene Landvögel finden einen Zufluchtsort und wechſelſeitig helfend und fördernd gedeiht Pflanzen- und Tierleben. Ein Kranz von Kokospalmen grünt fröhlich in der zuſagenden Meeresluft und ladet den Menſchen ein, der zuletzt auf dem allmählich bereiteten Wohnplatze erſcheint.

Auf ſolche Weiſe ſind koloſſale Gebiete entſtanden. So iſt die Radackgruppe von Atolls ein unregelmäßiges Viereck, 250 Meilen lang und 240 breit; der elliptiſche Archipel der Tuamotu mißt 840 Meilen in ſeiner längeren und 420 in ſeiner kürzeren

Achse. Zwischen diesen beiden Archipelen finden sich noch andere kleine Gruppen und einzelne niedrige Inseln, welche zusammen eine Meeresfläche von mehr als 4000 Meilen Länge ausmachen, auf welcher keine einzige Insel höher gehoben ist, als die Wellen Fragmente aufwerfen und der Wind Sand anhäufen kann.

In die von den Riffen umschlossene Fläche führen engere und weitere Kanäle, gewöhnlich an den Seiten, welche den herrschenden Winden nicht ausgesetzt sind. Durch diese setzt in der Regel eine heftige Strömung dem einlaufendem Schiffe einen starken Widerstand entgegen, da die Wellen des äußeren Meeres über das Riff hinüberschlagen und den Spiegel der Lagune über das Niveau der sie umgebenden Wasserfläche erhöhen.

Daß Lagunenriffe gar kein Land auf ihrer Oberfläche haben, kommt selten vor; am häufigsten noch in dem Korallenmeer im Osten des Australkontinentes, wo nur die Brandung oder einzelne hervorragende Korallenblöcke die Existenz eines Riffes anzeigen, aber ebenso selten umgiebt ein zusammenhängender Kranz von Land das innere Becken; meist nehmen kleine, manchmal auch größere Inseln, bald nahe an einander gereiht, bald einzeln und weit von einander getrennt, große Teile des Riffs ein, auch füllen sich zuweilen die kleinen und seichten Lagunen, so daß nur eine Vertiefung im Innern der nunmehrigen Koralleninsel die Stelle des verschwundenen Beckens anzeigt. Auch auf den Kanal- oder Barrenriffen bilden sich einzelne kleine Inseln oder das ganze Riff verwandelt sich, wie bei Borabora, in einen grünen Kranz von Palmen, welcher das mitten inne liegende feste Land umgiebt.

Neben diesen niedrigen Inseln haben wir aber auch Korallen-inseln, welche sich bis zu einer Höhe von 100 Metern aus dem Ocean erheben. Hier und da deuten noch eine Vertiefung im Innern und eingerissene Schluchten die ehemalige Lagune mit den zum Meere führenden Kanälen an, während das den Korallenkalk durchbrechende vulkanische Gestein die Geschichte der

Erhebung erzählt. In Neuguinea, Neubritannien und den Neuen Hebriden sehen wir Madreporenkalk am Rande der aus älteren Gesteinen gebildeten Berge in sehr bedeutenden Höhen.

Darwins Ansichten, so richtig sie im allgemeinen den Kern dieser Erscheinungen getroffen haben, ließen doch noch mancherlei Schwierigkeiten. Die wesentlichste darunter besteht in der Voraussetzung dauernder Senkungen des Meeresgrundes. Allerdings haben die Tiefseelotungen des Challenger und der Tuscarora lokale Senkungsgebiete in den großen oceanischen Becken an den Seiten der vulkanischen Inseln und Atolls nachgewiesen, aber die Linien der vulkanischen und Koralleninseln sind wahrscheinlich stets die Orte einer allmählichen Hebung gewesen. Der erste, welcher Zweifel an Darwins großartiger Hypothese der Senkungen erhob, war K. Semper, nach ihm Rein. Die Beobachtungen des ersten auf den Palauinseln, des zweiten auf den Bermudas widersprachen jener Theorie durchaus. Weitere Thatsachen sammelte Murray, der Zoologe der Challengerexpedition; nach ihm haben die Depressionen der oceanischen Becken ein sehr hohes Alter. Gerade der letzte der genannten Gelehrten hat deutlich nachgewiesen, daß die Hauptcharaktere der Barrenriffe und Atolls ganz unabhängig von Senkungen sind und in ähnlicher Weise auf stationärem Gebiet existieren können wie auf solchen, die entweder langsam aufsteigen oder sinken, und daß es die lösende Kraft des Seewassers ist, welche bei der Bildung der verschiedenen Arten von Riffen eine besonders bedeutsame Rolle spielt.

Nehmen wir eine Kolonie von Korallentierchen an, welche von einer Bank zu gleicher Zeit aufwärts bauen, so werden die am Außenrande befindlichen infolge der ihnen beständig zugeführten reichlicheren Nahrung die Oberfläche zuerst erreichen. Ist der Umfang der Ansiedelung klein oder dieselbe lang und schmal, so wird sich das Innere ausfüllen und es bildet sich keine Lagune. Bei größeren Korallenfeldern waren die inneren Teile aber in großem Nachteile, es bildete sich eine Lagune, welche durch die lösende und zersetzende Kraft des Seewassers

erweitert und vertieft wurde, während das Atoll sich seewärts ausdehnte. Durch dieselbe lösende Wirkung des Seewassers konnten auch allmählich Lagunenkanäle geschaffen werden, wodurch Saumriffe in Barrenriffe umgewandelt wurden. Wo submarine Erhebungen zur Bildung einer Korallenkolonie nicht unmittelbar geeignet waren, konnten dieselben durch die im Laufe der Zeit gebildeten Schichten absterbender Globigerinen, Muscheln u. s. w. dazu gemacht werden. In dieser Weise ist die bisher allgemein acceptierte Theorie Darwins von den ausgedehnten Senkungen, durch welche die Entstehung der großen Korallenbauten allein erklärt werden sollte, sehr wesentlich modifiziert worden. Keine Erklärung aber mindert das Wunder dieser unvergleichlichen Erscheinung. „Wir sind überrascht," dürfen wir mit Darwin ausrufen, „wenn uns Reisende von den ungeheuren Dimensionen der Pyramiden und anderer großer Ruinen erzählen; wie völlig nichtssagend sind aber die größten derselben, wenn man sie mit diesen steinernen Bergen vergleicht, welche durch die Thätigkeit verschiedenartiger sehr kleiner und zarter Tiere aufgehäuft worden sind!" Und welche Zeiträume müssen verflossen sein, ehe solche Riesenbauten vollendet wurden! D'Urville fand die Anker der vierzig Jahre vorher verunglückten Schiffe von Lapérouse bei Wanikoro in einer Tiefe von fünfzehn Fuß mit einer nur wenige Zoll starken Korallenkruste bedeckt; von kaum größerer Dicke war die Schicht, mit welcher die unermüdlichen Zoophyten in mehr als der doppelten Anzahl von Jahren den Anker überzogen hatten, welchen Anson bei seiner Erdumsegelung bei der Marianeninsel Tinian in 22 Klafter Tiefe zurückließ. Kein Reisender, welcher den stillen Ocean durchschiffte, hat sich dem überwältigenden Erstaunen über diese wunderbaren Bauten entziehen können. Schrieb doch Pyrard de Laval schon im Jahre 1605: „C'est une merveille de voir chacun de ces atollons, environné d'un grand banc de pierre tout autour, n'y ayant point d'artifice humain."

Die Pflanzenwelt.

Die tropiſchen Archipele des ſtillen Oceans zeigen in ihrer Flora eine auffallende Verwandtſchaft mit den indiſchen Inſeln, namentlich mit den Molukken. Amerikaniſche Elemente beſchränken ſich auf wenige Pflanzengeſchlechter, und ſind in Hawaii verhältnismäßig am häufigſten, auſtraliſche finden ſich ſelbſt im Weſten ſehr ſelten. Die ſelbſtändigen Vegetationscentren ſind hier überall an den Herd einer vulkaniſchen Thätigkeit gebunden und ihre Bedeutung wächſt mit dem Umfange und der Höhe des Kraters. So beſitzt der Sandwicharchipel unter den tropiſchen Inſelgruppen die größte Verhältniszahl von endemiſchen Pflanzen. Je weiter wir von Weſten nach Oſten vorgehen, deſto mehr verſchwinden nach und nach die einzelnen hervorſtechenden Geſchlechter, die Flora wird ärmer und einfacher, der indiſche Charakter aber bleibt, ſo daß ſelbſt in dem öſtlichen Rapanui neben einigen neuſeeländiſchen Formen alle Pflanzen ein indiſches Gepräge tragen. Auf Hawaii fehlen allerdings die epiphytiſchen Orchideen und unter den Bäumen die Fikusarten, aber die monokotyledoniſchen Holzgewächſe ſind wieder vorwiegend indiſch. In den Thälern von Tahiti herrſcht die Piſangform, an den ſteilen Abhängen ſind die zierlichen Farnbäume von kletternden Farnen umwoben, die weiter aufwärts ein unzugängliches Dickicht bilden. Dichtere Tropenwaldung, von Lianen und Epiphyten erfüllt, bedeckt die Samoa- und Vitigruppe; auch hier begleiten Farne die Palmen, Pandaneen und Banianen. Nicht ſelten erreichen dieſe Bäume in dem reichen, ſeit Generationen angehäuften Humusboden koloſſale Dimenſionen. In dem Thale, durch welches ein lieblicher Bach der Inſel Nukuhiva in die Bai von Taiohae mündet, erhebt ſich eine rieſige Baniane, deren Stamm zwei Meter über der Erde einen Umfang von 26 Meter hat und dieſe Stärke beibehält, bis er, 13 Meter von der Erde ſich in viele mächtige, wagerecht ausſtrahlende Zweige ſpaltend, eine mächtige Laubkrone

bildet, deren Schatten auf einen Raum von mehr als 100 Meter Durchmesser fällt.

Und diese Großartigkeit verbindet sich mit wunderbarer Lieblichkeit. Jeder Reisende ist davon bezaubert worden. Die schlanke Kokospalme schmückt überall die Meeresufer; hier, wie an den Flüssen, bedeckt die niedrige Nipapalme mit ihren riesigen Blättern morastige Gründe, auf hohen Gestaden hebt sich von mächtigem Wurzelgerüst der eigentümliche Pandanusbaum. Prachtvolle Winden und andrer „Schlingpflanzen Last, von Baum zu Baum geschlungen" zieren mit bis ins unendliche wechselnden Farben die mächtigen Stämme und reichen Kronen der hohen Waldriesen. Den Saum des Gehölzes bilden prächtige Hutabäume (Barringtonia), aus deren glänzendem Laube große Trauben von weißen, rotgeränderten Blüten hervorleuchten; weiße oder karminrote Blumen schmücken auch die stämmigen Sternmyrten (Sonneratia) mit den glatten schimmernden, bis sechs Zoll langen Blättern, aus lichtgrünem Laube scheinen die roten Schmetterlingsblüten der Erythrinen heraus uud die Kohlpalme erhebt majestätisch ihr Haupt über die lachenden Wälder. Kein reißendes Tier, keine giftige Schlange gefährdet die Schritte des Wanderers, wohl aber hemmen ihn mit kaum überwindlicher Gewalt die hunderte verschiedener Pflanzen, welche Felsblöcke, Baumstämme und mannestiefe Löcher überwuchern, die Lianen, welche sich in allen Richtungen kreuzen, sich bei jedem Schritt um Brust und Hals, um Arm und Bein legen und längst vermoderte Baumleichen in ihrer grünen Schmarotzerbekleidung halten, bis der geringste Anstoß sie zu dem dichten Gewirr auf dem Boden versammelt. Solcher Wald birgt aber einige der brauchbarsten und schönsten Nutz- und Möbelhölzer, er liefert den glücklichen Bewohnern Polynesiens auch eine Fülle nie versagender Nahrung.

Die wichtigsten Repräsentanten der polynesischen Pflanzenwelt sind die Kokospalmen, der Brotfruchtbaum, der Pisang, der Pandanus, die Yamswurzel, der Taro und die Batate. Sie

Fig. 18.



Riesenbaniane an der Bai von Taiohaë.


BIBLIOTHECA·BODLEIANA

alle dienen in hervorragender Weiſe zur Erhaltung der Bewohner, auf den niedrigen Koralleninſeln iſt die Kokospalme oftmals der einzige Baum, aber nur eine dieſer Pflanzen iſt auch für uns von Wichtigkeit, da ſie uns einen immer wichtiger werdenden Handelsartikel liefert. Die Kokospalme findet ſich auf allen Inſeln Polyneſiens; die nördlichſte Grenze ihres Vorkommens bezeichnen die Boninſeln, die ſüdlichſte liegt auf Pitcairn; ſie iſt alſo über eine Zone von 51 Grad verbreitet. Dem Südſeeinſulaner liefert der Baum Speiſe und Trank, Material zu Geräten, Stricken und Netzen, zu Fahrzeugen und Wohnhäuſern. Für den Handel iſt nur der getrocknete Kern und die Faſer von Wert. Die Kopra oder Kopperah gewinnt man durch Zerſchneidung und Trocknung des Kerns behufs leichterer Überführung zu den Plätzen, an welchen der Prozeß der Preſſung auf Öl vollzogen werden ſoll. Man hat dieſes neue Verfahren als eine Verbeſſerung für das alte eingeführt, nach welchem das Preſſen der Nüſſe in ſehr unvollkommener Weiſe und mit vielem Verluſt an Ort und Stelle vor ſich ging. Dieſe Kopra iſt jetzt ein ſehr geſuchter Handelsartikel, und bei der Unzuverläſſigkeit der Eingeborenen der am reichſten mit Kokospalmen beſtandenen Gebiete haben ſich namentlich die Deutſchen daran gemacht, auf den Samoainſeln, auf der Marſhallgruppe und den Karolinen eigene Pflanzungen anzulegen. Den Ertrag eines Acre (0,4 ha) berechnet man auf mindeſtens 6000 Nüſſe, welche eine Tonne Kopra liefern, die auf dem polyneſiſchen Markte 280 Mark, in Hamburg 420—460 Mark wert iſt. Die Ausfuhr von Kopra aus den drei bedeutendſten Handelscentren der Südſee beträgt jährlich annähernd:

Samoa-Inſeln . . .	2 700 000	Mark
Viti-Inſeln	2 200 000	„
Tahiti	320 000	„

Ein anderes, bisher leider noch wenig beachtetes Produkt iſt die Kokosfaſer. Von Viti exportierte man 1880 für 98 400 Mark,

dieſer Betrag hätte aber eine Million erreichen können. Und es iſt dieſes ein vielſeitig verwendbares, ſehr feſtes Material.

Als weitere ölliefernde Pflanzen ſind Aleurites triloba, der Tiairi, Tutui oder Kukui der Eingebornen, und Calophyllum inophyllum, verſchieden als Tamanu, Ati oder Dilo bezeichnet, hervorzuheben.

Der Brotfruchtbaum kommt auf den niedrigen Inſeln ſehr ſelten vor; für viele der hohen Inſeln ſteht er als nahrungſpendende Pflanze in erſter Linie. Die Frucht dieſes prachtvollen Baumes enthält ein ſchneeweißes, lockeres, mehliges Gewebe. Zwiſchen heißen Steinen geröſtet, erhält dies den Geſchmack von Weizenbrot; roh iſt es ungenießbar. Um die Früchte aufzubewahren, legt man ſie in Gruben, wo ſie in ſaure Gärung übergehen. Der Geruch dieſer Konſerve gleicht nach Buchner dem eines Gemenges von faulem Käſe und faulem Gemüſe und der Geſchmack iſt dementſprechend. Auf vielen Inſeln pflanzt der Vater bei der Geburt eines Kindes für dasſelbe einen Brotfruchtbaum, der für alle anderen „tapu“ iſt. Der Piſang (Musa paradisiaca und Musa sapientium), auch Banane und Adamsapfel genannt, kommt in 50 Varietäten vor. Seine Fruchtbarkeit iſt eine ſolche, daß er auf gleicher Grundfläche 44 mal mehr Nahrungsſtoff als die Kartoffel und 133 mal mehr als der Weizen liefert. Der Pandanus (Pandanus odoratissimus) liefert eine Frucht, welche Europäer zwar in der Regel für unſchmackhaft, wenn nicht ungenießbar erklären, aber die Inſulaner eſſen ſie doch und auf den Gilbert- und Marſhallinſeln bildet ſie zu Zeiten die einzige Nahrung. Der Baum liefert außerdem einen öligen Saft und ſtarke Faſern. Auch würde er wie der Piſang vortreffliches Material für die Papierfabrikation abgeben. Aus ſeinen Blättern wiſſen die Polyneſier wunderbar feine und weiche Gewänder herzuſtellen.

Von der allgemein kultivierten Yamswurzel (Dioscorea alata) hat man 80, von dem Taro (Arum esculentum) 33 Varietäten. Weitere Nahrungspflanzen ſind die genügſame Batate (Convolvulus batatas, chrysorrhizus), die viel kultivierte

Pfeilwurzel, engl. Arrowroot (Tacca pinnatifida), das wildwachſende, auch ſchon viel gebaute Zuckerrohr, ſtrauchartig, in ungeheuren Mengen wachſende Citronen, mehrere Orangenarten, Ananas, Mangos, Guaven, ein von Chineſen gern gekaufter Pilz (Excidia auricula judae), der nach San Franciſko und Hongkong geht, u. a. m. Daran ſchließt ſich das Piper methysticum, eine rankende Pfefferart, woraus unter myſtiſch-religiöſen Ceremonien der allgemein beliebte Kawatrank bereitet wurde.

Außer den obenerwähnten Blättern des Piſang und Pandanus wäre noch manche andere Pflanze als geeignetes Material für die Papierfabrikation zu erwähnen, in erſter Linie der Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera), deſſen Rinde den Bekleidungsſtoff der Polyneſier, die berühmte Tapa, liefert. Auch aus der Rinde des Brotfruchtbaumes, von Paritium tiliaceum, einem Fikus, einer Böhmeria und einer Urtika wußte man ſchöne Stoffe zu bereiten und aus ihren Blättern kunſtvolle Matten zu flechten.

Die Tierwelt.

Das über die räumliche Verbreitung der Pflanzen Geſagte gilt auch für die Tiere. Auch ſie ſtehen in engem Zuſammenhange mit der Fauna der indiſchen, namentlich der molukkiſchen Inſeln, auch ſie nehmen ab und verkümmern, je weiter wir uns von Oſten nach Weſten bewegen. Das Schwein, der Hund und das Haushuhn ſind jedenfalls keine urſprünglichen Bewohner Polyneſiens, ſondern erſt ſpäter hier eingeführt. Die Klaſſe der Raubtiere iſt nur durch Fledermäuſe vertreten; wir finden ſie in der nördlichen Hemiſphäre nach Norden zu bis Hawaii, in der ſüdlichen oſtwärts nicht weiter als bis Samoa und Tonga. Von Nagetieren finden ſich Ratten ſelbſt auf kleinen Lagunenineln und öſtlich bis Rapanui; ſie ſind die einzigen Säugetiere, welche allen Inſeln gehören.

Die Vögel sind schon zahlreicher, aber auch bei ihnen macht sich das obige Gesetz der Abnahme nach Osten hin geltend; auf Rapanui giebt es schon keine Landvögel mehr. Raubvögel kommen nur in dem westlichsten Viti vor, Eulen aber in einzelnen Arten bis Tonga und Hawaii. Von den hühnerartigen Vögeln sind namentlich Tauben durch Zahl, Größe und Schönheit ausgezeichnet, sie finden sich bis zu den Tuamotu, auch die sperlingsartigen Vögel reichen bis hierher, einzelne Arten von Papageien bis Hawaii, die Markesas und Tuamotu. Einen Tallegallus finden wir auf Samoa und Tonga, Rallus auf Viti, Tonga, Samoa und den Archipelen der nördlichen Hemisphäre.

Von Reptilien kommen Schlangen nicht weiter östlich als Tonga vor, auffallenderweise besitzt das östliche Rapa aber einen Typhlops. Frösche kennt man nur auf Viti. Dagegen trifft man Eidechsen überall, selbst auf kleinen Atolls an. An Insekten sind alle Archipele außerordentlich arm, eine Ausnahme macht allein Viti, das sich aber mehr durch eine Mannigfaltigkeit der Arten als durch Menge auszeichnet. Fliegen, Moskitos, Schwaben, Ameisen und andere Plagegeister giebt es freilich auf allen Inseln in mehr als angenehmer Fülle. Bei den Schmetterlingen kehrt sich die allgemein sonst giltige Verbreitungsregel um; je weiter man nach Osten vorgeht, desto mehr nehmen sie zu; auf der kleinen Koralleninsel Tikei in der Tuamotu-Gruppe war fast das einzige Insekt, das Chamisso fand, ein Schmetterling.

Die Meeresfauna zeigt eine weniger eng umschriebene Zusammensetzung. Zu Individuen indischer Meere gesellen sich Bewohner der gemäßigten und der Polarzonen. Das erklärt sich aus der Lebensweise dieser Tiere, wie aus den herrschenden Meeresströmungen. Am nennenswertesten sind die Pottwale, Perlmuscheln, die zahlreichen Seevögel, Schildkröten, Fische, Mollusken und Zoophyten, die ersten alle von hoher wirtschaftlicher Bedeutung für die Bewohner Polynesiens als wichtige Nahrungsmittel, wie als Lieferanten wertvoller Handelsartikel, die letzten als die Schöpfer ganzer Inselgruppen, als Erbauer mächtiger

Schutzwälle, aber auch verderbenbringender Klippen bedeutsame Faktoren in der Gestaltung des intertropischen polynesischen Gebietes.

Die wichtigsten animalischen Produkte der Südsee, dem Handelswerte nach gemessen, sind Perlmutter nebst Perlen und Trepang, in zweiter Linie Walrat, Schildpatt und Guano. Die Perlmuschel (**Meleagrina margaritifera** und **Avicula margaritifera**) ist über große Striche des Stillen Oceans verbreitet; die besten Fischereien befinden sich bei den Tuamotu, obschon sie hier heute nicht mehr so ergiebig sind wie früher. Der Ertrag dieser Gruppe beläuft sich auf 200 Tonnen Schalen jährlich. Die Tonne Perlmutter wertet auf dem Londoner Markt 1600 bis 3000 Mark. Die Hamburger Firma Godeffroy allein sammelte hier aber einmal in wenigen Monaten für 80 000 Mark Perlschalen und Perlen. Trepang oder Beche de Mer wird ausschließlich für den chinesischen Markt (auch für San Francisko) gewonnen. Es ist dies die getrocknete und gesalzene Seegurke (Holothuria edulis), welche in vier Arten vorkommt. Man hat grauen, schwarzen, roten und gefleckten oder Leopard-Trepang; der graue ist der wertvollste. Die Trepangfischerei ist die bevorzugte Beschäftigung der besseren Klasse jener Weißen, welche von Insel zu Insel ziehen, um eine Existenz, womöglich ein Vermögen zu gewinnen. Setzen sie sich fest, so nennt man sie **Beachcombers**. Wie die Perlfischer treiben sie ihr Gewerbe mit Hilfe der Eingebornen, mit welchen sie bestimmte Kontrakte über Arbeit, Beköstigung ꝛc. abschließen. Der jährliche Import von Trepang nach China beträgt über drei Millionen Mark Wert und der Absatz könnte ein noch größerer sein, denn die Nachfrage ist eine beständige und wachsende.

Der früher blühende Walfang ist seit einer Reihe von Jahren in starkem Rückgang begriffen. Es ist der Potwal (**Physeter macrocephalus**), auf welchen man hier Jagd macht; in der nördlichen und der südlichen kalten Region sind Glattrücken (**Balaena mysticetus** und **B. australis**) zu Hause. Früher waren

in der Südsee 600—700 amerikanische Fahrzeuge, etwa 30—40 englische und ebensoviele australische beschäftigt. Honolulu galt als Hauptrendezvous. Jetzt verkehren dort nur 27—30 Walfänger im Jahre und der Ertrag des amerikanischen Walfangs, der 1879 noch über 38 000 Fässer ergab, beläuft sich heute auf höchstens 17 000 Fässer.

Von Schildkröten giebt es zwei Arten: Chelonia imbricata und Chelonia Midas; die erste, die Karettschildkröte, liefert das wertvolle Schildpatt, die zweite ist uns als Suppenschildkröte bekannt.

Der Guano der Südseeinseln, den Engländer und Amerikaner auf unbewohnten Koralleninseln gewinnen, ist vielfach von Regengüssen ausgelaugt und darum minder wertvoll. Doch geht von der Fanninginsel, Malden, Starbuck ꝛc. jährlich für eine Million Mark Guano direkt nach London; die Tuamotu exportieren über Tahiti 428 000 Kilogramm jährlich.

Die Polynesier.

Die große Völkerfamilie, welche sämtliche mongolenähnliche Völker begreift, schließt auch die Polynesier ein. Gewisse körperliche Merkmale, wie die besondere Bildung des Haares, der Mangel oder die Armut an Bartwuchs, die Färbung der Haut, Stellung der Augen und der Jochbogen sind allen Angehörigen dieses großen Völkerstammes mehr oder weniger gemeinsam.

In engerer Begrenzung ordnen sich die Polynesier mit den Malayen zu einem Stamme. Von der Urheimat im südöstlichsten Asien, vielleicht auf den großen Sundainseln, schwärmte ein Teil dieses malayischen Stammes aus, als kühne Seefahrer geschickt die weiten Meeresräume durchmessend, bis in der Hawaiigruppe und der Osterinsel die äußersten Grenzen des polynesischen Verbreitungsgebietes erreicht wurden.

Strömungen und Winde konnten die Wanderer leicht über

den ganzen ungeheuren Meeresraum verbreiten, über welchen wir ihre Wohnplätze heut verstreut sehen; die herrschenden Ostpassate und die westlich gerichteten Strömungen setzten der Ausbreitung von West nach Ost keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen, denn es fehlt nicht an gelegentlichen Gegenwinden und Gegenströmungen. Diese Wanderungen waren teils freiwillige, teils, und zwar sehr häufig, unfreiwillige. Für beide haben wir höchst merkwürdige Beweise.

Chamissos Freund Kadu irrte, von der Karolineninsel Ulea hinweggetrieben, in seinem Kanu fünf Monate lang auf offener See umher, mit seinen drei Gefährten mühsam das Leben durch das Sammeln von Regenwasser und den Fang von Seefischen erhaltend, bis er endlich auf Aur in der Radackgruppe der Marshallinseln anlangte. Cook fand auf Tahiti drei Eingeborne des vitischen Vatoa, welche 550 Seemeilen weit hergetrieben waren. Williams erzählt uns von einem Bewohner von Rurutu, der nach einer Irrfahrt von sechs Wochen bis nach Manihiki verschlagen wurde, Chamisso von einer anderen Irrfahrt, die sechs Monate dauerte, und von einer Frau, die fünf Tage in offener See umhergeschwommen war. Daß es möglich ist, auf monatelangen Seereisen allein von dem Fang von Seefischen und Regenwasser zu leben, hat Lyell durch eine Zusammenstellung merkwürdiger und gut beglaubigter Fälle bewiesen.

Aber die seetüchtigen Polynesier unternahmen auch freiwillig weite Fahrten westwärts. Durch den Inselreichtum des stillen Oceans wurden solche Unternehmungen ja wesentlich erleichtert, zeigt uns doch Humboldt, wie eine Fahrt von Japan nach Amerika möglich sei, ohne daß man länger als zwei Tage vom Land entfernt zu sein brauche. Die Karolinier segelten zu den Marianen, die Rotumaner nach Viti und Samoa, die Tahitier besuchten die Cookinseln und den Tuamotuarchipel und nach der neuseeländischen Sage fuhren die Einwanderer öfters hin und her zwischen Neuseeland und dem alten Ursprungslande Hawaiki,

unter welchem einige die ſamoaniſche Inſel Sawaii, andere ſogar den Hawaiiarchipel verſtehen.

Auf ihrer Wanderung von Weſt nach Oſt mußten die Polyneſier in Berührung kommen mit den öſtlich von ihrer Urheimat angeſeſſenen Papuanen und aus ſolcher Berührung entſtanden auf den drei nordweſtlichen Archipelen die Miſchlinge, welche wir als Mikroneſier bezeichnen. Polyneſier und Mikroneſier ſtehen einander aber ſo nahe, daß Meinicke den Unterſchied zwiſchen beiden als kaum größer bezeichnet, als den zwiſchen Deutſchen und Skandinaviern; wir faſſen daher beide Zweige in unſerer allgemeinen Schilderung zuſammen.

Eine Ausnahme von den übrigen Stämmen der polyneſiſchen Inſeln machen die Vitier, da ſie nach Sprache und körperlicher Bildung ein melaneſiſches Volk ſind, das ſich aber aufs engſte mit den Polyneſiern vermiſcht und verbunden hat. Wir ſchließen ſie daher bei unſerer Darſtellung aus, obſchon dieſelbe in vielen Zügen auf ſie paſſen würde. Aber wir müſſen in unſere allgemeine Betrachtung die Maori von Neuſeeland ziehen, die ja reine und echte Polyneſier ſind.

Die Polyneſier ſind von ſchönem und hohem Wuchs, die Europäer darin vielleicht noch übertreffend, mit regelmäßigen Geſichtszügen, ſchwarzem, oft lockigem Haar, hochgewölbter Stirn, etwas vorſpringenden Backenknochen, dunklen, glänzenden Augen, gebogener, vorn platt gedrückter Naſe, vollen Lippen, ſchönen Zähnen, zarten Ohren und wohlgerundetem Kinn. Die Schädel ſind breit wie die der Malayen, das ſehen wir am deutlichſten auf Tonga und Samoa und gerade auf der letzgenannten Gruppe ſucht jede Mutter, wahrſcheinlich im Gegenſatz zu den ſchmalſchädeligen Papuanen, ihrem Kinde durch Preſſen mit vier flachen Lavaſcherben die breitere Schädelform nach Möglichkeit zu verleihen. „O welch ein Keilkopf!“ ruft man dem andersgeſtalteten Erwachſenen zu, „hat denn der Mann keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?“ Am wenigſten ſchön, aber dafür am

kräftigſten ſind die Bewohner der Lagunenineln, welche ſich zugleich durch eine dunklere Hautfarbe auszeichnen. Im allgemeinen ſchwanken die Schattierungen zwiſchen Hell- und Dunkelbraun mit einem Anflug ins Gelbe. Und da ſich die helle Farbe, vereinigt mit ſchönem, oft koloſſalem Wuchs, immer bei den Vornehmen fand, während die Leute aus dem Volke oft häßlich und, wenn auch kräftig, doch nur mittelgroß erſchienen, ſo glaubten frühe Beobachter, daß man es hier mit zwei verſchiedenen Raſſen zu thun habe, von welchen die eine, mit dunklerer Hautfarbe und krauſem Haar an den papuaniſchen Typus erinnernde Urbevölkerung ſich vor der eingewanderten helleren Raſſe beugen mußte. Aber die Wahrnehmung, daß die gemächliche Lebensweiſe bevorzugter Stände deren körperliche Entwicklung in hohem Maße fördert, während drückende und ärmliche Verhältniſſe die entgegengeſetzte Wirkung auf die minder begünſtigten, niederen Klaſſen ausüben, tritt uns ja auch auf anderen Gebieten entgegen.

Sonſt merzt ja überall die Stammart, ſobald ſie nach vorübergehender fremder Einmiſchung ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, nach wenig Generationen das fremde Blut wieder aus. Die Bewohner der polyneſiſchen Inſeln gehören — davon iſt man jetzt vollkommen überzeugt — ſämtlich einem einzigen Stamme an.

Die Haut der Polyneſier iſt weich und glatt; ſie unterſcheidet ſich dadurch von der der Melaneſier, bei denen immer eine gewiſſe Rauheit zu bemerken iſt. Eine für Polyneſien charakteriſtiſche Ausſchmückung derſelben iſt die Tattuierung, die freilich ſeit der Berührung mit den Europäern und namentlich ſeit der Chriſtianiſierung der Eingebornen mehr und mehr in Abnahme gekommen iſt. Denn urſprünglich hatte die Tattuierung eine religiöſe Bedeutung; ſie erſtreckte ſich nämlich auch über verhüllte Körperteile und die eingeätzten Zeichnungen waren Sinnbilder von Gottheiten. Auf einigen Inſelgruppen wurde dieſe Tattuierung in ſo vollkommener Weiſe ausgeführt, daß der Körper ausſah, als wäre er mit einem enganſchließenden Anzug bedeckt. Namentlich

die Bewohner der Markeſas, von Mangarewa, Rapanui, den Marſhall- und Gilbert-Inſeln und von Neuſeeland leiſteten darin ausgezeichnetes. Dagegen war dieſe Art der Verzierung bei den Bewohnern von Hawaii, den Tuamotu u. a. unbedeutend und in ihrer Ausführung roh. Auf einigen der Vitiinſeln wurden früher die Frauen der Häuptlinge tattuiert und zwar an beiden Mundwinkeln, die Männer niemals.

Die Operation war mit den empfindlichſten Schmerzen ver-

Fig. 19.



Tattuierte Hand der Königin Valken von den Markeſas.

Fig. 20.



Tattuierter Kopf eines Eingebornen von Hiwa Oa.

bunden, ſodaß die, an denen ſie vollzogen wurde, oft aus einer Ohnmacht in die andere fielen, und die darauffolgenden Entzündungen waren nicht ſelten tödlich. Darum geſchah ſie allmählich, auf einigen Inſeln vom achten Jahre an bis in das höhere Alter hinein. Ein ſcharfer, feinzinkiger Kamm aus Muſchelſchale, in ſchwarze Farbe getaucht, wurde auf die betreffende Stelle aufgeſetzt und durch Schläge mit einem beſtimmten Stab eingetrieben. Es galt für Ehrenſache, keinen Schmerzenslaut aus-

zuſtoßen. Oft ſangen die Prieſter religiöſe Lieder dazu. Am ſchmerzhafteſten war die Tattuierung der Zungenſpitze, ein Zeichen der Trauer und nur bei Frauen ausgeführt. „Größer als mein Schmerz iſt meine Liebe," rief eine Hawaiiſche Fürſtin, als ſie ſich bei dem Tode ihrer Schwiegermutter dieſer Operation unterzog.

Die Kleidung der Polyneſier beſteht heut ſo vielfach aus europäiſchen Fabrikaten, daß von dem Urſprünglichen wenig mehr zu bemerken iſt. Bunte, bedruckte Baumwollſtoffe verdrängen mehr und mehr die ſchönen einheimiſchen Zeuge. Man ſtellt dieſelben aus den Rinden verſchiedener Bäume wie aus Faſerpflanzen her, am allgemeinſten braucht man dazu den Papiermaulbeerbaum. Die Zubereitung des Stoffes, der Tapa, geſchah und geſchieht noch heut in folgender Weiſe: Vor einem, an beiden Enden auf Steinen ruhenden Balken ſitzen 2—3 Frauen, jede mit ihrem Stück Rinde vor ſich. Dieſe Rinde iſt in meterlangen und 20 Centimeter breiten Streifen einige Tage in Waſſer geweicht worden, und wird nun mit viereckigen Klöppeln aus hartem und ſchwerem Holz, deren vier Seiten verſchiedene, abgeſtufte Einkerbungen haben, in die Länge und Breite geklopft, bis ſie die gehörige Dünne erlangt hat, was etwa eine halbe Stunde in Anſpruch nimmt. Mehrere Streifen werden durch fortgeſetztes Klopfen zuſammengefilzt, wobei der Saft des Faſergewebes das Bindemittel bildet, doch werden ſie auch zuſammengenäht. Manche der ſo hergeſtellten Stoffe ſind von wunderbarer Feinheit und

Fig. 21.



Tattuiertes Bein eines Eingebornen von Nukuhiwa.

zart wie der schönste Musselin. Man verwendet sie teils weiß, teils gefärbt. Und zwar bedient man sich zum Bedrucken der Stücke, die bis 50 Meter lang und 20 Meter breit sind, geschnitzter sowohl als geflochtener Stempel, sowie sehr geschickt hergestellter Schablonen und verschiedener Farben, meist eines rötlichen Brauns, das man aus dem Saft des Tui-tui-Baums erhält. Bei windstiller Luft macht es einen angenehmen Eindruck, die Frauen nahe und fern mit merkwürdiger Regelmäßigkeit klopfen zu hören; es entsteht ein eigentümliches melodisches Geräusch. „Der taktmäßige Lärm der Tapaklöppel," sagt Buchner, „ist für ein Vitidorf ebenso charakteristisch und stimmungsvoll wie bei uns auf den Dörfern im Herbste das Dreschen. Schon von weitem hört man daran im Busch, daß man sich einem Dorfe nähert." Denn trotz der Beliebtheit europäischer Zeuge wird die alte Industrie noch immer mit großem Fleiße betrieben — auf Tonga, wo sie verboten war, ist sie wieder freigegeben — nicht am wenigsten wohl, weil die Reisenden gern ein Stück des berühmten Fabrikates mit hohen Preisen bezahlen. Wenn aber die Polynesier ihre Kleidung bereitwillig mit der importierten vertauschten, so sind sie doch bis in die höchsten Stände sehr konservativ in Bezug auf ihre Nahrung und deren Zubereitung geblieben. Noch immer kochen sie gern in den eigentümlichen Öfen, kreisrunden, mäßig tiefen Gruben, auf deren mit flachen Steinen bedecktem Boden man ein schnellbrennendes Reisigfeuer anzündet. Sind die Steine genügend erhitzt, so legt man das zu Bereitende in Bananenblätter gehüllt darauf, füllt größere Tiere auch wohl mit heißen Steinen an, bedeckt das Ganze mit Blättern und nach einer zweiten Lage glühender Steine füllt man die Grube mit Erde auf. Das so gekochte Fleisch ist äußerst schmackhaft und saftig. Aber auch Früchte werden auf diese Weise zubereitet. Sehr vieles freilich verzehrt man roh und wählerisch sind die Polynesier durchaus nicht. Das Lieblingsgericht ist immer noch der saure kleisterähnliche Poi aus Taromehl, den man, wie alle anderen Speisen, mit den Fingern ißt. Fische, die

man in den Lagunen mit Speer und Angelhaken oder zur Zeit der Flut auf den wasserbedeckten Riffen, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, durch ein geschicktes Kesseltreiben in Menge zu fangen verstand, bildeten roh und gekocht einen Hauptbestandteil polynesischer Kost, wie das bei einem Inselvolke natürlich.

Gesegnet sind ja die polynesischen Inseln fast alle in hohem Maße und dennoch hat, nicht zum wenigsten als Folge gedanken-

Fig. 22.



Polynesischer Ofen auf Tonga.

loser Verschwendung, Nahrungsmangel, ja Hungersnot auch auf den reichsten derselben geherrscht. Diesem Umstande hat man die in früherer Zeit über alle Inseln des polynesischen Gebietes verbreitete Anthropophagie beimessen wollen, allein das eigentliche Motiv dazu war ein anderes. Auf den Tuamotu freilich aß man Menschenfleisch aus reiner Liebhaberei, man schämte sich dieser schrecklichen Unsitte dort ebensowenig wie auf den Herveyinseln und auf Mangareva. Auf den übrigen Inseln aber war der

Kannibalismus bei Ankunft der Europäer nahezu erloschen und das ist er, vielleicht mit Ausnahme einiger Inseln der Tuamotugruppe, jetzt wohl überall. Die Menschenfresserei stand offenbar im Zusammenhang mit Menschenopfern und gewissen religiösen Ansichten sowie dem allgemein verbreiteten Glauben, daß die Eigenschaften des Verzehrten auf den Verzehrenden übergingen. Dieser Genuß war Weibern und Kindern streng untersagt, auf den meisten Gruppen auch Männern der niedrigsten Klassen, aus welchen die zu den Opfern Bestimmten genommen wurden. Man ließ diese zu den Menschenmahlen niemals zu.

Mit religiösen Ansichten verknüpft und von solchen Ceremonien begleitet war auch der Genuß des erregenden Getränkes, welches sie aus den Wurzeln von Piper methysticum herzustellen verstanden, wie seine Zubereitung. Dies Getränk, Kawa, Awa, auf Viti Yangona genannt, ist allen Polynesiern bis auf die Maoris eigentümlich. Die Bereitung geschieht durch Kauen und Auslaugen der Wurzel, welche zuvor in Stücke geschnitten wurde. Das Geschäft des Kauens liegt jungen Mädchen, auf Viti aber auch jungen Männern ob. Es ist nach unseren Begriffen nicht gerade sehr appetitlich, scheint aber dem Getränk seine besondere Würze zu verleihen, da selbst Europäer auf Viti versichern, daß die so zubereitete Kawa derjenigen weit vorzuziehen sei, welche man im Innern von Viti-Levu aus zerriebener Wurzel braut. Welchem Umstande dies zu danken ist, entdeckte der Regierungsarzt Macgregor in Levuka, indem er die Wurzel vor dem Kauen und nachher wog. Nachdem sechs Unzen Kawawurzel durch die Zähne eines Vitimädchens gegangen waren, hatten sie um elf Unzen zugenommen; ein Kommentar dazu ist nicht nötig. Wenn aber früher oft behauptet wurde, daß der Gährungsprozeß dabei eine wichtige Rolle spiele, so hat Max Buchner darauf hingewiesen, daß die Kawa ein reiner Aufguß ist, bei welchem der wahrscheinlich geringe Stärkemehlgehalt der Wurzel durch den Speichel in Zucker umgesetzt wird, und daß

Fig. 23.



Fischfang auf den Riffen von Savage Island.



Gährungsvorgänge immer einer gewissen Zeit bedürfen. Die Kawa wird aber sofort nach ihrer Zubereitung getrunken.

Der Modus ist folgender. Die Mädchen oder Jünglinge, welche mit dem Kauen der Wurzel beauftragt sind, reinigen sich sorgfältig den Mund, eine Operation, die sie öfters wiederholen, und machen sich an die ihnen zugeteilten, zerschnittenen Wurzelstücke. In ihrer Mitte steht auf vier Füßen eine große hölzerne Bowle, deren Inneres durch langen Gebrauch wie emaillirt aussieht. Ist ein Stück Wurzel gekaut, so wird das Resultat der Arbeit in die Bowle gelegt, dann gießt ein dazu bestimmter Mann Wasser aus Kokosschalen darauf, rührt die Mischung mit den Fingern und entfernt die holzigen Reste der Wurzel durch häufiges Eintauchen von Hibiskusfasern, welche er zwischen den Fingern auspreßt. Dies hat unter gewissen vorschriftsmäßigen Bewegungen der Arme zu geschehen. Während des Brauens des Getränkes wird ein Gesang angestimmt, der erst aufhört, wenn alles fertig ist.

Die Kawa präsentiert sich nun als eine trübe, gelbe Flüssigkeit, deren Geschmack Buchner mit einer Mischung aus Seifenwasser und Tannin vergleicht. Diesem nicht lieblichen Geschmack folgt indes eine angenehme Kühle im Gaumen, auch besitzt die Kawa unzweifelhaft schweißtreibende Eigenschaften. Man sagt ihr freilich nach, daß aus ihrem zu häufigen Genuß Lähmungen, Hautausschläge und Augenentzündungen entstehen. Stimulierend ist sie jedenfalls, das bezeugen die europäischen Ansiedler, welche sich sehr schnell an ihren Genuß gewöhnt haben. Gewohnheitstrinker haben ein unbezähmbares Verlangen danach. Die Wirkung excessiven Genusses auf den menschlichen Organismus ist eine eigentümliche; nicht das Gehirn, vielmehr die Muskeln werden afficiert, sodaß ein Trinker mit vollem Bewußtsein von allen Vorgängen um ihn her daliegt, ohne sich bewegen zu können.

Die Europäer in Viti benennen die Kawa gewöhnlich mit dem englischen Worte Grog, so zwar, daß sie zwischen „Fiji Grog“

und „White Mans Grog“ unterſcheiden, wobei ſie unter letzterem den Schnaps der Europäer verſtehen. Ja dieſes Wort Grog iſt ſogar ſchon auf die Wurzel ſelber übertragen worden.

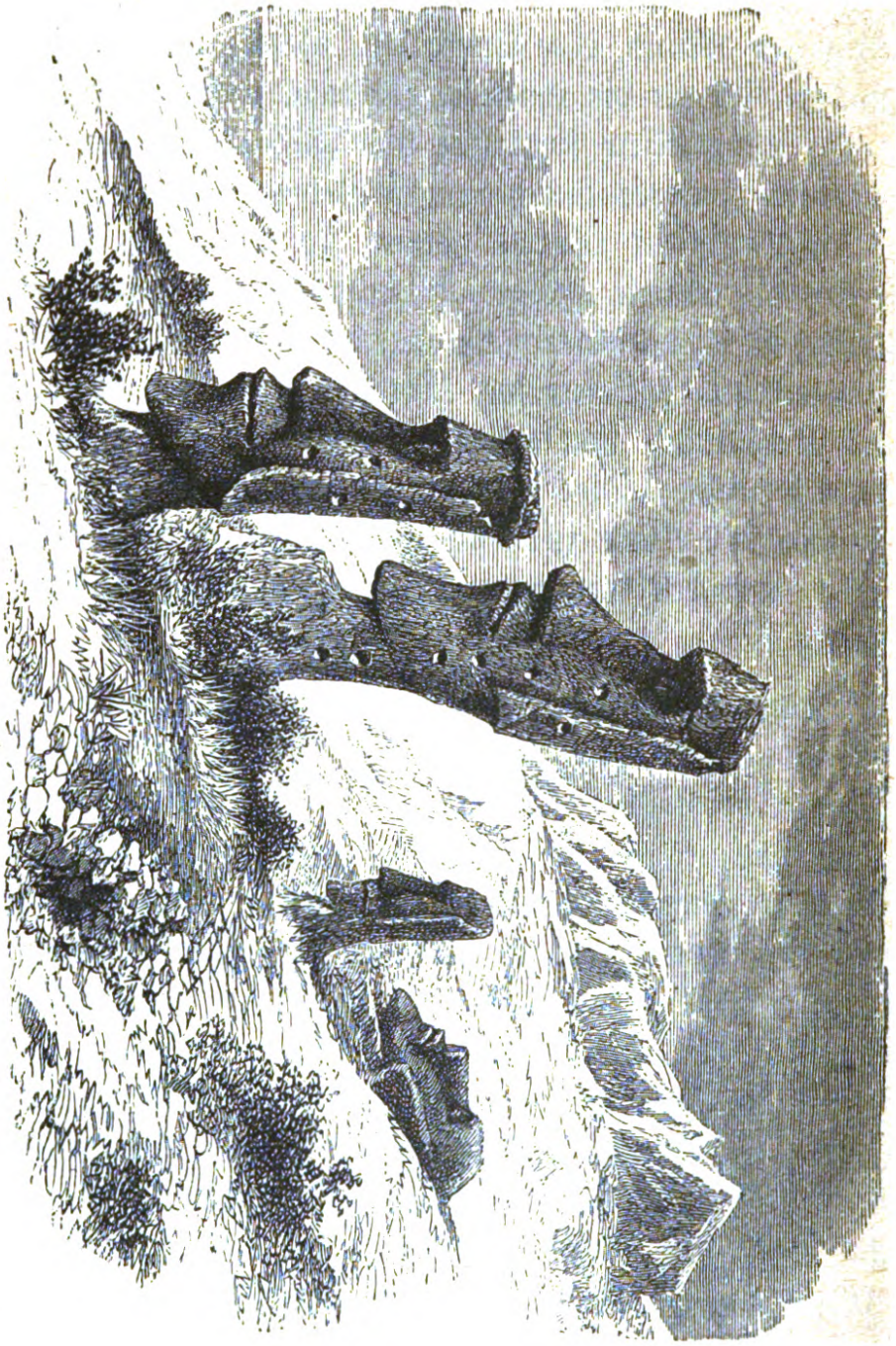


Fig. 24.
Steinbilder auf Rapanui.

Wenn aber auch der religiös geheiligte Genuß der Kawa anfänglich nur Häuptlingen und deren Verwandten geſtattet,

ja in Tukopia auf die Prieſter beſchränkt war, ſo ging er doch allmählich auf das ganze Volk über. Jetzt ſind die europäiſchen berauſchenden Getränke längſt eingeführt, in Hawaii ſind ſie allerdings ſtreng verboten, auch hat man es gelernt, aus den Wurzeln von Cordyline australis, dem Saft der Orangen u. a. alkoholiſche Getränke zu brauen.

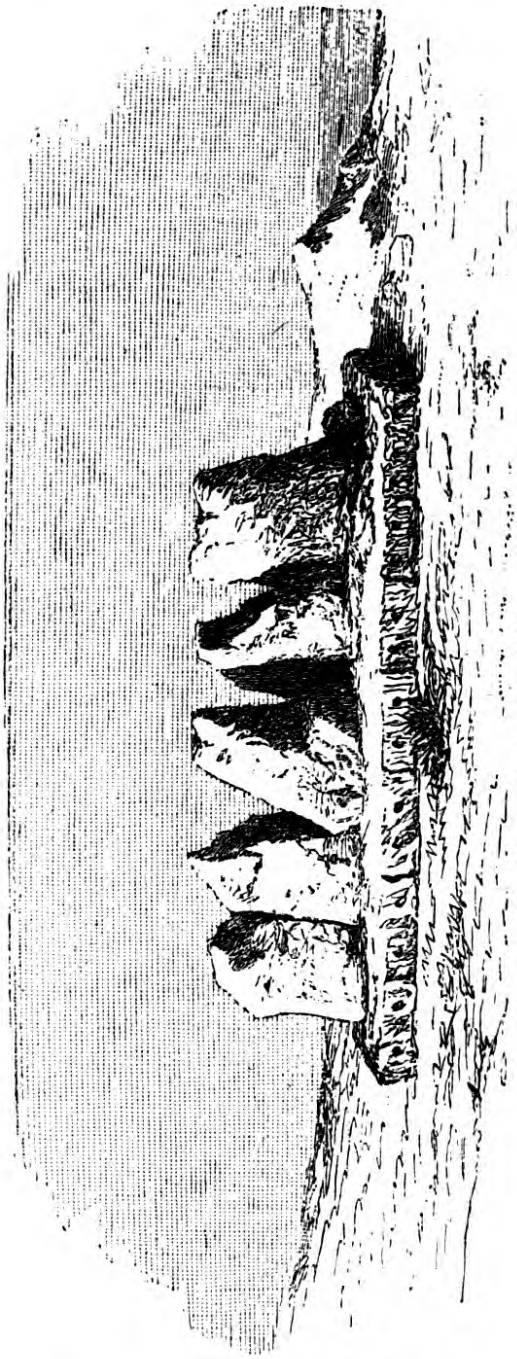


Fig. 25. Ruinen auf Rapanui.

Der Charakter der Polyneſier iſt von den Europäern, welche zuerſt mit ihnen in Berührung kamen, faſt ausnahmslos in den anſprechendſten Farben geſchildert worden. Freilich überſah man nur zu häufig die wahrhaft erſchreckende Sittenloſigkeit und den nicht zu unterdrückenden Hang zum Stehlen, man wurde ſo leicht gewonnen durch ihre Herzlichkeit und Freundlichkeit, welche ſie ſchnell zum Anſchluß an die gern geſehenen Fremden führte. Und daher fanden ſie ſich bald bereit, mit ihren alten, allerdings ſchon verfallenden Inſtitutionen zu brechen.

Unter dieſen war eins, welches das ganze ſtaatliche, religiöſe und geſellſchaftliche Leben aufs innigſte durchdrang, das Tapu

oder Tabu, eine beſondere Kraft, welche zunächſt den Göttern, dann den mit göttlicher Natur begabten Vornehmen innewohnte. Alle Dinge, welche die Angehörigen dieſer bevorrechteten Klaſſe berührten, waren dem Gebrauch anderer entzogen, auch konnte das Tapu ſchon ohnedies in gewiſſen Dingen liegen. Wie das Tapu von den Bevorrechteten aufgelegt wurde, ſo konnte es auch nur von dieſen unter Anwendung gewiſſer Ceremonien wieder aufgehoben werden. Auf eine Verletzung desſelben aber ſtand unwiderruflich der Tod. Das Tapu zog ſomit eine ſcharfe, unüberſchreitbare Grenze zwiſchen Hohen und Niedrigen und auf ihm baſiert auch zum großen Teile die feudale Verfaſſung der Polyneſier, wie ſie in früher Zeit beſtand. Aber ſchon lange vor Ankunft der Europäer war mehr und mehr von dem Alten abgebröckelt und ſämtliche polyneſiſchen Staaten befanden ſich im gleichmäßigen Verfall.

Auch auf anderem Gebiete nehmen wir ein Herabſteigen von höherer Kulturſtufe wahr. Nach ihrer Verirrung in eine oceaniſche Einſamkeit und ohne Anregung von außen her büßten die Polyneſier nach und nach ihre urſprünglichen Fähigkeiten ein. Das beweiſen uns vor allem die Reſte vormaliger Steinbauten, welche auf mehr als einer der Südſeeinſeln gefunden worden ſind.

Die größten Leiſtungen dieſer Art ſehen wir auf Rapanui, wo Roggeveen mächtige hermenartige Felsblöcke mit einem Menſchenkopf fand, der einen Kranz von moſaikähnlicher Arbeit trug. Dieſe 10—13 Meter hohen Bildſäulen umgaben die ganze Inſel als Darſtellungen der ſchützenden Gottheiten. Auch bei den Bauten auf Tongatabu und Tahiti finden ſich koloſſale Bauſtücke und große ſteinerne Terraſſen. Daß die geräumigen Gebäude aus Steinplatten auf Rapanui, welche jetzt verfallen liegen, noch vor 150 Jahren bewohnt geweſen ſein müſſen, ſehen wir aus den an ihren Wänden angebrachten Abbildungen von Schafen, Pferden und Schiffen in weißer, roter und ſchwarzer Farbe.

Wir dürften mit Recht hier eine Fülle von Traditionen erwarten, denn der polyneſiſche Gedankenkreis iſt nächſt oder neben dem buddhiſtiſchen der ausgedehnteſte, den wir auf der Erde beſitzen. Mit Baſtian können wir ſagen, daß ein einheitlicher Gedankenbau, in etwa 120 Längen- und Breitengraden, ein Viertel unſeres Erdglobus überwölbt. Doch iſt das meiſte hier rettungslos dahingegangen, nicht zum wenigſten darum, weil viele der Miſſionäre das ſyſtematiſche Auswiſchen der einheimiſchen Traditionen als ihr anzuſtrebendes Ziel anſahen. So ſind uns nur ein paar hie und da auf den verſchiedenen Inſelgruppen unterſcheidungslos aufgeraffte und willkürlich durcheinander gewürfelte Mythen geblieben. Von dem tieferen Gehalt des eigentlich religiöſen Kerns findet ſich in der ganzen Litteratur Polyneſiens faſt nichts als einige zuſammenhangslos abgeriſſene und daher wenig verſtändliche Fragmente.

Die Thätigkeit der Miſſion.

Die erſte Anregung zur Ausbreitung chriſtlichen Glaubens und chriſtlicher Kultur kam eigentlich nicht aus den religiöſen Schichten der Bewohner Europas. Durch Cooks Entdeckungen und ſeiner Begleiter Schilderungen wurde die Südſee „der Gegenſtand eines mächtigen romantiſchen Strebens in weiten Kreiſen. Eine überſättigte und vergiftete Afterkultur drängte edlere Geiſter, unter den ſchlichten Naturzuſtänden jener glücklichen Inſeln in der Ferne, wenigſtens in Gedanken, eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen.“ Man hat dieſe Zeit ſehr treffend die Periode der Robinſonaden genannt. Chriſtlich war die Bewegung nicht, doch konnte ſie nicht ohne Einfluß auf das zu jener Zeit erwachende chriſtliche Leben bleiben und ſo mußte jener Drang in die Ferne von ſelbſt zum Miſſionstriebe werden.

Ein ſolcher alles durchdringender, faſt ſchwärmeriſcher Geiſt

war es, welcher ſchroff gegenüberſtehende Bekenntniſſe, wie die der Anglikaner, Independenten und Presbyterianer zur gemeinſamen Aktion vereinigen konnte. Von ihnen wurde am 22. September 1795 in einer zu London abgehaltenen Verſammlung die „Missionary Society“ gegründet, welche ſpäter dieſem Titel den Namen ihres Sitzes vorſetzte. Als anzuſtrebendes Ziel bezeichnete man die Verbreitung der Grundwahrheiten des Chriſtentums; keine der hergebrachten Formen ſollte für die zu gründenden Gemeinden bindend ſein. In der Folge iſt die Londoner Miſſion aber das Organ der engliſchen Independenten geworden; jene gedachte formloſe Miſſion erwies ſich als unmöglich.

Zum Felde für ihre Thätigkeit hatte die Geſellſchaft Tahiti, die Samoa- und Tongainſeln, die Markeſas, Hawaii und die mikroneſiſchen Inſeln auserſehen. Ein großartiger Plan, und ebenſo großartig war auch die Inangriffnahme desſelben. Bedeutende Mittel waren beigeſteuert worden, mit denen das Miſſionsſchiff „Duff“ angekauft und ausgerüſtet werden konnte, und am 10. Auguſt 1796 ſegelte dasſelbe mit flatternden Flaggen und Wimpeln unter begeiſterten Geſängen ſeiner Mannſchaft und den lauten Jubelrufen zahlreicher Zuſchauer von der Towerwerfte die Themſe hinab. Von ſeinem Heck wehte die Miſſionsflagge: drei ſilberne Tauben mit Ölblatt auf purpurnem Grunde. Die Führung unternahm der vielgereiſte, nach ſehr bewegtem Leben zum eifrigen Chriſten umgewandelte Kapitän Wilſon, deſſen Name mit der Miſſion für immer verknüpft bleibt, an Bord befanden ſich vier ordinierte Geiſtliche, ein Wundarzt und 24 andere, zumeiſt aus dem Handwerkerſtande gewählte Männer.

Den Weg über Rio de Janeiro und das Kap der Guten Hoffnung nehmend, erreichte der „Duff“ Tahiti am 5. März 1797 und warf am darauffolgenden Tage Anker in der Matavabai. Der Anfang war günſtig und vielverheißend, denn der

König sowohl als die Königin zeigten sich wohlwollend. Wilson ließ auf Tahiti den größten Teil der Missionäre, andere führte er nach Eimeo, nach den Markesas- und nach den Tongainseln. Die Mission konnte indes nirgends Fuß fassen. Auf den Markesas mußte sie bald wieder aufgegeben werden, auf Tonga wurden einige der Missionäre erschlagen und man sah sich genötigt, das Feld zu räumen, und auch die Tahitier zeigten bald eine solche Feindseligkeit, daß die meisten Missionäre nach Neusüdwales entflohen. Dazu kam, daß der „Duff", welcher zum zweiten Male mit 29 Missionären und reichen Vorräten ausgesandt worden war, 1799 bei Rio de Janeiro von den Franzosen gekapert wurde. Erst als Pomare II. zum Christentum übertrat und seine Herrschaft durch eine Reihe glücklicher Kämpfe sicherte, bekam die Mission einen festen Halt und eine sichere Zukunft. Der sehr eifrige König ließ in der Gegend des heutigen Papeete eine große Kapelle erbauen, die „königliche Missionskapelle", ein 230 Meter langes und 18 Meter breites, innen auf 36 Pfeilern von Brotfruchtbäumen ruhendes Gebäude mit 280 äußeren Pfeilern, 133 Gitterfenstern und 29 Thüren. Auf den drei, 80 Meter von einander entfernten Kanzeln predigten am Einweihungstage drei Missionäre gleichzeitig vor einer Versammlung von 6000 Zuhörern. Zahlreiche Schulen wurden gegründet, auf Eimeo eine „Südseeakademie", wo Religion, Grammatik, Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Erdkunde, Zeichnen u. a. m. gelehrt wurden, Druckerpressen arbeiteten an mehreren Orten und als Trophäen des siegreichen Christentums konnten die verstoßenen Götzen der Tahitier nach London abgesandt werden.

Die erste Druckerpresse hatte der um unsere Kenntnis der Südseeinseln später sehr verdiente Missionär Ellis 1817 hinübergebracht. Sie erregte das größte Erstaunen und Pomare beschäftigte sich selber bei dem Setzen und Drucken. Ein Buchstabierbuch wurde in kurzer Zeit in 2600 Exemplaren verteilt, der Katechismus in 2000 und das Evangelium Lucas in 3000 Exemplaren, wofür die Einwohner in Kokosöl zahlten. Das

Einbinden lernten und besorgten sie selber und richteten deshalb eine große Niederlage unter Ziegen, Katzen und Hunden an. Die Seele dieser Mission wie in der Folge der auf anderen Inseln wurde John Williams, „der Apostel der Südsee", dessen wir schon an anderer Stelle (Bd. II. S. 214) gedacht haben. Aber diese erfreuliche Entwicklung sollte bald eine schmerzliche Störung erleiden.

Die Angriffe der Franzosen auf die Unabhängigkeit des Inselreiches, die gewaltsame Einführung französischer Jesuiten, welche zuerst eine Mission auf den Gambierinseln begründeten und von dort nach Tahiti kamen, und die Verfolgungen der protestantischen englischen Missionäre beschränkten die Thätigkeit der Londoner Mission auf das geringste Maß. Die Pariser Missionsgesellschaft, gleichfalls Protestanten, trat zum Teil an ihre Stelle, doch hat die Londoner Mission auf Tahiti und Moorea immer noch 13 Prediger, über 2500 Kommunikanten und 40 Schulen mit 1000 Schülern und Schülerinnen, auf den westlichen Inseln waren nach jüngsten Berichten 3 inländische Pastoren und 138 inländische Prediger thätig bei 1685 Kommunikanten.

Auf den benachbarten Tuamotu hatten die englischen Missionäre früher gleichfalls Stationen; jetzt haben die Katholiken solche auf Anaa, Makemo und Takume; hier finden die Missionäre aber schlimme Gegner an den Mormonen, deren Lehre von der Polygamie viel Anziehendes für die Eingebornen hat.

Auf den Tonga-Inseln wurde die 1800 abgebrochene Arbeit 1826 wieder aufgenommen, aber erst zwei Jahre später, als der Missionär Turner, wohlbekannt durch seine Schriften über Polynesien, und Croß von Australien hierher gesandt wurden, begann die christliche Religion Wurzel zu schlagen. Zuerst auf Tongatabu und von da auf allen übrigen Inseln. Der thatkräftige König Georg wurde einer ihrer eifrigsten Anhänger. Zuerst schenkte er allen seinen Sklaven die Freiheit; dann ließ er auf Lifuka eine 38 Meter lange und 15 Meter breite Kapelle erbauen, in welcher das Geländer des Altars aus Kriegsspeeren hergestellt

und zwei früher als Götzen verehrte Streitkolben am Fuß der Kanzeltreppe befestigt waren. Ein theologisches Institut wurde 1841 zu Neiafu durch den Missionär Wilson eröffnet.

Zu dieser Zeit kam auch der katholische Bischof Pompallier von Neuseeland hierher. Auf Wawau wurde ihm freilich von König Georg die Aufnahme verweigert; aber die Häuptlinge von Bea und Mua auf Tongatabu nahmen das Papsttum an, machten jedoch einen Kontrakt mit ihren Lehrern, daß sie nicht verlangen sollten, ihre Weiber abzuschaffen oder ihre Tänze und andere alte Gebräuche aufzugeben. Die Katholiken haben jetzt etwa 2000 Anhänger auf ihren Stationen zu Mocofanga, wo kürzlich eine prächtige Kirche erbaut wurde, zu Mua und Hihifo. Alle andern Tonganer sind Protestanten und zwar bilden sie einen besonderen Distrikt der austral-asiatischen Konferenz der wesleyanischen Methodisten; 1878 zählten sie 8325 Abendmahlsgenossen.

Die in der Nachbarschaft gelegenen Inseln Uea und Futuna sind beide katholisch. Unter der Leitung der Missionäre ist das erste zu einem kleinen Musterstaat geworden, in welchem, wie es heißt, ein Gesetzbuch nicht nötig ist, da die vorkommenden Differenzen durch den Schiedsspruch der Missionäre beigelegt werden und Verbrechen gar nicht vorkommen. Die Bewohner von Niue (Savage-Insel) sind aber eifrige Protestanten.

Von Tonga aus unternahm die wesleyanische Mission die Bekehrung von Viti. Die ersten Missionäre landeten 1835 auf Lakemba, das tonganische Ansiedlungen hatte. Von da besetzten sie Viva, Newa und Mbūa; ein Missionsversuch auf Somosomo scheiterte indes an der grauenvollen Wildheit der Bewohner. Von diesen ersten Anfängen hat sich die christliche Religion, namentlich durch die aufopfernden Bemühungen von Croß und Williams, über alle Inseln ausgebreitet, so daß Sir Arthur Gordon 1878 in Exeter Hall sagen konnte, daß von einer Bevölkerung von rund 120 000 Seelen mehr als 102 000 regelmäßige Besucher wesleyanischer Kirchen und die übrigen 18 000

nicht Heiden, sondern zumeist Mitglieder anderer Kirchen seien. Denn die katholische Kirche hat seit 1844 hier ebenfalls eine Mission gegründet und gegen 8000 Mitglieder gewonnen. Andere Konfessionen haben sich hier nicht niedergelassen, so daß das Feld fast ausschließlich den Wesleyanern gehört.

Südwestlich von Tahiti liegt die Gruppe der Cook- oder Herveyinseln. Hier hatte von Raiatea aus der rastlose John Williams die ersten Versuche zur Bekehrung der Eingebornen gemacht, indem er zwei Mitglieder seiner dortigen Gemeinde auf Aitutaki landete. Von da wurde das Christentum nach Mangaia, Atiu und nach Rarotonga verbreitet, welches letztere in der Folge eine größere Anzahl von Missionären für die Ausbreitung des Christentums auf anderen Gebieten entsandt hat als irgend eine der Inselgruppen des Südlichen Oceans. Williams befolgte hier einen Plan, der den Gegnern der Mission zu heftigen Angriffen vielfach Anlaß gab und deshalb später von seinen Vorgesetzten als verwerflich bezeichnet wurde. Er knüpfte in Sydney Handelsverbindungen an und suchte die Kulturen der Inseln durch Gewinnung von Europäern zu heben, welche den Zuckerrohr- und Tabaksbau einführten. Zeug, Schuhe, Strümpfe, Theekessel, Tassen, Thee und vieles andere wurde den Eingebornen gebracht. Aber die Missionsdirektion untersagte solche Handelsunternehmungen; das dabei beschäftigte Schiff mußte verkauft werden. Williams baute sich nun selber eine Missionsschiff, den „Messenger of Peace", den „Friedensboten", an dessen Stelle später der von der Londoner Missionsgesellschaft geschenkte „John Williams" trat, ein Segelschiff, das nach zweimaligem Schiffbruch ein Dampfer ersetzte.

In den kleinen Inselgemeinden dieses Gebietes findet sich jetzt das regste gottesdienstliche Leben, das die evangelische Kirche überhaupt aufzuweisen hat. Die heilige Schrift ist hier zahlreicher verbreitet als in irgend einem anderen Lande der Welt, und der Schulbesuch ist ein allgemeiner. Von größter, weit über die beschränkten Grenzen dieser Inselgruppe hinaus-

reichender Bedeutung ist aber das Seminar zu Avarua geworden, eine Vorbereitungsanstalt für Prediger und Lehrer. Das Institut zählte nach neuesten Berichten 31 Studenten, von denen 25 verheiratet waren. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie selber durch Bearbeitung ihrer Pflanzungen. Eine Druckerei versorgt nicht nur dies Völkchen, auch entfernte Inseln mit Litteratur.

Aber für einen Mann wie Williams war eine Thätigkeit „innerhalb der engen Grenzen eines einzelnen Riffs“ viel zu beschränkt. In seinem „Friedensboten“ verließ er 1830 Raiatea und segelte über Tonga nach den Samoainseln, wo er zu seiner Überraschung das Feld schon vorbereitet fand und in kurzer Zeit erstaunliche Erfolge erzielte. Leider wurde der rastlose, opferfreudige Mann, nachdem er seinem Vaterlande, das ihn mit Begeisterung begrüßte, einen letzten Besuch abgestattet hatte, schon 1839 auf Erromanga erschlagen (Bd. II. S. 214). Die Christianisierung der Samoaner machte aber trotzdem Fortschritte, ein Seminar wurde zu Malua errichtet und die Übersetzung des Neuen Testamentes vollendet; 1850 konnten 15 000 in London gedruckte Exemplare verteilt werden, denen nach wenigen Jahren eine Auflage von 10 000 folgte. Nach den letzten Ausweisen von 1878 besaß die Londoner Mission 8 Hauptstationen und 27 373 Anhänger, davon 6413 Kirchenglieder. Die Schulen sämtlicher Inseln wurden von 4503 Knaben und 4024 Mädchen besucht. Dazu kommen die Missionsstationen der Wesleyaner und der Katholiken. Die ersteren zählen jetzt 1600 Mitglieder und 6000 Anhänger. Die Anzahl der Katholiken ist geringer, doch gebieten sie über sehr bedeutende Arbeitskräfte: 2 Bischöfe, 14 Priester und mehrere barmherzige Schwestern. Diese Konkurrenz der verschiedenen Bekenntnisse kann der Sache keineswegs förderlich sein, und jeder trotzige Häuptling, der sich darin gefällt, auch in kirchlichen Angelegenheiten eine Rolle zu spielen, droht einfach, in eine andere Religionsgemeinschaft überzutreten, wenn man ihm nicht seinen Willen thue.

In dem hawaiischen Archipel war der Einführung des

Christentums durch die dort ganz spontan entstandene Bewegung, welche das Tapu brechen und die Götzen niederwerfen wollte, der Weg genügend vorbereitet worden. Von einem Christentume oder auch nur einer Hinneigung dazu war trotz der schon zahlreich angesiedelten Europäer und der ohne weiteres an den beiden königlichen Wittwen Kaahumanu und Keopuolani auf Freycinets Schiff vorgenommenen Taufe freilich noch nicht die Rede. Die hohen Täuflinge hatten sicherlich keine Ahnung von der Bedeutung der religiösen Ceremonie.

Aber Hawaiier waren mehrmals nach Amerika gekommen, einige auch dort in der Missionsschule zu Cornwall im Staate Connecticut erzogen worden. Und 1819 wurden durch die Amerikanische Missionsgesellschaft zwei Missionäre, Bingham und Thurston, mit mehreren Gehilfen, worunter drei kanakische Missionszöglinge, nach Hawaii abgesandt. Die christliche Lehre fand überaus schnellen Eingang; 1825 bestanden schon 6 Stationen: Honolulu, Waimea, Lahaina, Kailua, Waiakea (Hilo) und Kaowaloa an der Kealakekuabai, und die Zahl derer, welche die Leistungen der fleißig arbeitenden Presse benutzen konnten, war bedeutend. Zwei Jahre nachher landete der Jesuit Bachelot mit zwei Priestern und 6 Laienbrüdern in Honolulu trotz des Protestes der Regentin; 1832 wurden sie ausgewiesen und auf Kosten der Regierung nach Kalifornien geschickt. Aber schon 1836 kehrten einige derselben wieder und durch Dupetit-Thouars, noch mehr aber 1839 durch Laplace wurde nicht nur eine Geldbuße für die Ausweisung der katholischen Priester, auch völlige Freigebung des katholischen Gottesdienstes und rechtliche Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten erzwungen. Dann kamen 1840 Priester der Picpusgesellschaft an und die katholische Kirche machte schnelle Fortschritte. Schon in den sechziger Jahren waren auf den Hawaiiinseln 18 Priester thätig, unterstützt von 12 eingebornen Katechisten. Außer einer großen massiven Kirche in Honolulu besaßen sie 58 Kapellen und zählten 23 000 Mitglieder. Auch hatten sie 50 Schulen, ein Seminar und ein Nonnenkloster.

Zehn Jahre ſpäter wird die Seelenzahl trotz der Abnahme der Bevölkerung auf 24 000 angegeben. Mit der maſſenhaften Einführung von Arbeitern aus den Azoren muß die numeriſche Stärke der Katholiken noch weiter ſteigen.

Dagegen iſt die Zahl der Bekenner der proteſtantiſchen Konfeſſionen augenſcheinlich im Rückgange. Die amerikaniſche Miſſion hatte zwar treulich ihre Bemühungen fortgeſetzt, ein Lehrerſeminar war 1831 zu Lanaiholuna auf Maui gegründet worden und zählte ſechs Jahre nachher ſchon 118 Zöglinge; eine religiöſe Zeitſchrift: Lo Kama Hawaii, der Hawaiiſche Lehrer, erſchien da regelmäßig. Bereits 1832 hatte die Hauptpreſſe zu Honolulu die Überſetzung des Neuen Teſtamentes fertiggeſtellt, 1838 wurde die der ganzen heiligen Schrift durch Bingham vollendet. Ein Liederbuch in der Landesſprache war gedruckt worden und hatte ſich ſchnell zum Liebling der Hawaiier gemacht. Aber während man 1828 ſechs große Gemeinden mit 12 000 Seelen zählte und 26 000 Schüler von 440 Nationallehrern unterrichtet wurden, giebt der jüngſte Jahresbericht der Hawaiian Evangelical Association nur 7—8000 Mitglieder an, welche auf 56 verſchiedene Gemeinden verteilt waren. Alle bis auf 7 wurden von Paſtoren, meiſt hawaiiſchen, bedient. Die Verbindung mit der amerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaft wurde ſchon 1853 gelöſt und die nun ſelbſtändige Geſellſchaft nahm den obigen Titel an.

Neben ihr beſteht noch eine proteſtantiſche Miſſion, die durch die engliſche Hochkirche in Verbindung mit der Society of the Propagation of the Gospel gegründete ſogenannte reformiert-katholiſche, an deren Spitze ein anglikaniſcher Biſchof ſteht. Sie iſt zwar nur klein, aber der Hof, viele vornehme Hawaiier und zahlreiche Engländer gehören zu ihr. Auch für die eingewanderten Chineſen iſt in Honolulu eine Kirche erbaut worden; die meiſten derſelben ſind freilich immer noch Heiden.

Von Hawaii wurden Miſſionsverſuche auf anderen Inſelgruppen gemacht. Über dieſe Thätigkeit in Mikroneſien werden wir an der betreffenden Stelle berichten. Auf polyneſiſchem Ge-

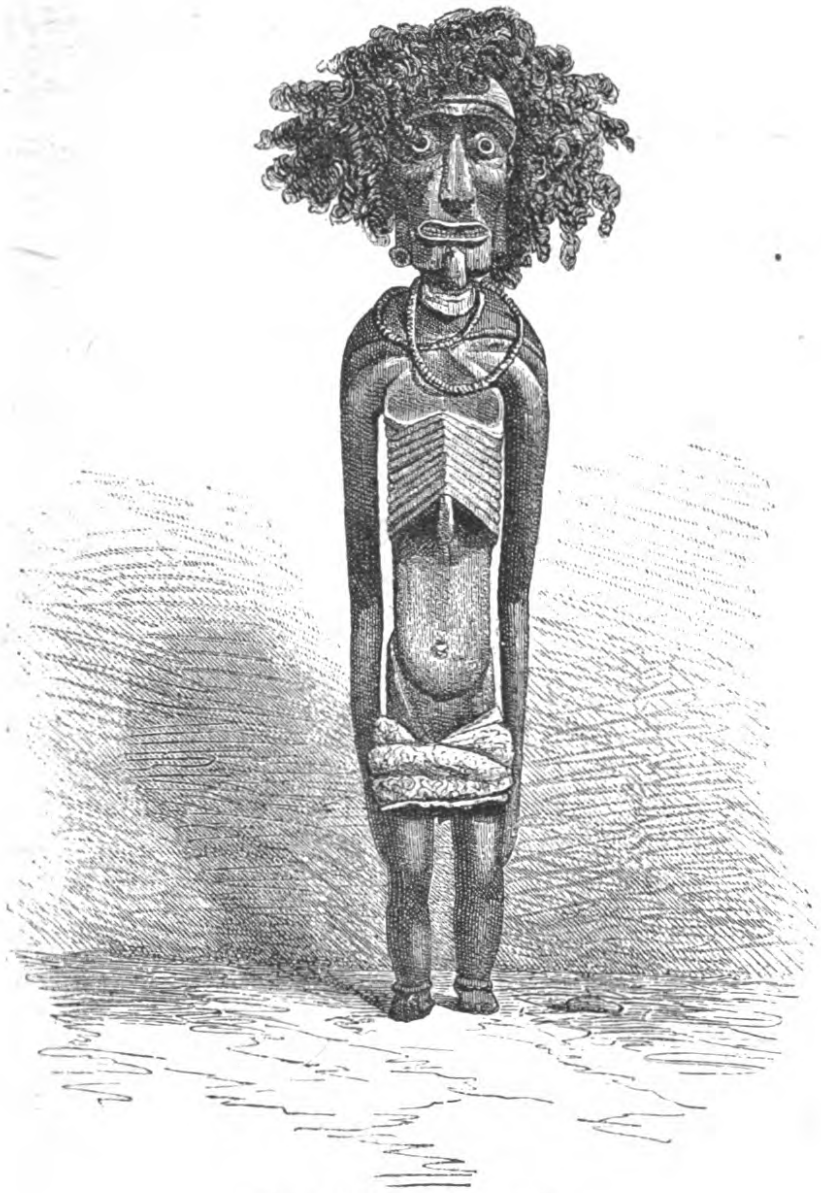
biete waren es die Markeſas, denen ſich die Hawaiian Evangelical Association zuwandte. Proteſtantiſche Miſſionäre hatten ſich von Tahiti aus hier ſchon früh eingefunden; ſie mußten indes ihre nach vielen Fehlſchlägen endlich mit Erfolg gekrönten Bemühungen einſtellen, als einige, von der franzöſiſchen Regierung aufs nachdrücklichſte unterſtützte, katholiſche Miſſionäre ſich hier niederließen. Dieſe katholiſche Miſſion iſt jetzt durch einen Biſchof in Nukuhiwa, acht Prieſter und drei Schweſtern auf verſchiedenen Inſeln vertreten. Auf Uapou beſitzt ſie eine Herde von 1000 Schafen und ebenſoviel Rinder. Die Hawaiier ließen ſich durch die Mißerfolge ihrer proteſtantiſchen Brüder nicht abſchrecken und es gelang ihnen, kleine Stationen auf Fatuhiwa, Hiwaoa, Uahuka und Uapou zu gründen, auf der letztgenannten Inſel hat ſie eine bereits von 15 jungen Eingebornen beſuchte Schule und in dem Puamau-Thale auf Hiwaoa eine Kirche errichtet. Aber von vielem Erfolg iſt weder hier noch dort zu ſprechen. Die Markeſaner ſind noch immer faſt ausnahmslos Heiden und ihre großen Holzbilder mit rieſigem fletſchenden Maul, als nach Opfern verlangend, mit großen Augen, die Arme auf dem Bauche ruhend, genießen der alten Verehrung und empfangen, wie früher, ihre Opfer von Früchten, Speiſen und bei feierlichen Gelegenheiten auch von Menſchen.

Auch auf anderen Gebieten Polyneſiens hat die Miſſion mit erfolgreicher Thätigkeit gearbeitet; heute giebt es außer auf den Markeſas Heiden wohl nur noch auf den öſtlichen Tuamotu und auf Rapanui, wo katholiſche Miſſionäre ſich 1866 niederließen, nach kurzem Aufenthalte aber weiter zogen. Noch immer betet man dort aus Holz geſchnitzte Götzen an mit monſtröſen Köpfen und Augen aus Knochen oder Obſidian.

Es hat nicht wenige gegeben und es giebt deren auch wohl heute noch, welche die Miſſion und ihre Diener angreifen und mit Hohn überhäufen. Wohl mögen ſie in mancher Beziehung geirrt und den unrichtigen Weg gewählt haben; ohne räudige Schafe iſt auch dieſe Herde nicht geblieben. Die ſchwerſten Be-

ſchuldigungen hat Kotzebue gegen ſie erhoben. Darwin, dem man doch einen Hang zum Muckertum nicht wird vorwerfen wollen, giebt darauf für Tahiti und damit für alle anderen Gebiete die

Fig. 26.



Götzenbild von Rapanui.

treffendſte Antwort. „Es giebt viele," ſagt er in ſeiner Reiſe um die Erde, „die ſogar mit noch größerer Bitterkeit als Herr von Kotzebue ſowohl die Miſſionäre und ihre Handlungsweiſe als auch ihre Erfolge angreifen. Solche Kritiker vergleichen nie

den Zuſtand des heutigen Tahiti mit dem, was es vor 20 Jahren war, ſondern ſie bemeſſen ihn nach dem hohen Maßſtabe chriſtlicher Vollkommenheit. Wenn ein Reiſender dies thut, ſo iſt es gemeiner Undank. Denn ſollte es ihm begegnen, an einer unbekannten Küſte Schiffbruch zu leiden, ſo wird er brünſtig beten, daß doch die Lehrthätigkeit der Miſſionäre ſich dahin erſtreckt haben möge.“ Man wird doch in Billigkeit nicht fragen dürfen: Iſt das, was die Miſſionäre erſtrebt haben, das denkbar Beſte? Daß ſie Beſſeres an die Stelle von Schlechterem geſetzt haben, das dürfte doch wohl niemand verkennen. Und hätten die weißen Kaufleute wohl etwas Ähnliches erreicht?

Europäiſche Intereſſen.

Die polyneſiſchen Inſeln ſind uns ſchon ſeit mehr als drei Jahrhunderten bekannt; ihre Entdeckung fällt alſo noch in die Zeit der ruhm- und beuteſüchtigen Conquiſtadores, welche, indem ſie die Kronen Spaniens und Portugals mit den Schätzen neuer Welten bereicherten, den vorher engumſchriebenen Kreis geographiſcher Wiſſenſchaft in ſo überraſchender Weiſe erweiterten. Aber weder Portugieſen noch Spanier, deren Schiffe zuerſt den von ihnen entdeckten Ocean durchfurchten, noch auch die nachfolgenden Holländer, Engländer und Franzoſen zeigten irgendwelche Neigung, ihre Flagge auf einem jener Eilande aufzupflanzen, welche die Feder ihrer heimkehrenden Reiſenden als wahrhaftige irdiſche Paradieſe beſchrieb. Doch war es nicht Unluſt, den kolonialen Beſitzſtand durch neue Erwerbungen zu erweitern, noch viel weniger eine Achtung der Rechte ihrer Urbewohner, welche ſolche Enthaltſamkeit predigte, es war vielmehr die Abweſenheit alles deſſen, was ſonſt die Begierde reizte: edler Metalle, koſtbarer Gewürze und reicher Stoffe, der die Polyneſier es danken mußten, daß man ſie ungeſtört in ihrem Eigenthum beließ.

Die erſten, welche ſich eines Teiles Polyneſiens bemächtigten,

waren die Franzosen. Louis Philippe glaubte dem Ehrgeiz seiner Unterthanen zu schmeicheln und damit seine eigene, wankende Stellung zu befestigen, als er den Eroberungen in Afrika eine Erwerbung im Stillen Ocean hinzufügte. Zu dem 1842 in ein Protektoratsverhältnis gebrachten Tahiti und Moorea kamen bald die Markesas, einige der Tubuai-Inseln, der Tuamotu-Archipel mit den Gambierinseln und die kleine unbewohnte Clipperton-Insel, so daß Frankreich jetzt in Polynesien einen Besitzstand hat, welcher 3667,5 Quadratkilometer oder 66,64 Quadratmeilen mißt. Davon sind die Inseln der ersten beiden Gruppen unmittelbare Besitzungen der Republik, die der beiden letzten befinden sich im Verhältnis von Schutzstaaten. Wollten wir noch das melanesische Neukaledonien nebst den Loyalty-Inseln heranziehen, so hätten wir im Pazifischen Ocean einen französischen Gesamtbesitz von 23 490,5 Quadratkilometer oder 426,6 Quadratmeilen. Mit diesem Besitz ist Frankreich, wie es scheint, aber noch nicht befriedigt, wenigstens plaidiert seine Presse in neuerer Zeit eifrig für eine Erweiterung der französischen Machtsphäre durch Annektierung einiger Inseln des Westens, fürs erste der Neukaledonien zunächst liegenden Neuen Hebriden. Dabei bestrebt sich die Regierung, den alten Besitzstand mehr zu konsolidieren, indem sie das Protektoratsverhältnis in das engere der unmittelbaren Zugehörigkeit umwandelt. Sicherlich wehte auch über der westlichen Gruppe der Gesellschaftsinseln heute die französische Flagge, hätte nicht ein sofortiger energischer Protest Englands und Deutschlands die schon erfolgte Okkupation rückgängig gemacht. Denn diese beiden Mächte sind an jeder Veränderung der Territorialhoheit über die polynesischen Inselgruppen vor allen anderen interessiert. Es war ja gerade der Hinblick auf die Erfolge englischer Kolonisation in Australien, welcher Napoleon III. zur Okkupation von Neukaledonien bewog, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vitigruppe von demselben Los betroffen worden wäre, hätte nicht England rechtzeitig seine Hand darauf gelegt.

Durch dieſe Viti-Inſeln hat England in Polyneſien eigentlich erſt Fuß gefaßt, denn die kleinen Inſeln Caroline, Starbuck, Malden und Fanning, von denen auch nur die beiden letzten bewohnt ſind, repräſentieren ein Areal von kaum mehr als zwei Quadratmeilen und zählen nur an 230 Bewohner. Seitdem aber der britiſche Union Jack über jener bedeutendſten aller Inſelgruppen weht und auch eine Petition rotumahniſcher Häuptlinge um Annektierung gnädigſt bewilligt wurde, gebietet die Königin von England über ein Areal von 20 974,5 Quadratkilometer oder 380,9 Quadratmeilen, welches gegenwärtig von ca. 128 000 Menſchen bewohnt wird, alſo auf einem, nahezu 46 Quadratmeilen kleineren Gebiet über 39 000 Menſchen mehr zählt, als ſich in dem ganzen franzöſiſchen Oceanien finden laſſen.

Werfen wir zugleich einen Blick nach Mikroneſien hinüber, ſo ſehen wir, wie eine dritte Macht Anſprüche auf einen großen Teil der dortigen Gruppen erhebt. Spanien beanſprucht die Oberherrlichkeit über die Archipele der Marianen, der Palau-Inſeln und der Karolinen d. h. über 2590 Quadratkilometer oder 47 Quadratmeilen mit 45 000 Bewohnern. Die Marianen ſind wirklich ſchon ſeit langer Zeit von der ſpaniſchen Regierung und leider in der elendeſten Weiſe verwaltet worden; die Spanier haben hier in ſchlagendſter Weiſe ihre Unfähigkeit zu koloniſieren gezeigt. Ihre Anſprüche auf die Karolinen und Palaus werden aber nirgends beachtet; ſie ſtehen nur auf dem Papier.

Den Amerikanern gehören nur einige kleine Felſeninſeln, welche ſie der Ausbeutung der dortigen Guanolager wegen beſetzt haben. Eine dauernde Anſiedelung iſt hier gar nicht möglich; ſind die Lager erſchöpft, ſo werden die Fundſtätten verlaſſen, wie dies ſchon mit der Inſel Baker in der Phönixgruppe geſchehen iſt, wo 1858 die United States Guano Company in New-York die Ausbeutung begann und ſpäter nach Howland überſiedelte. Eine andere, gleichfalls amerikaniſche Geſellſchaft, die Phönix Company in Honolulu, errichtete zuerſt eine Niederlaſſung auf Mac Kean, dann auf Birney, verließ ſpäter aber beide und

gründete eine dritte auf Enderbury. Auch auf Jervis in der Amerika- oder Fanninggruppe unterhält dieſe Geſellſchaft Arbeiter zur Ausbeutung der dortigen Guanolager; auf den kleinen Koralleninſeln Nukunono und Oloſenga oder Solitaria in der Tokelaugruppe bereitet ein amerikaniſcher Unternehmer mit ſamoaniſchen Arbeitern Kokosöl. Das alles bedeutet aber keineswegs Koloniſation; nach dem Ausſpruch des Miniſters Seward: We want only trade, no dominion, ſcheinen die Amerikaner nach einer ſolchen auch gar nicht zu ſtreben. Der von dem ehrgeizigen Abenteurer Steinberger und ſpäter von dem amerikaniſchen Konſul Griffin in Apia wiederholte Verſuch, die Samoagruppe unter das Sternenbanner zu bringen, wurde von der Regierung zu Waſhington ſofort desavouiert und nur der ſchöne Hafen Pago Pago auf Tutuila iſt jetzt amerikaniſches Eigentum. Allerdings ſteht das Königreich Hawaii vollſtändig unter amerikaniſchen Einflüſſen und wird ſicherlich in nicht zu ferner Zeit ſeinen Anſchluß an die Union ſuchen.

Eine ähnliche Stellung wie die Amerikaner behaupten die Deutſchen. Dem Reich gehört keine einzige der Inſeln, auf welchen ſeine Angehörigen zum Teil ſehr ausgedehntes Eigentum beſitzen; man hat ſich mit der Erwerbung einiger Häfen begnügt. Auf der Samoainſel Upolu iſt der Hafen von Saluafata der deutſchen Regierung eingeräumt worden, ſo zwar daß die ſamoaniſche Oberhoheit beſtehen bleibt, anderen Nationen aber nicht dieſelben Rechte, wie die Anlage von Kohlenſtationen, Lagerräumen u. a., gewährt werden darf. Einen zweiten, noch unmittelbareren Beſitz hat das Deutſche Reich in der Duke of York-Gruppe erworben, indem es ſich den Hafen Makata oder Ferguſſon für 400 Mark von den dortigen Häuptlingen abtreten ließ. Kapitän von Werner, der dieſen Vertrag abſchloß, hatte dasſelbe ſchon kurz vorher auf Jaluit in der Marſhallgruppe erreicht.

Dieſe offiziellen Schritte wurden gemacht zur Wahrung deutſcher Intereſſen, welche mit der Zeit von hoher Wichtigkeit geworden ſind. Außer dem Hauſe Joh. Ceſar Godeffroy in

Hamburg, deſſen Thätigkeit wir an anderer Stelle ausführlich geſchildert haben, ſind namentlich die Häuſer Ruge, Heedemann & Co., ſowie Wachsmuth & Krogmann, R. J. Robertſon, die Gebrüder Hernsheim auf den Marſhallinſeln, Hennings auf Viti und die Hamburger Société commerciale de l'Océanie auf Raiatea und Tahiti die tonangebenden und auch auf Hawaii finden wir mehrere anſehnliche deutſche Häuſer. Auf Hawaii und den Geſellſchaftsinſeln betreiben die Deutſchen faſt nur Handel, anderwärts widmen ſie ſich in hervorragender Weiſe dem Plantagenbau. Auf Samoa iſt es die Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft der Südſee zu Hamburg, auf den Marſhallinſeln das Haus Hernsheim, welche führend auftreten. Beide haben ausgedehnte fruchtbare Ländereien von den Eingebornen gekauft. Hernsheim namentlich auf den neubritanniſchen Inſeln, wo Godeffroy ſchon früher Agenturen errichtet hatte.

Durch dieſen Plantagenbau unterſchieden ſich die Deutſchen bis vor kurzem ſehr weſentlich von den Amerikanern, die nur Handel trieben. Nun haben dieſelben aber gleichfalls Land auf den Inſeln der Samoagruppe erworben. Viel größere Landkäufe aber haben erſt in allerneueſter Zeit die Engländer gemacht, welche jetzt in dieſer Gruppe 100 000 Hektar beſitzen, während den Deutſchen nur 52 000, den Amerikanern und anderen Weißen nur 24 000 Hektar gehören. Zum Betriebe dieſer Pflanzungen bedarf man der Arbeiter und dieſe ſind nur von außerſamoaniſchen Gebieten zu erlangen. Jetzt iſt man auf die Gilbertinſeln und die Karolinen angewieſen; auch von Neubritannien, Neuirland, den Neuen Hebriden und den Salomonen können willige und tüchtige Arbeitskräfte bezogen werden. Es gilt daher, dieſe Felder auch fernerhin für die Deutſchen offenzuhalten. Dies kann aber nur dadurch geſchehen, daß man andere Mächte, d. h. England und Frankreich, daran verhindert, ihre Machtſphäre in Polyneſien und Melaneſien noch weiter auszudehnen. Als geeignetes Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes ſchloß das Deutſche Reich durch ſeine Bevollmächtigten Verträge mit den Häuptlingen

verſchiedener Gruppen ab. Indeſſen weiſt die Preſſe Englands und der auſtraliſchen Kolonien wie Frankreichs fortwährend darauf hin, wie wünſchenswert es ſei, die den Vitiinſeln und Auſtralien zunächſt gelegenen Inſeln zu annektieren.

Die großartige Idee der Bildung eines angloſächſiſchen Polyneſiens ging von dem früheren Premierminiſter Neuſeelands, Sir Julius Vogel, aus. Er wollte eine Geſellſchaft, die „New Zealand and Polynesian Company“ mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling bilden mit dem Zweck, Geſchäfte als Kaufleute, Reeder, Pflanzer, Fabrikanten, Bankiers ꝛc. auf den paziſiſchen Inſeln, in Neuſeeland und Großbritannien zu betreiben. Das Hauptquartier ſollte Neuſeeland ſein und mindeſtens ſechs Dampfer ſollten zwiſchen ſeinen Häfen und Polyneſien fahren. In Otago, Canterbury, Wellington und Auckland wollte er Fabriken errichten, um die Produkte der Inſeln zu verarbeiten. Als Endziel dachte ſich Sir Julius Vogel ein großes britiſches Polyneſien mit dem Centrum der Regierung in Neuſeeland, ein Reich, das, wie Kanada, die Oberhoheit der Krone Englands anerkennte. Das britiſche Parlament wollte auf dieſes ihm Anfang 1874 vorgelegte Projekt nicht eingehen. In neueſter Zeit ſcheint dieſer Gedanke aber wieder aufgenommen worden zu ſein. Sir Arthur Gordon, früher Gouverneur von Viti, dann von Neuſeeland, zugleich Generalkonſul für die Südſeeinſeln, hat ſein Beſtes gethan, durch den Abſchluß von Verträgen mit Samoa und Tonga, durch Errichtung einer Dampferlinie zwiſchen letzterem und Viti, durch häufige Beſuche auf anderen, Englands Einfluß in dieſen Gewäſſern zu heben. Und wenn einmal die immer und immer wiederholte Mahnung, „daß im Intereſſe des Handels wie der Civiliſation eine große britiſche Handelskompagnie in der Südſee ein Segen für die Eingebornen ſein würde,“ ſich zur greifbaren Wirklichkeit geſtaltet hat, wird auch bald genug das größere Projekt Sir Julius Vogels aufgenommen werden. Damit wäre aber auch das Schickſal der deutſchen Pflanzungen beſiegelt.

Es ist bekannt, daß die deutsche Reichsregierung durch eine beim Reichstag gemachte Vorlage den durch die Zahlungseinstellung des Hauses Godeffroy gefährdeten Besitzstand in Samoa zu sichern suchte und daß diese Vorlage mit geringer Majorität abgelehnt wurde. In Australien und England war man darüber sehr erfreut, weil man fürchtete, die oben besprochenen Pläne möchten durch das Eintreten des Deutschen Reiches durchkreuzt werden. Indessen suchte man in Deutschland den ungünstigen Eindruck durch die Ernennung eines Generalkonsuls für die Südseeinseln mit der Residenz in Apia sowie eines Konsuls in Jaluit einigermaßen zu paralysieren. Da aber eine englische Dampferlinie zwischen Viti und Auckland und, wie erwähnt, zwischen Viti und Tonga errichtet worden ist — die letztere soll nach Samoa ausgedehnt werden — und die Franzosen ihre Dampfer über Mauritius jetzt auch nach den australischen Häfen und Neukaledonien laufen lassen, so scheint es geboten, daß Deutschland seine kaufmännischen Niederlassungen in der Südsee mit gleichen Mitteln stütze. Das Erscheinen regelmäßig in Tonga und Apia eintreffender deutscher Dampfer würde das Ansehen des Deutschen Reiches den dortigen Herrschern gegenüber bedeutend kräftigen. Eine Subvention haben deutsche Dampferlinien aber wie in anderen Meeren auch hier bisher immer abgelehnt.

Der Handel in der Südsee ist bis jetzt ein großes deutsches Monopol gewesen, die Versuche englischer Firmen, den deutschen Häusern in der Südsee Konkurrenz zu machen, sind immer gescheitert; ob dies mit den beiden amerikanischen Firmen, die von ihrem Hauptquartier in Apia aus Stationen auf Tahiti, auf den Marshall-, Ellice- und Gilbertinseln errichtet haben, ebenso der Fall sein wird, muß abgewartet werden. Lebensbedingung für den deutschen Plantagenbetrieb und damit für einen beträchtlichen Teil des ganzen Handels bleibt jedenfalls die Erhaltung der Unabhängigkeit jener obengenannten Gruppen, welche allein die Arbeitskräfte zu liefern imstande sind.

Deutschland könnte aber auch in diesen Gewässern eine seiner

hohen Stellung würdige Kulturmiſſion erfüllen. Es iſt mehr als fraglich, ob unter dem wohlwollenden Regierungsſyſtem der Engländer oder der verſtändnisloſen Gewaltherrſchaft der Franzoſen die eingebornen Stämme zu erhalten ſind, wir glauben aber mit Grundemann, daß unter preußiſcher ſtrammer Ordnung, verbunden mit landesväterlicher Fürſorge, wie ſie dem Regiment der Hohenzollern eigen iſt, jene herrlichen Inſeln noch in viel weiterem und höherem Sinne blühende Gärten werden müßten, als ſie es jetzt ſchon ſind.

Hawaii.

1. Das Land und ſeine Produkte.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Spanier Gaetano die Inſelgruppe ſchon in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſah, denn alte ſpaniſche Karten verzeichnen dort, wo Hawaii liegt, eine große Inſel la Meſa und nordweſtlich davon eine Inſelgruppe, welche los Monjes genannt wird. Dieſe Entdeckung blieb indes völlig unbekannt, da die Spanier dieſelbe aus Furcht vor den Filibuſtiern ſorgfältig verheimlichten. Der wahre Entdecker iſt uns Cook, welcher durch ſeine am 19. Januar 1778 erfolgte Ankunft vor Kauai und Nihau der Welt die Kunde von der Exiſtenz des Archipels brachte. Leider ſollte der große Seefahrer hier ſein Ende finden. Zuerſt als der vom Himmel herabgeſtiegene Gott Rono mit göttlichen Ehren überhäuft, wurde er 1779 an der Kealakeakuabai erſchlagen. Die Leiche wurde fortgeſchleppt und nur ein Teil ſeiner Gebeine den Engländern ausgeliefert; die übrigen brachten die Hawaiier ans andere Ende von Hawaii, wo man ſie in einem dem Rono geweihten Tempel niederlegte. Jährlich trug man ſie in feierlicher Prozeſſion um die Inſel, ein Beweis, daß der Glaube an die Identität Cooks mit dem Gott keineswegs erſchüttert worden war.

Bis vor wenigen Jahren bezeichnete eine an einer Kokospalme angebrachte Kupferplatte die Stelle, wo Cook fiel, jetzt erhebt sich dort ein Denkmal, dessen Kosten durch Sammlungen in Honolulu gedeckt wurden. Der Stumpf des Baumes, an dessen Fuß, wie man sagt, Cook sein Leben aushauchte, wird im Museum zu Honolulu aufbewahrt, einen zweiten Stumpf, von dem man dasselbe behauptet, kann man im Zoologischen Museum von Woodwards Gardens in San Francisko sehen. Der Stamm ist nach England übergeführt worden und hat im nautischen Museum von Greenwich Hospital neben den Reliquien von Nelson und Franklin einen Platz gefunden.

Auf Cooks Entdeckung folgte in den Jahren 1792 und 1793 eine eingehende Erforschung der Inseln durch Vancouver. In der neuesten Zeit haben Wilkes und Dana Reisen auf den Inseln gemacht, Brigham hat die Geologie der Gruppe, Mann die Flora derselben gründlicher untersucht.

Der Archipel wurde von Cook nach seinem Gönner dem Grafen von Sandwich, dem damaligen ersten Lord der Admiralität, benannt; diese Benennung ist indessen fast völlig außer Gebrauch gekommen und hat der jetzt offiziell allein üblichen nach der größten Insel der Gruppe, Hawaii, Platz gemacht. Unter den polynesischen Archipelen ist er der einzige, welcher der nördlichen Halbkugel angehört; der Wendekreis des Krebses bildet nahezu die nördlichste Grenze. Am weitesten nach Norden vorgeschoben ist das Nordkap von Kauai unter 22° 16′, am weitesten nach Süden das Kap Kalae auf Hawaii unter 18° 52′ n. Br., den Ostpunkt finden wir in der Kapohospitze auf Hawaii unter 154° 43′, den Westpunkt in der kleinen unbewohnten Felseninsel Kaula unter 160° 32′ westl. Länge. In diese Grenzen fallen die 8 größeren Inseln: Hawaii, Maui, Kahulaui, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Niihau (mit Kaula). Weiter nach Nordwesten und dieselbe Richtung verfolgend, liegen zerstreut sieben noch zu Hawaii gehörige kleine unbewohnte Felseninseln und Riffe, die Brütplätze unzähliger Seevögel. Das Gesamtareal des Archipels ist auf

17 008 qkm oder 308,9 Q.-M. berechnet worden; es ſteht alſo dem der Vitiinſeln und Neukaledoniens etwas nach und zwiſchen Württemberg und Baden in der Mitte.

Sämtliche Inſeln ſcheinen vulkaniſchen Urſprungs zu ſein; die Geſteine haben durchaus dieſen Charakter. Die Lava iſt von großer Verſchiedenheit, teils porös, teils tuffartig, überwiegend iſt ſie aber baſaltiſch. Das Innere der Berge enthält vorherrſchend Trachyt und Phonolith. Zuweilen entdeckt man auch Lagen von Madreporenkalkſtein. Wo die vulkaniſchen Ausbrüche aus ſehr früher Zeit datieren, hat ſich ein großer pflanzlicher Reichtum entwickelt, doch erſcheint das Land keineswegs ſo einladend wie zur Zeit ſeiner Entdeckung, und viele Teile, die damals angebaut waren, liegen jetzt wüſt und öde.

Erdbeben und Lavaausbrüche ſind in kurzen Zwiſchenräumen auf faſt allen Inſeln und zuweilen ſehr heftig und verheerend aufgetreten und erſt am 30. September 1881 fand ein Erdbeben ſowohl in Honolulu als auf anderen Inſeln des Archipels ſtatt; es wird als das ſtärkſte ſeit demjenigen von 1868 geſchildert, welches ungeheuere Verheerungen anrichtete. Die Mauern zahlreicher Häuſer erhielten Sprünge, darunter auch die mehr als meterdicken Steinmauern der Koſala-Kirche; in anderen Teilen fielen die Einfriedigungsmauern um und auf vielen Pflanzungen barſten die Ciſternen, ſo daß das Waſſer ausfloß. Zu gleicher Zeit war der Krater des Kilauea in außerordentlicher Thätigkeit und ſein Lavaſee brannte wie ein Hochofen.

Man kann die Inſeln als Kulminationspunkte einer mächtigen vulkaniſchen Gebirgskette anſehen, welche ſich in den beiden Zwillingsrieſen der Gruppe: dem Mauna Loa und Mauna Kea bis zu einer Höhe erhebt, welche die des größten der europäiſchen Berge, des Mont Blanc, noch überragt. Die Schneegrenze wird aber unter dieſen Breiten dennoch nicht erreicht.

Auf Hawaii meſſen die Vulkankegel Mauna Kea (weißer Berg) 4253 Meter, Mauna Loa (großer Berg) 4194, Mauna Hualalai 2522 und Kilauea 1210 Meter, auf Lahaina ſind die höchſten

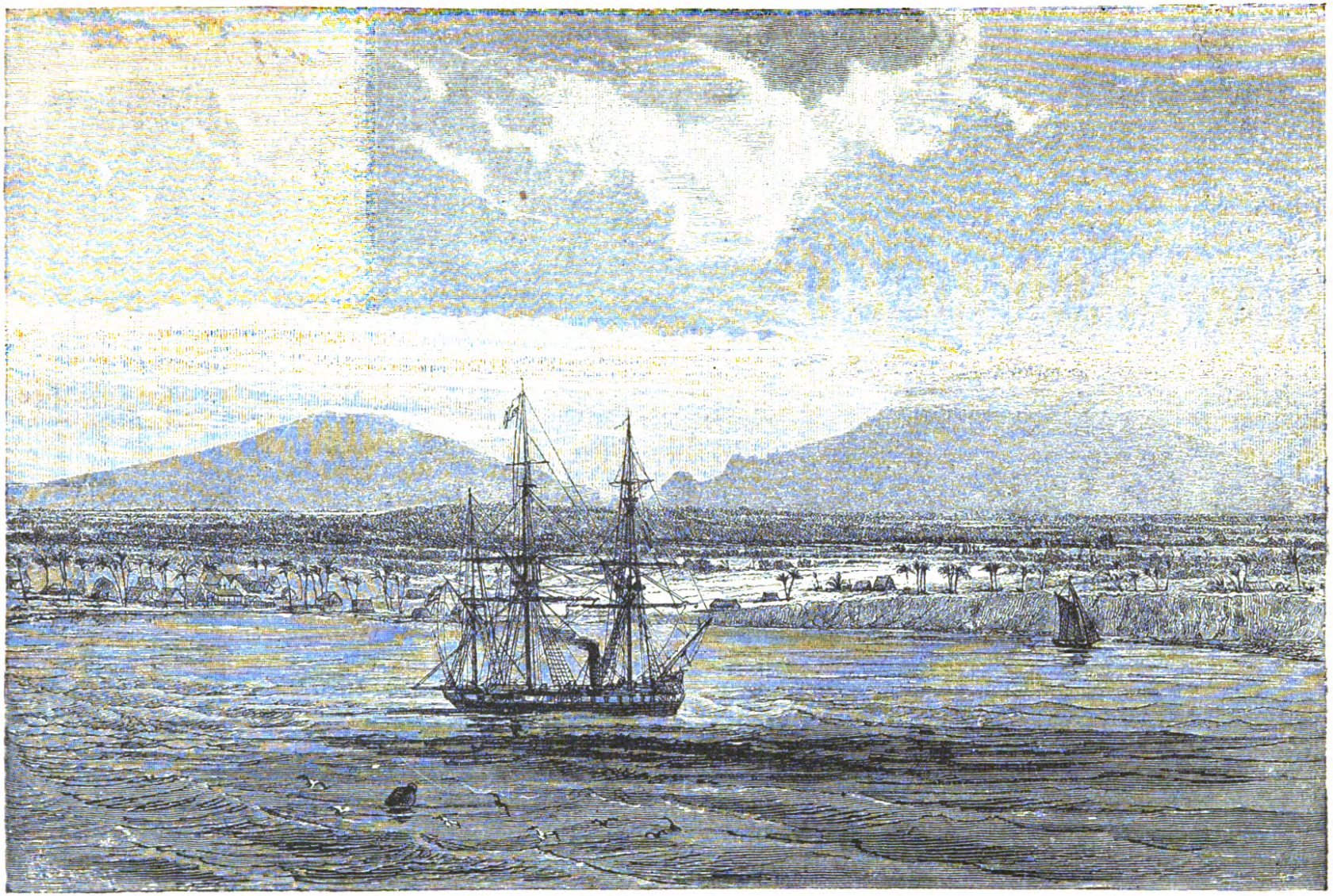
Spitzen der Mauna Haleakala mit 3100, und der Mauna o Eka mit 1868 Meter. Die Berge auf den übrigen Inseln sind weit niedriger, doch steigt auf dem westlichen Kauai der Waialeale noch zu 1900 Meter auf. Aber bei der allgemeinen vulkanischen Natur fehlt es auffallenderweise an Mineralquellen gänzlich.

An dem Fuß der Berge und zwischen ihnen hin ziehen sich systemlos zahlreiche Thäler von großer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit, durchrauscht von kleinen Flüssen und Bächen, welche, sich an Felsblöcken brechend, über Abhänge stürzend dem Küstenrande zueilen, wo sie freilich häufig ein Ende finden, ehe sie das Meer erreichen. Daher sind diese Ebenen oft dürr und öde. Wie fruchtbar aber auch hier der Boden ist, das zeigt sich, sobald man ihm die nötige Bewässerung zuführt.

Ein scharfer Gegensatz besteht überall zwischen den westlichen Küsten, die während eines großen Teils des Jahres fast wüstenartig erscheinen, und den schön bewaldeten östlichen Abhängen. Den Grund dafür finden wir in den herrschenden klimatischen Verhältnissen. Denn der Ostpassat führt die feuchten Wolken herzu und damit auch den häufigeren Regen. Von entscheidender Wichtigkeit ist natürlich die höhere oder niedrigere Lage. An den Küstenebenen ist es meist heiß und trocken, weiter die Abhänge der Berge hinauf heiß und feucht und noch höher gemäßigt und trocken. In Honolulu ist die Durchschnittstemperatur 24° und das Thermometer steigt selten über 35° C., denn fast ununterbrochen weht der Passat kühlend über den Felsgrat Oahus herüber und das Nuanuthal herab und die Sommerhitze wird häufig gemildert durch erfrischende Regenschauer. Das Klima ist daher durchaus gesund.

So erscheint denn die Vegetation schon eine Stunde landeinwärts unter dem Einfluß der aus der Wolkenregion herabfließenden Gewässer als eine sehr üppige. Pflanzungen von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen wechseln mit Zuckerrohrfeldern und über der kultivierten Niederung breitet sich ein Waldgürtel rings um die Vulkane aus. Es lassen sich drei Regionen

Fig. 27.



Mauna Kea und Mauna Loa.



unterſcheiden: die Küſten und niedrigen Ebenen, der Waldgürtel unterhalb 2000 Meter und die darüber liegende Zone, wo der Baumwuchs zuerſt in verkrüppeltes Gebüſch übergeht und endlich nur noch dürftige Mooſe und Flechten das rauhe und zerklüftete Geſtein überziehen.

Im hohen Gebirge breitet die Koa (Acacia Koa) ihre Kronen über ein verwachſenes Dickicht von immergrünem Unterholz aus. Ihre Stämme lieferten früher das Material für die großen Kanus der Eingeborenen. Die Koa verbindet den Typus der neuholländiſchen Akazien, bei denen das Mimoſenlaub unterdrückt wird, mit den tropiſchen Arten, die dasſelbe ausbilden. Auch unter den Bäumen, welche die Koa begleiten, finden ſich einige auſtraliſche Gewächſe und ganze Gattungen: **Boehmeria stipularis, Carex Commersoniana Metrosideros, Myoporum, Santalum**, das letzte allerdings durch die fortgeſetzte Ausfuhr nach China ſchon ſelten geworden. Daß dieſe Seltenheit nach wenigen Jahren eintrat, mußte dem armen, ſchwerbedrückten Volke als ein heißerſehntes Ereignis erſcheinen, denn gezwungen, auf ihren nackten Schultern das Holz aus unwegſamer Wildnis zum Meeresſtrande zu ſchleppen, während Gärten und Felder unbebaut blieben, ſtarben Tauſende dahin, andere verließen ihre Wohnungen und irrten im Walde umher, um ſich der verhaßten Arbeit zu entziehen. Das Sandelholz hat jung keinen Geruch — es iſt ja gerade dieſe Eigenſchaft, welche es den Chineſen zur Verbrennung vor ihren Götzenbildern wertvoll macht —, auch wächſt es nur langſam zu brauchbarer Güte heran und ſo wurde denn bald der Vorrat erſchöpft. Jetzt freilich hat es ſich einigermaßen wieder erholt; Frohndienſte ſind aber inzwiſchen glücklicherweiſe abgeſchafft.

Die Region oberhalb des Waldes iſt ſehr vegetationsarm; auf dem Mauna Loa verſchwindet bei 2200 Meter die Pflanzendecke faſt überall und in 2800 Meter Höhe vermag nur noch ein Moos ſich unter der Befeuchtung der vulkaniſchen Dämpfe zu erhalten. Aber der nicht aus harten Laven, vielmehr aus loſen

Eruptivstoffen aufgebaute Mauna Kea trägt in weit größeren Höhen nicht allein Grasrasen und vereinzelte Sträucher, noch bis zum Niveau von 2800 Meter reicht der bis 3 Meter hohe Manati-Baum (Edwardsia grandiflora), andere Pflanzen gehen sogar noch 600 Meter weiter.

Von der Vegetation der übrigen Südseeinseln unterscheidet sich die Flora von Hawaii sehr wesentlich. Die Feigenbäume, welche in Südpolynesien so riesige Dimensionen erreichen, fehlen hier gänzlich, der Brotfruchtbaum, so ausnehmend wichtig im Haushalt des Südseeinsulaners, ist in Vollkommenheit fast nur bei Hilo zu sehen, Orchideen sind äußerst selten und die epiphytischen Arten dieser wunderbaren Familie kommen hier gar nicht vor, während die Compositae viel häufiger als auf den polynesischen Gruppen erscheinen. Aber dafür besitzen die Inseln unter allen tropischen Inselgruppen die größte Zahl endemischer Pflanzen; nur etwa 20 Arten kommen auch anderswo vor.

Die Gesamtzahl der auf der Hawaiigruppe beobachteten Phanerogamen beträgt nach Grisebach weniger als 600 Arten, von denen 370 endemisch sind; von Farnen und anderen Gefäßkryptogamen wurden etwa 130 Arten nachgewiesen. Unter den eingewanderten Pflanzen ist ungefähr die Hälfte allgemein tropisch oder ubiquitär, ein Viertel stammt aus der indischen Monsunflora, das siebente Achtel ist dem Archipel mit anderen Südseeinseln, das letzte mit Amerika gemeinsam. Unter den charakteristischen endemischen Pflanzenfamilien nehmen die Synanthereen den ersten, die Lobeliaceen den zweiten Platz ein, danach kommen die Rubiaceen, die Rutaceen und die Araliaceen. Nur die Hälfte der aufgestellten 24 endemischen Gattungen besteht aus Monotypen, die übrigen enthalten eine größere Zahl von Arten.

Die hawaiische Pflanzenwelt umfaßt eine Reihe nutzbarer Gewächse, wie Pandanus, Broussonetia, Dracaena, Hibiscus, Curcuma, Tacca, Amomum, Saccharum, welche wir auch auf anderen polynesischen Inseln kennen. Die europäischen Einwanderer haben hier manche neue Pflanze eingeführt: die Yams-

wurzel, die Batate, die Kartoffel, den Tabak, den Kaffee, Weinreben, Citronen, Erbſen und Bohnen wie die Kulturpflanzen Chinas und Japans. „Neben der einheimiſchen Kokospalme ſteht die königliche Palme aus Weſtindien, die Dattelpalme aus Afrika. Oſtindiſche Papayas und Mangobäume, chineſiſche Bambusdickichte und braſilianiſche Araukarien, Bananas jeglicher Abkunft und hundert andere Pflanzen, von denen man nicht mehr weiß, woher ſie ſtammen, haben ſich eingebürgert.“ Allerdings muß ein großer Teil des Areals der Kultur ſtets verſchloſſen bleiben, wo aber der verwitterte Boden, ſei es durch natürliche Niederſchläge, ſei es auf künſtlichem Wege, genügende Bewäſſerung empfängt, ſteht er keinem nach und liefert die reichſten Erträge.

Unter den eingeführten Kulturen hat der Zuckerrohrbau infolge des mit den Vereinigten Staaten geſchloſſenen Vertrages, wonach die Produkte Hawaiis dort zollfrei eingehen, einen außerordentlichen Aufſchwung genommen; 1873 führte man 23 129 000, aber 1881 ſchon 94 789 483 Pfund Zucker aus. Noch mehr hat ſich der Reisbau gehoben, ſo daß in demſelben Zeitraum der Export von 941 000 auf 7 785 070 Pfund ſtieg. Weniger Gedeihen zeigten die Kaffeepflanzungen, denn 1873 wurden 262 000 Pfund, aber 1881 nur mehr 19 000 Pfund ausgeführt. Aber auch die einheimiſche Pflanzenwelt liefert einige, nicht unwichtige Poſten für den Export.

Da iſt in erſter Linie das Pulu, eine Pflanzenwolle von bräunlicher Farbe, die an den Blattſtielen eines vornehmlich auf der Inſel Hawaii wildwachſenden Farnbaumes (Cibotium glaucum) gefunden wird. Man verwendet es zu Polſterarbeiten und macht in San Franciſko auch Hüte daraus. An den modernden Stämmen gefallener Bäume wächſt in feuchten Wäldern eine Schwammart, welche als beliebte Speiſe nach China und Kalifornien ausgeführt wird. Weiter wird das Öl aus den Nüſſen des ſilberglänzenden Kukuibaumes (Aleurites triloba), die auch hier ein bequemes Leuchtmaterial für die Eingeborenen liefern, in Amerika gern von Malern als ein vorzügliches Subſtitut für

das Leinöl genommen und auch das Arrowroot aus der **Tacca pinnatifida** findet im Auslande Absatz.

Die Tierwelt der Inselgruppe ist ebenso dürftig wie auf anderen polynesischen Gruppen. Von Säugetieren fanden die ersten Entdecker hier nur eine, auch in Chile lebende Fledermaus (**Lasiurus Grayi**), die Ratte, das Schwein und den Hund, die letzten beiden zahm im Besitz der Bewohner. Der einheimische Hund, ein kleines, träges Tier mit einem Fuchskopf, langem Rücken, krummen Vorderbeinen und von brauner Farbe, wurde ausschließlich mit Tarobrei gefüttert und bildete eine Lieblingsspeise der Häuptlinge. Er ist jetzt sehr selten. Die eingeführten Hunde haben sich aber so außerordentlich vermehrt, daß sie zu einer förmlichen Landplage geworden sind. Verwildert schweifen sie in Rudeln in den Bergen umher und machen von dort verderbliche Exkursionen zu den Schaf- und Ziegenherden der Ansiedler. Die wohlgebauten, von chilenischen oder kalifornischen Zuchttieren abstammenden Pferde sind von außerordentlicher Zähigkeit und Ausdauer und ganz allgemein in Gebrauch. Der echte Hawaiier, gleichviel ob braun oder weiß, läßt für die unbedeutendsten Wege, die er zu machen hat, auffatteln. Die ersten Rinder wurden von Vancouver eingeführt und haben sich im verwilderten Zustande so stark vermehrt, daß die Hauptbeschäftigung einiger Ansiedler darin besteht, auf die herdenweise lebenden Tiere nur ihres Talges und ihrer Häute wegen Jagd zu machen. Man schießt sie oder fängt sie mit dem Lasso ein oder legt ihnen Fallgruben. In einer solchen fand der Schotte Douglas beim Pflanzensammeln 1833 einen schrecklichen Tod, indem er beim Hinabstürzen von einem bereits vor ihm hineingefallenen wilden Stier durchstoßen wurde. Häute und Felle, von denen 1881 50 169 Stück, und Talg, wovon 118 000 Pfund ausgeführt wurden, bilden jetzt sehr wesentliche Posten in den Handelsausweisen des Königreichs.

Dem Schaf — man hat die braunwollige, kalifornische Rasse eingeführt — scheint Weide und Klima nicht in demselben Maße

zuzusagen wie dem Hornvieh, dennoch hat es sich ebenfalls stark vermehrt; die Wolle von Hawaii geht nach San Francisko (1881: 528 489 Pfund). Ziegen sind jetzt in großen Mengen vorhanden und ebenso Katzen, welche verwildert in den Wäldern den Vögeln nachstellen, die sich, durch die Ansiedler von den Küsten verscheucht, mehr und mehr in die unbewohnten, inneren Gegenden zurückgezogen haben.

Dort finden sich noch immer die prächtigen schwarzen Mohos (**Melithreptes pacifica**), deren zwei gelbe Flügelfedern die herrlichen Mäntel der hohen Häuptlinge zierten und auch jetzt noch den gesuchtesten Kopfputz hoher Damen liefern, der zuweilen mit 60 bis 100 Dollars bezahlt wird. Aus den auserlesensten solcher Federn, die neben vollkommener Reinheit der Farbe einen ganz eigentümlich schönen, metallischen Glanz besitzen, ist der nur bei Krönungen und Taufen hervorgeholte Mantel, Kragen und Gürtel der Kamehamehas angefertigt. Dieser Mantel ist der einzige vorhandene der Art, $1^1/_2$ Meter breit und über $3^1/_2$ Meter lang. Andere ausgezeichnete Vögel sind die scharlachfarbene **Certhia** mit schwarzen Schwanz- und Schwungfedern, die olivengrüne **Certhia peregrina** und ein kleiner Bergpapagei von reich purpurner Farbe. Von Tauben kennt man bisher nur eine Art und die Kuckucke, Eisvögel und wilden Hühner fehlen ganz. Zahmes Geflügel aber halten die Hawaiier in großer Zahl; unaufhörlich erschallt nachts durch die stillen Straßen von Honolulu das schrille Krähen wetteifernder Hähne. Von Raubvögeln giebt es einen Falken und eine Eule; eine Ralle (**Rallus ecaudatus**) ist häufig wie auch wilde Enten und Regenpfeifer. Eine der Gruppe eigentümliche Gans (**Berniela sandvicensis**), ein großer, ziemlich hübscher Vogel, hat schon auf den britischen Inseln eine zweite Heimat gefunden. Von Amphibien finden sich nur einige Eidechsen; die gleichfalls nicht häufigen einheimischen Insekten zeigen große Ähnlichkeit mit denen auf Tahiti. Einige der am wenigsten angenehmen sind durch die Schiffe eingeführt worden, so der Floh und die Schabe; von Mazatlan sollen

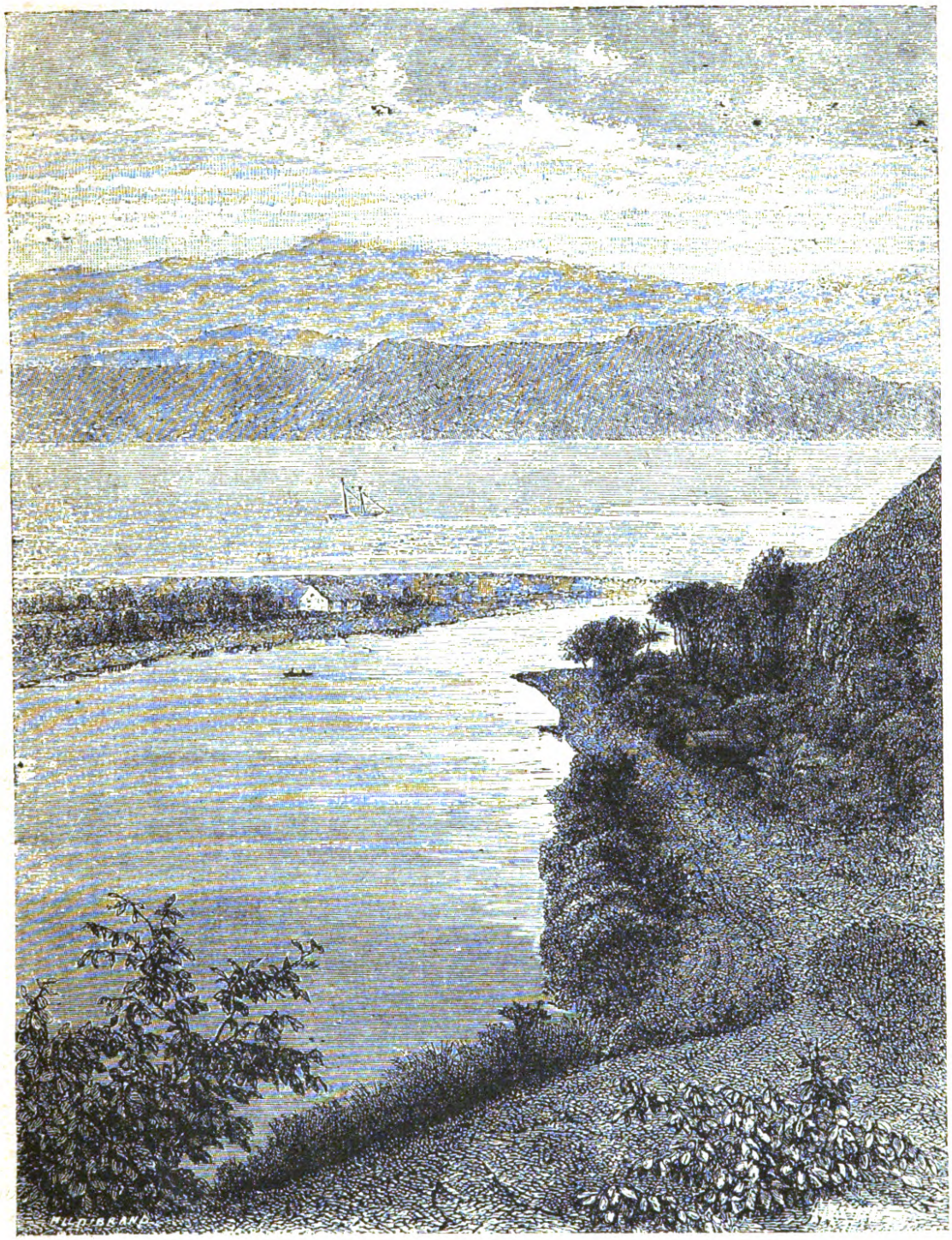
der Tauſendfuß, der Hausſkorpion und die Moskitos gekommen ſein.

Die See iſt außerordentlich reich an großen und kleinen Fiſchen und Mollusken; Cretaceen und Zoophyten giebt es in beſonders großer Fülle und Mannigfaltigkeit. Der Walfang brachte früher eine große Zahl von Schiffern zu dieſer Gruppe, da ſie einen bequemen Zufluchtsort zum Ausbeſſern der Schiffe und zum Anſchaffen friſcher Lebensmittel bei verlängerten Reiſen darbot; mit der Abnahme der Ergiebigkeit der nördlichen Gewäſſer iſt dieſer Verkehr aber ſehr zurückgegangen; 1881 liefen nur noch 19 Walfänger ein. Kleine Perlmuſcheln fiſcht man in einer Bucht von Oahu; die in derſelben gefundenen Perlen ſind indes nur von geringem Werte. Die eßbare Auſter kommt gar nicht vor, wohl aber der Bohrwurm und zwar ſo häufig, daß ein Boot in einer einzigen Nacht ſchon empfindlichen Schaden durch ſeine Angriffe erleiden kann.

2. Die Hauptinſeln.

Die größte, zugleich die öſtlichſte Inſel der Gruppe iſt das einem gleichſchenkligen Dreieck ähnelnde Hawaii, 11 356 Quadratkilometer oder 206,4 Quadratmeilen meſſend. Eine zum Teil ſteil aus den Fluten emporſteigende Inſel, an deren nackten Lavafelſen ſich die tobende See ſchäumend bricht oder brauſend in die gähnenden Höhlen ſtürzt, welche ſich nahe am Rande öffnen. Gurgelnd und ſtöhnend ſtrömt das Waſſer wieder aus den tiefen Schlünden zurück oder ſchießt aus der durchbrochenen Decke zwiſchen Farnen und kriechenden Pflanzen ſpringbrunnenartig hoch in die Luft. Korallenriffe ſind an den Küſten ſelten, die auch ſonſt dem Schiffer mit keinen Gefahren drohen, aber an guten Häfen fehlt es. Der beſte iſt an der Oſtküſte der Bai von Hilo, auch Waiakea oder Byronbai genannt, welche durch das große Blonderiff einigermaßen geſichert wird. An der Weſtküſte gewährt die durch Cooks Tod berühmt gewordene Kealakeakua-Bai ein wenig Schutz.

Fig. 28.



Die Küste von Hawaii.



Es besteht ein auffallender Kontrast zwischen der Ost- und der Westseite von Hawaii. Die letztere, welche durch das hohe Innere der Insel von den feuchten Ostwinden abgeschlossen wird, hat etwas unbeschreiblich Ödes. Der schmale Strand aus nackten Lavafelsen, hier und dort von einzelnen vulkanischen Kegeln durchbrochen, ist von erschreckender Unfruchtbarkeit, denn alle Niederschläge sinken schnell durch die zahlreichen Risse und Spalten zu großer Tiefe hinab und das zu erlangende Wasser ist bitter und salzig; dennoch ist auch diese unwirtliche Gegend bewohnt. Die genügsame Kokospalme, dieser Segen der Südsee, gedeiht auch hier und die See liefert mancherlei Nahrung, ergänzt durch die Produkte der Gärten und Felder, welche freilich erst in 230 Meter Höhe an den schnell ansteigenden Bergabhängen unter dem Einfluß reichlicher Regengüsse vortrefflich gedeihen. Die Ostseite ist weit besser bedacht. Der Seefahrer, welcher, von Norden kommend, an der bald schroffen, bald anmutigen, immer aber großartigen Küste dahingleitet, hat fast beständig einen oder den andern der vielen Wasserfälle in Sicht, die von 20 bis 200 Meter hohen Steilwänden in wenigen Absätzen rauschend zum Meere herabstürzen. Von den Kanten ziehen sich auf den sanftansteigenden Flächen dunkle Wälder von Koa, Ohinia, Mamane, wechselnd mit helleren Zuckerplantagen, zu den beiden Riesen Mauna Loa und Mauna Kea hinauf. Und verstohlen lugen kleine Ortschaften mit reinlich weißgetünchten Kirchen aus grünen Schluchten hervor.

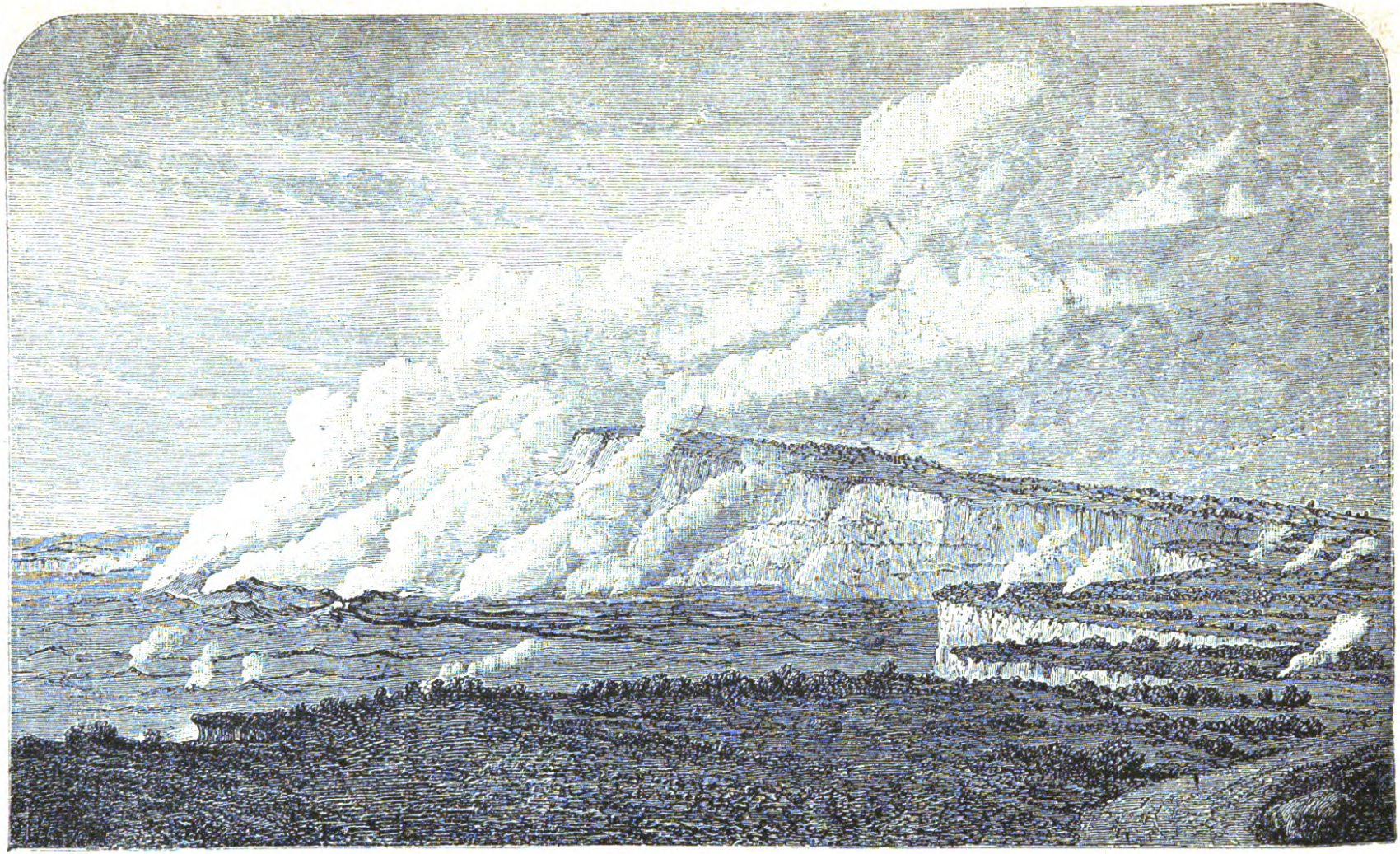
An der Südseite der hübschen, rundum mit Kokospalmen und anderen tropischen Pflanzen eingefaßten Byronbai liegt die Hauptstadt der Insel und Residenz des Gouverneurs derselben, das gartenreiche Hilo, ein reizendes Städtchen mit 1000 Einwohnern. Im Sommer 1877 fast gänzlich zerstört durch die große Flutwelle des Erdbebens von Peru, wobei 100 Menschen ums Leben kamen, erholte es sich schnell wieder und hat mit seinen zwei hohen Kirchen, davon eine, die katholische, mit Doppeltürmen, einen nahezu europäischen Anstrich. Unter den hohen

Bäumen, deren breite Zweige nach allen Seiten Schatten ſpenden, liegen halb verborgen die Hütten der Eingebornen, während man am Strande, wo ſich der ganze Handel konzentriert, einige weiße Holzgebäude ſieht. Darunter das von Veranden und prachtvollen exotiſchen Bäumen umgebene Gerichtsgebäude, das größte und imponierendſte Bauwerk auf der ganzen Inſel. Den übrigen Häuſern geben tiefe Strohdächer und phantaſtiſch vergitterte, mit Jasminpflanzen, Waldreben und Paſſionsblumen geſchmückte Veranden ein kühles, einladendes Äußere.

Gleich neben Hilo ergießt ſich der Wailuku ins Meer. „Ein wilder Gebirgsfluß brauſt er durch romantiſch zerklüftete Schluchten von Lavafelſen herab aus dem Mauna Kea, zwiſchen hohen, ſchwarzen Blöcken in mehrere Arme zerſpitternd, ſich wieder vereinigend, hier in Waſſerfällen herunterſtürzend, dort über breitere Betten von Rollſteinen dahinſchäumend, großartig und wild wie alles auf dieſen Inſeln. Seitlich von der reißenden Strömung des Fluſſes haben ſich ſtufenartig über einander mehrere geräumige Tümpel mit ruhigerem Waſſer gebildet, welche zum Baden dienen. Bizarre Pandanusbäume, feſtgeklammert an den Wänden mit ihren ſperrigen Wurzelpyramiden, hängen von oben herab und wiegen rauſchende Büſchelköpfe im lauen Paſſatwind.“ Ganz in der Nähe der Stadt ſpaltet ſich der Fluß in drei Arme, welche in enge, aus mächtigen Lavablöcken gebildete Kanäle eingezwängt, zuerſt pfeilgeſchwind dahinſchießen und dann als zehn Meter hohe Waſſerfälle in ein tiefes, von hohen Felſen umſchloſſenes Becken hinabſtürzen. Es iſt ein Hauptvergnügen der faſt amphibiſchen Eingebornen, die wilde, gefährliche Fahrt durch die ſchäumenden Kanäle hinunter zu machen. Anmutig die Hände über dem Kopfe zuſammenfaltend, laſſen ſich die Mädchen von Hilo von der Flußſchnelle fortreißen, indem ſie hoch oben auf dem Kamm der gärenden Waſſerſchicht flüchtig erſcheinen, und im nächſten Augenblick wie Nixen aus dem Strudel empor tauchen.

Durch hübſche Gärten führt ein halbſtündiger Ritt zu dem

Fig. 29.



Der Krater von Kilauea bei Tag.



prächtigen Rainbow-(Regenbogen-)Fall. Der Wailuku schießt hier in zwei Armen von einer 20 Meter hohen Felskante in ein kreisrundes Becken hinab. Der düstere, ausgehöhlte Hintergrund der Bergwand läßt die weißschäumenden Gießbäche um so schärfer hervortreten, in deren aufsteigenden Dunstwolken der Sonnenstrahl in unzähligen Regenbogen sich bricht, manche in den hellsten Farben glänzend, andere in unsicheren Tinten zart verschwimmend. Dem Wasserfall gegenüber hebt sich eine mehr als 30 Meter hohe Felsmauer, von deren vorspringender Kante junge Männer den gefährlichen Sprung in die Tiefe unternahmen, als Mrs. Brassey auf dem „Sunbeam" die Insel besuchte. Hoch oben über den Häuptern der atemlosen Zuschauer hoben sich die großen, kräftigen Gestalten klar vom blauen Himmel; die langen schwarzen Haare waren durch Kränze von Blumen und Blättern zusammengehalten und gleiche Gewinde schlangen sich um die braunen Hüften. Mit Adlerblicken maßen sie die Entfernung, dann ein kräftiger Anlauf, ein Sprung, ein mehrfaches Überschlagen in der Luft und sie verschwanden im Wasser, um alsbald wie ein Kork in die Höhe zu schnellen und den sonnigen Abhang hinauf zu klimmen, als hätten sie gar nichts so Wunderbares vollbracht.

Von der Ebene von Hilo allmählich und sehr regelmäßig aufsteigend, wölbt sich der Mauna Loa zu einem flachen Dome, der auf einer breiten Grundlage von 70 geographischen Meilen den ganzen südlichen Teil der Insel von Ost nach West einnimmt. Auf dem Gipfel zieht sich eine Reihe von Kratern von Nord nach Süd. Der thätigste derselben und das größte Wunder des Archipels ist der an der Ostseite gelegene Kilauea. Die Entfernung von Hilo beträgt 44 Kilometer. Es ist ein mühsamer Weg über Stücke und Blöcke glasharter, knirschender Lava, auf engem Pfade zwischen Farnbäumen und Kukuistämmen mit rankenden Schlinggewächsen. Aber kein Reisender, der Hawaii berührt, läßt den Kilauea unbesucht, und schon hat auf halbem Wege ein schmuckes, weißes hölzernes Gasthäuschen den Platz ein-

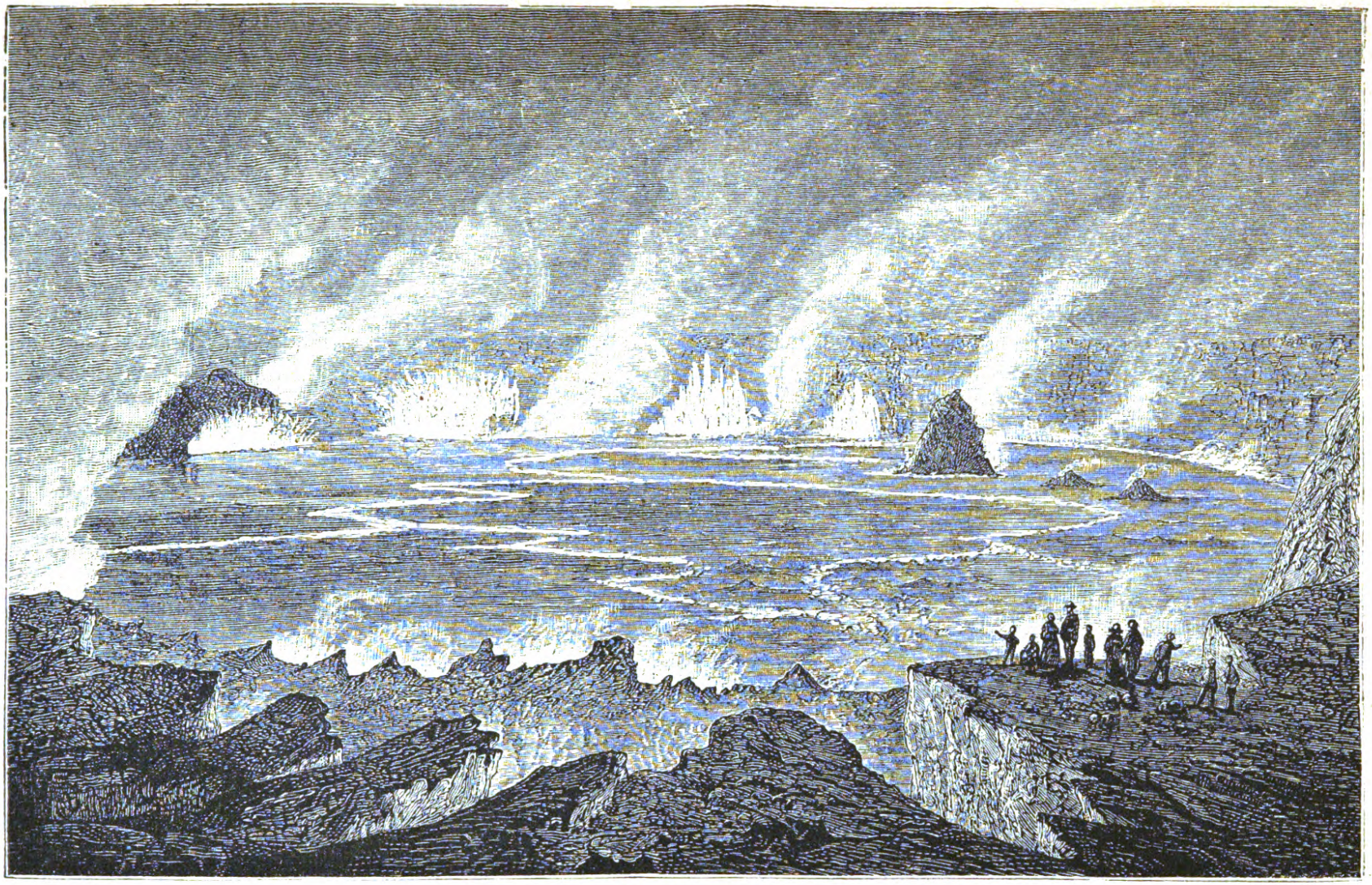
genommen, wo früher eine rohe Grashütte ſtand, und oben am nördlichen Rande des Kraters empfängt im behaglichen Volcano-Hotel ein praſſelndes Holzfeuer den Reiſenden, der dieſen Komfort in 1210 Meter Meereshöhe mit Freuden begrüßt.

Gerade bei der Stelle, wo das Hotel ſteht, iſt die 180 Meter tiefe Wand eingeſtürzt und in Zickzackwendungen führt ein Weg, den grüne Farrenkräuter und Heidelbeerbüſche mit großen roſenfarbigen Beeren beſäumen, hinunter auf den Boden des Kraters. Die Lavafläche, friſch glänzend wie Metall, zeigt die verſchiedenartigſte Geſtaltung. Hier ſteigen Hügel und Kegel empor, dort erheben ſich hohe Wellen, an einigen Stellen meint man Orgelpfeifen zu ſehen, an anderen gleicht die erkaltete Lava ungeheuren Maſſen übereinander liegender Taue und wieder an anderen Punkten glaubt man in einen rieſigen Keſſel zu blicken, deſſen Inhalt im Augenblick des Siedens verſteinerte. Breite und tiefe Spalten zerklüften die ſchwarzen, grünlichen und erzähnlichen gelbbraunen Lavaſtröme. Je weiter man vorgeht, deſto heißer wird der Boden und aus den Spalten ſteigen ſchweflige Gaſe auf. In allen Regenbogenfarben glänzen die Kryſtalle von Schwefel, Alaun u. a. in den Strahlen der Sonne und zwiſchen den Falten des Guſſes gewahrt man in dem glaſigen, durchſichtigen Boden unter der Oberfläche die langen Fäden ausgeſponnener Schlacke, das Haar der Göttin Pele, jenes eigentümliche Mineral, auch Pelenit genannt, das nach Buchner genau ſo ausſieht wie die Schlackenwolle unſerer Eiſenwerke. Vom Winde verweht, hängt ſich Peles Haar an das Gebüſch der Ebenen und bedeckt den Boden wie mit zarten Spinngeweben.

Mrs. Braſſey, welche mit ihrer Begleitung den jetzigen Krater erſtieg, wobei der Führer oftmals durch die dünne Decke brach und ſchleunigſt vor den hervordringenden heißen Dämpfen zurückweichen mußte, beſchreibt uns die ſchauerliche, wahrhaft überwältigende Großartigkeit des ſich am Rande den Blicken entrollenden Bildes.

„Etwa hundert Fuß unter uns wogte der ungefähr eine

Fig. 30.



Der Feuersee des Kilauea bei Nacht.



Meile breite Feuerſee. Die glühenden Fluten brachen ſich mit einem Brauſen, gleich demjenigen des erzürnten Oceans, am jenſeitigen Ufer. Ungeheure Wogen blutroter Lava wälzten ſich mit wildem Ungeſtüm gegen die vorſpringenden Klippen, bäumten ſich empor und ſchleuderten den flammenden Giſcht hoch in die Luft. Beſonders heftig umtoſte die Brandung eine kleine Inſel. Immer von neuem ſtürmte die dampfende Flut gegen dieſelbe an, als wollte ſie nicht eher raſten, bis das Eiland in den unheimlich kochenden Schlund hinabgeriſſen ſei. An der anderen Seite wälzte ſie ſich gegen eine große Höhle vor; mit donnerähnlichem Toben raſten die Wogen in dieſelbe hinein, riſſen die am Eingang überhangenden rieſigen Stalaktiten herab und warfen ihre eigenen brennenden Maſſen zur Bildung neuer empor. Jeder Augenblick zeigte ein anderes Schauſpiel: bald war es ein breiter, wie geſchmolzenes Gold leuchtender Fluß, welcher majeſtätiſch dahinrollte, dann waren es wieder vier oder fünf Glutſtröme, welche die dunkelrote, mit leichtem, grauem Schaum bedeckte Maſſe zerteilten. Ohne Unterlaß brodelte und ziſchte es, bald hier, bald dort kochte und tobte es ſtärker, die glühenden Wellen hoben und ſenkten ſich und dann mit einem Male, wie aus einem weit klaffenden Schlund, ſtiegen mächtige, rote und gelbe Flammenſäulen, Springbrunnen und Feuergarben empor — hier — dort — überall!“

Die glühende Lava überflutet den Krater niemals, ſo daß ſie über die Wände trete, ſie findet in den Höhlen des vulkaniſchen Geſteins Wege, unterirdiſch abzufließen, weiter unten, wo die Bodendecke nicht mehr allzuſtark iſt, öffnen ſich nicht ſelten Spalten, in deren Tiefe man ſie dahinfließen ſieht. Zuweilen durchbricht ſie aber auch die Seite des Berges und der ſich abwärts wälzende Feuerſtrom vernichtet dann alles auf ſeinem Wege: Wälder, Pflanzungen, die Wohnungen der Menſchen, ja dieſe ſelber.

Seit 1832, wo Mauna Loa und Kilauea den Europäern zum erſten Male ihre Thätigkeit bewieſen, hat mancher Ausbruch ſtattgefunden. Im Juni 1840 ergoß ſich aus einem Seitenſpalt

des Kilauea ein Feuerstrom, welcher, bis zum Meeresrande fließend, sich über einen 16 Meter hohen Abgrund mit entsetzlichem Getöse in die Tiefe stürzte. Drei Wochen lang nahm der Strom nicht ab. Je nach der Gegend, über die er floß, hatte er eine Tiefe von 3 bis 30 Meter. Die Küste erweiterte sich in die See hinein, es entstand ein sandiger Strand mit neuer Landspitze. Weitere Eruptionen ereigneten sich 1851, 1852 und 1855, in welchem Jahre ein Lavastrom bis nahe an Hilo heranrückte, ebenso 1859, und 1869 eine solche von ganz besonderer Heftigkeit, die vielen Menschen das Leben kostete, und endlich 1881, wo der ganze Archipel in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Von dem Mauna Loa gerade nach Norden zu, durch die große Lava-Ebene getrennt, liegt der höchste Berg Hawaiis, der Mauna Kea, der weiße Berg, so benannt, weil ein dichter Schneemantel im Winter den Gipfel bis weit hinab bedeckt. Im Sommer erhält sich indes der Schnee nur an einigen geschützten Stellen. Der Gipfel ist eine weite Fläche; vielleicht ist dies der ehemalige Boden des Kraters, dessen Umfassungsmauern mit der Zeit gänzlich zerstört wurden. Im Südwesten liegt der ebenfalls erloschene Vulkan Hualalai, der noch 1801 eine furchtbare Eruption hatte, in dessen 20, über den weiten ebenen Gipfel verstreuten Kratern sich jetzt aber die Vegetation bis auf den Grund erstreckt.

Durch diese drei gewaltigen Vulkane, welche sich ganz sanft und allmählich erheben, wird die Hochebenenform auf zwei Stellen: im Nordwesten und im Südosten beschränkt. Nur der nordwestliche Teil, der Distrikt von Waimea, ist angebaut und bewohnt. Auf dieser hohen und daher kühlen und gesunden Ebene ist der alte Waldwuchs vertilgt worden und an seine Stelle sind Grasweisen getreten, auf welchen nun Viehzucht betrieben wird.

Sonst sind an mehreren Stellen der Insel mit Erfolg Zuckerplantagen mit dazu gehörigen Zuckersiedereien angelegt worden. So in der Umgebung von Hilo, so in Kohala, einer

ausgedehnten Ortschaft an der nördlichen Landspitze u. a. Die Gesamtbevölkerung belief sich 1878 auf 17 034 Seelen.

Durch die gefürchtete Meeresstraße Alenuihaha von Hawaii getrennt liegt nordwestlich die Insel Maui, der Größe nach die vierte der Gruppe, 1268 qkm oder 23 Q.-M. Sie setzt sich aus zwei hohen gebirgigen Halbinseln zusammen, welche die Sanddünen des schmalen Isthmus von Waikapa mit einander verbinden. Über die niedrige Lücke weht ungehemmt der Passat. Die größere südöstliche Halbinsel gleicht mit dem ausgebrannten Vulkan Heleakala, dem „Haus der Sonne", einem der Kegelberge Hawaiis. Sanft steigen die westlichen und südlichen Abhänge zum Gipfel, während sich im Norden und Osten die ungeheuren Radienpfeiler des Berges steil und scharfgeschnitten aus dem Meere heben. Tiefe Schatten ruhen in den riesigen Schluchten. Der Gipfel umschließt den größten Krater der Erde von 7—8 Meilen Umfang und 848 Meter Tiefe. Auf seinem Grunde erheben sich 16 Kegelberge von 200 Meter Höhe, einige von Kratern durchbohrt. So lange ist aber der Vulkan schon erloschen, daß sich in den Traditionen der Eingebornen keine Spur von dem Ausbruch eines Berges mehr findet. Allerdings haben sie eine Sage, daß Pele, die jetzt im Kilauea thront, einst auf dem Haleakala ihren Wohnsitz hatte, bis die Furcht vor dem heranrückenden Meer sie nach Hawaii trieb.

Auf der nordwestlichen, weit kleineren Halbinsel liegt Lahaina, nach Honolulu der bedeutendste Hafen der Gruppe, auf einer grünen Landzunge, die sich aus weißen und kahlen Höhen in die See hinausstreckt. Die kleinen Häuser sind malerisch unter Palmen und Bananen verborgen. Unter Kamehameha III., als Lahaina Residenz des Königs war, zählte es gegen 3000 Einwohner, jetzt mag es 500 haben, meist Kanakas, nur wenige Weiße, aber viele Chinesen. Vorn am Hafen steht ein alter Turm, ein Überbleibsel des Forts, welches den Hafen beschützen sollte. Nicht weit davon das große, zweistöckige Regierungsgebäude, ringsum von einer Veranda umgeben, ehemals der Palast des Königs.

Von Lahaina führt eine Telegraphenlinie über einen Paß nach dem 64 Kilometer entfernten Wailuku an der Nordostküste. Auf Maui befinden sich einige besonders schöne Besitzungen, auf denen namentlich Zuckerrohr gebaut und verarbeitet wird. Die ganze Insel hatte 1878: 12 109 Einwohner.

Kohulaui (143 qkm = 2,6 Q.-M.), südlich von Maui, von welchem es durch eine Straße getrennt ist, in welcher die kleine Felseninsel Molokini liegt, ist dürr, es wird dort aber jetzt bedeutende Schafzucht betrieben, auch ist das Meer ringsum sehr fischreich; etwas besser ist Lanai (301 qkm = 5,5 Q.-M.), das einige angebaute Thäler hat, in denen (1878) 214 Menschen wohnen. Weit fruchtbarer und stellenweis mit dichten Wäldern bedeckt ist das von Maui durch die Straße von Pailolo getrennte Molokai, das 491 qkm oder 8,9 Q.-M. mißt. Am dichtesten bewohnt ist das südliche, an manchen Punkten sehr anmutige Küstenland sowie das am Nordstrande tief in die Berge eindringende Thal Halawa, das schönste und fruchtbarste der Insel. Seine größte Höhe erreicht das Gebirge in dem 760 Meter hohen, dicht bewaldeten Olokui. Molokai ist der traurige Verbannungsort für die mit dem Aussatz unheilbar behafteten Kranken. Sie werden polizeilich gesammelt und in ein abgeschlossenes und unzugängliches Thal dieser Insel geführt, wo sie keine ärztliche Behandlung genießen und bei mangelhafter Verpflegung, fern von ihren Freunden und Verwandten, ihr Ende erwarten. Buchner sah einen Transport von 14 solcher Unglücklichen in einem eigens dazu bestimmten Schuner den Hafen von Honolulu verlassen. Sechs Polizisten eskortierten die traurige Schar, hinterdrein folgten jammernd und weinend die Angehörigen der armen Verbannten wie bei einem Leichenbegängnis. Sie schieden auf Nimmerwiedersehen. Damals befanden sich etwa 800 Leprosen auf Molokai, darunter vier Weiße, ein Deutscher und drei Engländer. Nicht wenige waren kleine Kinder, die, getrennt von Vater und Mutter, hier mit ihren Leidensgefährten warten, bis der Tod sie von ihren unsäglichen Qualen erlöst. Ein französischer Priester widmet sich mit be-

wunderungswürdiger Aufopferung der geiſtlichen Sorge für dieſe Bemitleidenswerten. Auch er iſt verurteilt, hier zu leben und zu ſterben, denn ſelbſt wenn er von jeder Anſteckung freibliebe, kann er nie mehr aus ſeinem ſelbſtgewählten lebendigen Begräbnis zurückkehren. Man behauptet, daß die abſolut unheilbare Krankheit von den Chineſen eingeſchleppt und bei einer Blatternepidemie, wo nicht allein Ärzte, auch Miſſionäre und Beamte Hals über Kopf alles impften, das Gift der Leproſe auch auf eine Menge anderer übertragen worden ſei.

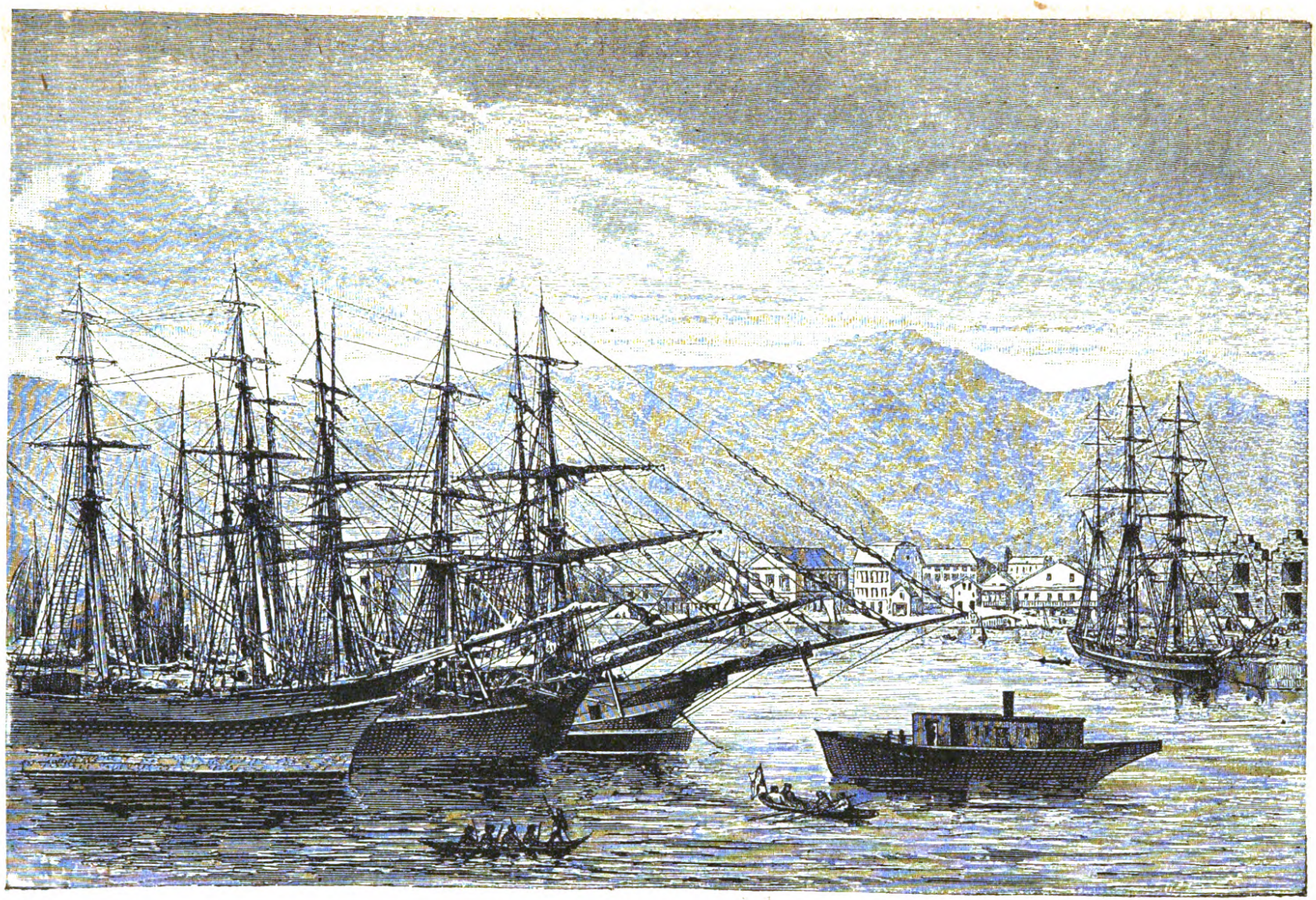
Die wichtigſte aller Inſeln des Archipels iſt Oahu, zwar weit kleiner (1680 qkm = 30,5 Q.-M.) als Hawaii, aber als Sitz der Regierung, als Centralpunkt des geſamten Handels und auch als bedeutendſtes Produktionsgebiet dieſen ſowie alle anderen Teile des Königreichs weit überragend. Oahu iſt ganz anders aufgebaut als die übrigen hawaiiſchen Inſeln. Dort hebt ſich von dem meiſt hohen Strande in allmählicher Steigung oder in Abſätzen und Stufen das Land zu einem oder mehreren Kulminationspunkten, hier durchſchneiden zwei von Nordweſt nach Südoſt, den Küſten parallel ziehende Gebirgsketten die Inſel und ſchließen eine breite Thalebene ein, welche die ganze Länge des weſtlichen, breiteren Innern der Inſel erfüllt. Beide Ketten ſind vulkaniſch, Spuren von Kratern finden ſich jedoch in der ſüdlichen Kette gar nicht und in der nördlichen nur auf dem zur See geneigten Abhange. Das ſüdliche Küſtenland, der Diſtrikt Waianae, iſt, da er vom Paſſatwind nicht berührt wird, ſehr trocken, und daher nur zur Viehzucht geeignet. Von ihm erhebt ſich die danach benannte Kette von Waianae oder Kaala, ein ſchmaler Grat voller Piks und Schluchten, ſteil und ſchroff zu 1186 Meter Höhe. Auf der nördlichen Seite iſt der Abfall ſanfter, auch verzweigt ſich das Gebirge in mannigfacher Weiſe. Und nun breitet ſich ein trockenes Gelände nach Oſt und Weſt bis zum ſumpfigen Meeresſtrand, nach Norden bis zu der Konahuanikette aus, ein früher wohl angebauter Strich, der bei gehöriger Bewäſſerung ſehr reiche Ernten lieferte, jetzt aber nur zur Weide für Schaf-

und Rinderherden benutzt wird. Aus dieser Ebene ragen aber auch hier und dort Krater auf, teils mit Brackwasser gefüllt, aus denen man Salz gewinnt, teils nach Regengüssen Süßwasserseen bildend, aus denen kleine Bäche abfließen. Die große, langgestreckte Lagune von Ewa, auch Perlensee genannt, westlich von Honolulu, würde einen der schönsten Häfen der Erde bilden, wäre ihre Verbindung mit dem Meere nicht gar zu seicht.

Die nördliche Kette von Konahuanui ist steil und schmal wie ihre südliche Schwester, auch hat sie den feuchten, sumpfigen Boden auf den waldbedeckten Höhen mit jener gemein. Steile Lava- und Basaltwände umschließen hier uud dort schöne und fruchtbare Thäler, zuweilen in alten, erloschenen Kraterbecken endend, wie das reizende Thal Nuanu, welches sich durch den mittleren Teil der Kette hinzieht. Kein Reisender verfehlt diesen schönen Aussichtspunkt zu besuchen, von dem der Blick über das im schönsten Grün prangende Tiefland, den schimmernden Streifen sandigen Ufers und die weißglänzenden Schaumlinien des brandenden, im tiefsten Blau zum Horizonte aufsteigenden Oceans streift.

Von Honolulu führt der Weg zuerst durch die Landhäuser und Gärten des vornehmen weißen Viertels, wunderbar schön in ihren Schmuck von blühenden und immergrünen Pflanzen. Meilenweit geht es so unter dem kühlen Schatten der Bäume hin, vorüber an den traulich in einer Vertiefung liegenden Kirchhöfen, dem gegenüberliegenden Mausoleum der fünf Kamehamehas, der Eisfabrik. Das Thal verengert sich; mehrmals kreuzt der in Schlangenwindungen herabtosende Nuanubach den Weg. Er ist in den Dienst der Menschen gezogen worden und hat die Tarosümpfe zu bewässern, welche sich rechts und links vom Wege ausbreiten. Höher und höher geht es durch den reizendsten Naturpark, die steilen Berge sind in allerlei phantastische Formen zerrissen und fallen plötzlich in jähe Abgründe, hier Pali genannt. An beiden Seiten des Passes steigen die ungeheuren basaltischen Felsmassen des Konahuanui und des Waolani empor und jäh

Fig. 31.



Honolulu.

ſtürzt der mit üppigen Schlinggewächſen bekleidete Boden zu einem 400 Meter tiefen, ſchauerlichen Abgrund hinab. Erſt ſeit wenigen Jahren iſt ein Pfad für Pferde in den ſteilen Felſen ausgehauen worden. Hier ſtanden ehemals die ſteinernen Bilder der Akua no ka Pali, der Götter des Abgrundes, vor denen der Eingeborne, welcher den gefährlichen Pfad mit Hilfe der Lianen mühſam erkletterte, grüne Zweige oder Blumenkränze als Weihegabe niederlegte. Hier wurde auch die letzte entſcheidende Schlacht geſchlagen, welche dem großen Kamehameha die Oberherrſchaft über ganz Hawaii gab.

Honolulu, die Hauptſtadt des hawaiiſchen Königreichs und die bedeutendſte Handelsſtadt in Polyneſien überhaupt, liegt an der Südküſte der Inſel Oahu. Korallenriffe und ſandige, während der Ebbe trockene Bänke ziehen ſich vom Lande weit in die See hinaus und laſſen nur eine ſchmale, kanalartige Einfahrt, in welcher beſtändig eine hohe Brandung rollt. Drinnen iſt der Hafen, in den umfangreiche Werften durch das ſeichte Waſſer hinausgebaut ſind, vollkommen ſtill und ruhig. Die Stadt iſt auf einem, ſich nur wenig über den Meeresſpiegel erhebenden ſchmalen Streifen von Land erbaut, doch laſſen die höheren Gebäude, Türme und Flaggenſtangen von der See aus die in dichtem Grün tropiſcher Gärten gebettete Stadt mehr ahnen als direkt wahrnehmen.

Unter den öffentlichen Gebäuden iſt der Regierungspalaſt, im Renaiſſanceſtil nach den Plänen eines Architekten aus Sydney gebaut, das ſchönſte. Er hat 120 000 Dollars gekoſtet und ſchaut mit ſeinem Turm und wirkungsvoller Façade ganz monumental drein. Und doch iſt er nur von Holz, ſelbſt die ſcheinbar ſo ſoliden Säulen, aber alles iſt mit Cement und einer ſandgemiſchten Farbe überputzt und ſo geſchickt, daß man ſchwören möchte, man ſähe die ſchönſtbehauenen Quadern. Im Erdgeſchoß hält das Parlament von Hawaii ſeine Sitzungen. An den einfach weißgetünchten Wänden hängen die Bilder der fünf Kamehamehas, des Lunalilo und des Kalakaua, ſowie der Königinnen und

Prinzessinnen in tief ausgeschnittenen Kostümen. Die früheren Herrscher sind von einheimischen Künstlern dargestellt, der erste Kamehameha in seinem roten Federmantel, während die späteren alle in europäischer Kleidung, teils in Generalsuniform, teils im Civilfrack gemalt sind. Die Porträts des Königs Kamehameha II. und seiner Gemahlin wurden in England gefertigt, wo beide starben. Im Sitzungssaal des höchsten Gerichtshofes sehen wir die Bilder Friedrich Wilhelm III., Louis Philipps, Napoleon III. und des verstorbenen Kaisers von Rußland. Das Gebäude enthält auch eine überraschend reiche Bibliothek und ein Museum mit ethnographisch sehr wertvollen hawaiischen Altertümern u. a.

Gegenüber steht die Residenz des Königs, der Iolanipalast, bisher nur aus mehreren niedrigen Gebäuden im Verandastil bestehend; an einem größeren Gebäude wird aber schon gearbeitet. Das Innere der bescheidenen Wohnung ist elegant tapeziert und ausgestattet und das Terrain, in welchem es liegt, mit einigen schattigen Alleen und Gartenanlagen geschmückt, das Ganze aber von einer hohen, steinernen Mauer umgeben mit vier Thoren, welche nach jeder der vier begrenzenden Straßen münden. Nur ein hoher Mast, dessen Flagge an der Spitze die Anwesenheit des Königs zeigt, ist der Außenwelt sichtbar.

Das beste Gebäude nach dem Regierungspalast ist das auf Staatskosten erbaute Hawaiian Hotel, ein großes massives zweistöckiges Haus, mit blühenden Schlingpflanzen reich verziert und festonirt. Es steht auf einem gutgepflegten, mit exotischen Bäumen bepflanzten Platze, auf welchem gelegentlich die Militärkapelle spielt und zur Entfaltung eines regen Treibens Veranlassung giebt.

In Honolulu giebt es sieben Kirchen: eine anglikanische, eine katholische, eine wesleyanische, die übrigen den Kongregationalisten gehörig. Wenn am Sonntagsmorgen die hellen Töne der Glocken erschallen, dann strömen von nahe und fern Fußgänger, Reiter und Wagen heran, an alle Bäume vor den Kirchthüren stehen dann Pferde gebunden. „Vornehme hawaiische

Damen wandeln, ſtolz das Haupt erhoben und mit unübertrefflicher Grandezza in ihren ſchwarzen, tailleloſen Talaren, ſchwarze Sonnenſchirmchen in ſchwarzbehandſchuhten Händen, über die Straße und hinter ihnen tragen Dienerinnen die großen Gebetbücher mit goldenem Kreuz.“ Neben der Kavaiahaokirche iſt das Mauſoleum des letztverſtorbenen Königs. „Lunalilo ka Moi † 1877“, lautet die Inſchrift auf dem kapellenartigen, gothiſchen Bau, rings herum ſechs Kahili, große Büſche aus Federn und Blumen auf Stangen geſteckt; ein eiſernes Gitter ſchließt das Denkmal ein.

Auf dem Wege nach dem Pali, oberhalb der ſchönen Nuanu Avenue ſteht das königliche Mauſoleum, ein kleines, aber hübſches Steingebäude gothiſchen Stils. Eine ſchöne Ausſicht eröffnet ſich von hier über Land und See und leiſe Lüfte tragen ſüßen Blütenduft in das Haus der Toten. Hier ruhen die hawaiiſchen Könige, ihre Gemahlinnen und Kinder. Die meiſten Särge ſind aus ſchön poliertem Koaholz gefertigt und einzelne mit roten, goldgeſtickten Sammetdecken verhüllt. Der mächtigen Geſtalt hawaiiſcher Häuptlinge angemeſſen, ſind manche von gewaltiger Größe. Die Gebeine Kamehamehas I. ruhen in einer viereckigen Eichenkiſte. Zwei ungeheure, vier Meter hohe Kahilis, der eine aus roſafarbenen, der andere aus ſchwarzen Federn an ſchönen Griffen aus Schildpatt, ſtehen am Fußende des Sarges von Kamehameha IV. In der Vorhalle iſt der Sarg des früheren Miniſters Wylie aufgeſtellt, als „desjenigen Europäers, welcher der größte Wohlthäter des hawaiiſchen Volkes geweſen.“

Unter den übrigen Gebäuden ſind noch erwähnenswert ein ſchön in Stein gebautes Gefängnis und das gleichfalls ſchöne, wohleingerichtete Hoſpital. Auch hier macht ſich die große Vorliebe der Hawaiier für Blumen bemerkbar. Wo es nur angeht, bringt man Blumen an; ſogar das Namensverzeichnis in den einzelnen Abteilungen ſtellt man mit kleinen, auf weißem Baumwollzeug befeſtigten Blüten dar. Und während Kränze und Gewinde die Rekonvaleszenten ſchmücken, liegen auf den

Betten der Schwerkranken Blütenzweige, an denen sich ihr Auge erfreuen mag.

Die Stadt besitzt eine Anzahl recht bedeutender Warenlager und Läden, auch einige industrielle Anstalten: Gießereien, Eisfabriken, eine große Waschanstalt u. a., ferner zwei große Bibliotheken, deren Benutzung einem jeden freisteht, außerdem mehrere freiwillige Feuerwehren, zahlreiche Logen von Freimaurern, Oddfellows und Good Templars, sowie ein Theater und andere Vergnügungslokale. Die Presse ist durch sechs Zeitungen repräsentiert, von welchen vier wöchentlich, zwei monatlich erscheinen. Sie sind wohl manchmal um Stoff verlegen. Buchners allerdings recht kühne Fahrt im offenen Walboot von Hilo nach Honolulu bildete ein willkommenes, viel besprochenes Thema. Ein Korrespondent der hier erscheinenden hawaiischen Zeitung, welcher, zwar nackt bis auf den Maro, aber mit wohlgepflegtem Henriquatre und sorgsam gescheiteltem Haar wie ein eleganter französischer Gendarmeriebrigadier, den Reisenden bei seiner Landung auf Maui interviewte, verfehlte nicht, das interessante Ereignis sorgfältig zu registrieren.

Eine besondere Sehenswürdigkeit ist der Fischmarkt; namentan Sonnabenden herrscht dort ein reges Leben, denn von allen Seiten galoppieren dann Reiter und Reiterinnen herbei, um Käufe und Verkäufe zu machen oder auch nur Bekannte zu treffen. Unter einer gedeckten Halle und mehreren Budenreihen werden alle möglichen Seefische ausgeboten: blaue, rote, gelbe und in der merkwürdigsten Weise gesprenkelte, gefleckte und gestreifte. Neben Hummern, Fluß- und Seekrebsen, seltsamen orangen- und rosafarbenen Medusen stehen Muscheln und Schnecken, Seesterne, Seeigel und Seegurken in Körben aufgehäuft. „In Kürbisschalen ist der ganze Inhalt dieser Geschöpfe, Gedärme und alles, zu einem vielfarbigen Brei zusammengepantscht, und mit geheimen Grausen sehen wir, wie diese unappetitlichen Sachen mit wohligen Schmatzen verschlungen werden.“ Hier und dort liegen auch kleine Haufen verschiedener Arten von Seetang, den

die Eingebornen beſonders gern eſſen. Hinter jedem Stand hängt das Material zum Einpacken der Ware: große Bündel ſchmaler Blätter der Cordyline, die im Nu kreuzweis feſt zuſammengeſchlungen ſind.

Hier häutet ein Mann wunderbar flink mit den Zähnen ſeine Fiſche ab, dort winden hübſche großäugige, ſchlanke Mädchen vielfarbige Blumenkränze und duftende Pandanusguirlanden. Poi ſteht in großen Kürbisſchalen auf Tiſchen und dazwiſchen und darunter ſitzen kleine Geſellſchaften und führen den ſäuerlichen Brei mit ihren Fingern zum Munde. Gardeſoldaten in hellblauen Huſarenjacken gehen von Bude zu Bude und kokettieren mit den ſchönen Verkäuferinnen; aus der nahen Rifflagune ſtürzen naſſe und nackte Jungen in das Gewühl, um mit klatſchenden Händen verjagt zu werden, mitten in dieſem fröhlichen Gewühl lauernde Chineſengeſichter und in den geſchützteſten Winkeln mürriſche, halbverwilderte Hunde. Aber mit ernſtem Blick überwacht ein Poliziſt, kenntlich an dem Blechſchild auf ſeinem Rock, die Ordnung des Marktes.

Honolulu zählte nach dem letzten Cenſus (1878) 14 114 Einwohner, unter denen neben den eingebornen Kanaken Engländer, Amerikaner und beſonders Deutſche in den Vordergrund treten. Es iſt überraſchend, in den Straßen nahezu ebenſoviel deutſch als engliſch ſprechen zu hören. Unter unſeren Landsleuten befinden ſich die angeſehenſten und reichſten Kaufleute und ein reges, geiſtiges Leben blüht bei ihnen. Von den auf der Gruppe teils als Plantagenbeſitzer, teils als Kaufleute, in einzelnen Fällen auch als Handwerker lebenden Deutſchen befinden ſich an 120 allein in Honolulu. In ihrem Klub, in dem ſie mit den Engländern einträchtig zuſammenwohnen, beſitzen ſie eine Einrichtung, hinter der alle anderen Vereine der Stadt weit zurückſtehen. Aus dem im hellſten Lichterglanze ſtrahlenden, weiten Gartenhauſe tönen abends rauſchende Walzerklänge, man ſpielt Billard, lieſt deutſche Zeitungen und trinkt dazu Bremer Bier.

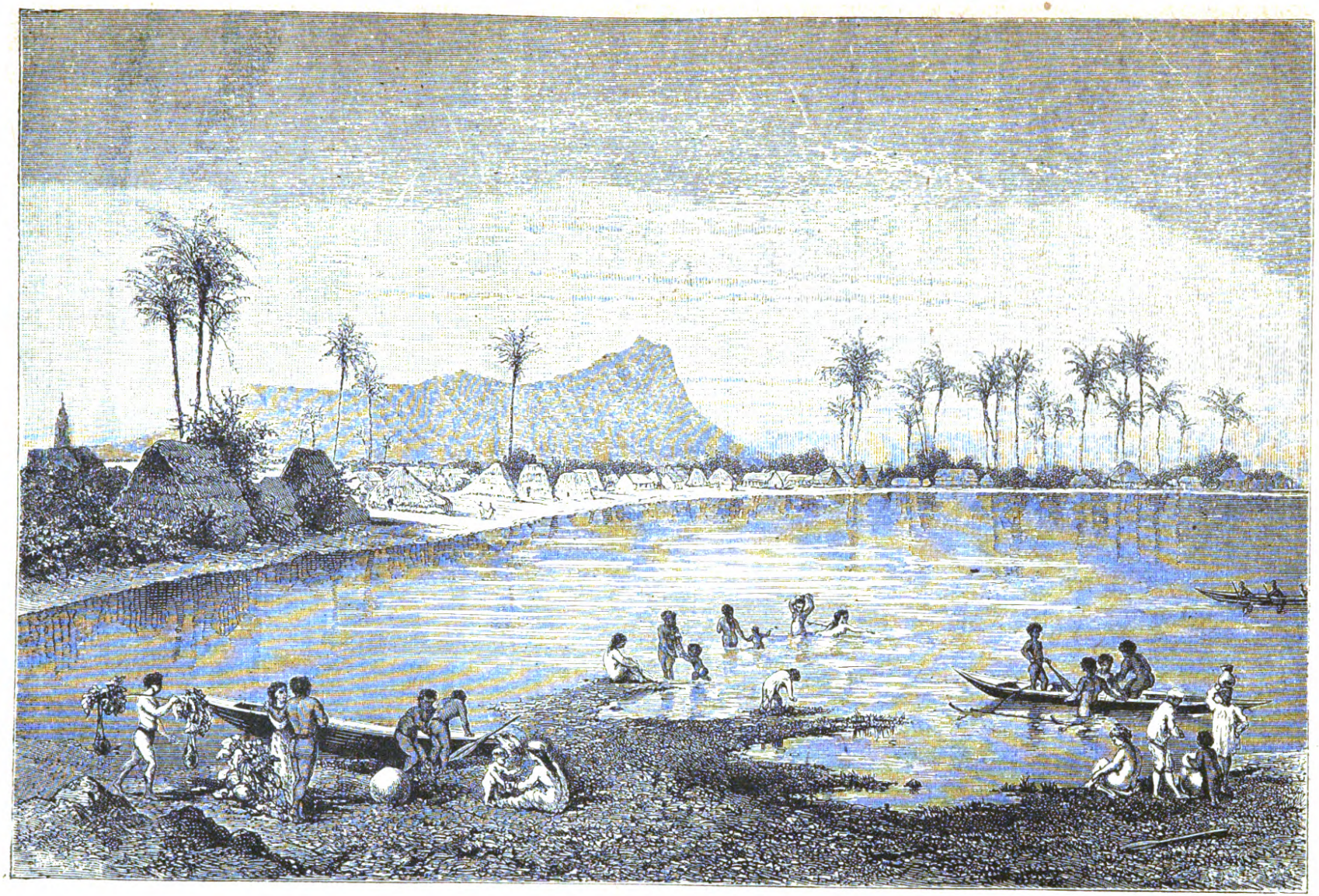
In dem Hafen von Honolulu konzentriert sich fast der ganze Verkehr der Inselgruppe. Es ist Station der Pacific Mail Dampfer, welche auf den Fahrten zwischen San Francisko, Auckland und Sydney allmonatlich hier anlegen, wie der in Shanghai domizilierten China Merchants Steam Navigation Co.; Freihafen für Walfischfänger ist es von jeher gewesen. Dreizehn verschiedene Staaten sind hier durch Konsuln vertreten.

Westlich von Honolulu, vorüber an Salzpfannen in denen, durch Verdunstung Seesalz gewonnen wird, liegt Waikiki, früher der Lieblingsaufenthalt hawaiischer Könige, jetzt ein beliebter Ausflugspunkt der Bewohner Honolulus. Der König, Prinz Leleiohoku und eine der Schwestern Kalakauas wohnen auch heute noch hier, in sehr einfacher Weise in Häusern, die aus Binsenmatten erbaut, aber dabei hübsch ausgestattet sind. Eine Kapelle, einige hölzerne Landhäuschen und einige Strohhütten bilden außerdem die kleine Ortschaft. Durch einen kümmerlichen Hain von lebensmüden Kokospalmen schimmert Diamond Head, das Wahrzeichen von Honolulu. Auf dem Sattel, welcher den 230 Meter hohen Berg mit der Insel verbindet, ist eine Signalstation angebracht, von wo ein Telegraphendraht nach dem 3 Kilometer entfernten Honolulu geht, um dort das Erscheinen von Schiffen zu signalisieren.

Die gesamte Bevölkerung der Insel wurde 1878 auf 20 236 angegeben.

Weiter nordwestlich, durch den breiten Kanal von Jeiewaho von Oahu getrennt, liegt die aus vier Inseln bestehende Gruppe, welche nach der größten derselben benannt ist, dem fast kreisrunden Kauai mit einem Flächeninhalt von 1418 qkm oder 25,7 Q.-M. und 5634 Bewohnern. Ganz ähnlich gebildet wie die übrigen Inseln der Gruppe, scheint Kauai schon länger den zerstörenden Einflüssen der Elemente ausgesetzt gewesen zu sein und mit Recht wird es wegen seiner lieblichen Frische und Fruchtbarkeit als der Garten Hawaiis bezeichnet. Von dem höchsten, im Centrum der Insel gelegenen Berge Waialela fließen zahl-

Fig. 32.



Waikiki.



reiche Bäche herab, durch wildromantiſche Schluchten eilend, von ſäulenartig kanellierten Baſaltmauern in ſchäumenden Kaskaden herabſtürzend, wie in dem reizenden Hanapepe-Thal, und durch graſige Uferebenen Furchen ziehend bis zum ſteil abſteigenden Ufer, von dem die Waſſer zur See oft faſt ſenkrecht hinabſtürzen. Große aufgeblähte Lavaſchichten bilden, wie auf Hawaii, am Meeresrande hohe und weite Höhlen, in welche die Flut hineinbrauſt, um aus dem durchlöcherten Gewölbe in mächtigen Strahlen emporzuſpritzen. Die Herabſchwemmungen der Flüſſe haben an den Küſten zuweilen reiche Fluren geſchaffen, wie das ſchöne Thal Hanalei im Norden, während im trockenen Süden ſich die breite, vom Hanapepe durchfloſſene Ebene von Waimea ausbreitet. Hier ſchneidet auch die am meiſten beſuchte Bai von Waimea ins Land, beſſer jedoch iſt der Hafen von Hanalei an der Nordküſte. Von Kauai weſtlich liegt das kleine, teils vulkaniſche, teils koralliniſche Niihau, deren (1878) 177 Bewohner Salz aus den Teichen der Weſtküſte gewinnen, früher auch durch großen Fleiß reiche Ernteerträge aus dem zerſetzten vulkaniſchen Geſtein zu erzielen wußten, weshalb die Inſel öfters von Schiffen angelaufen wurde. Die kleinen Inſeln Kaula und Lehua ſind unbewohnt. Die erſte wird nur der Eier der Seevögel halber beſucht, die zweite iſt der Aufenthalt zahlreicher Kaninchen.

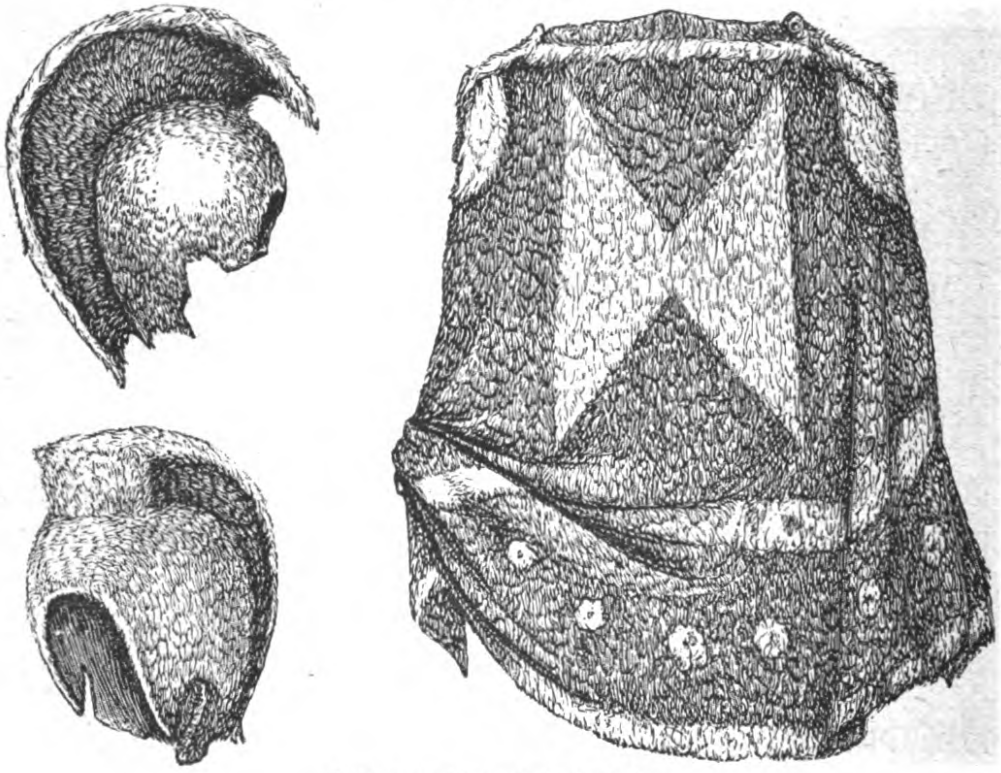
3. Die Hawaiier.

Wie die Maori der ſüdlichſten neuſeeländiſchen Inſeln, ſo ſind auch die Bewohner dieſer nördlichſten polyneſiſchen Gruppe von dem gemeinſamen Stammlande Samoa ausgegangen, denn die Namen dortiger Inſeln kehren hier in ſolchen wie Hawaii, Upolu und Lehua wieder. Vermutlich nahmen die Wanderer ihren Weg über die Markeſas und Tahiti, die in allen Geſängen erwähnt werden, und die Überſiedelung von dieſen letzteren nach ihrem abgelegenen Wohnplatz muß ſich ſchon in ſehr früher Zeit vollzogen haben, denn, wie Peſchel hervorhebt, war die wichtige Entdeckung, daß die Brotfrüchte, wenn man ſie einer Gährung

überlaſſen hat, lange Zeit aufbewahrt werden können, den Hawaiiern nicht bekannt, muß alſo erſt nach deren Auswanderung gemacht worden ſein.

Durch zwei charakteriſtiſche Merkmale unterſcheiden ſich die Hawaiier von allen anderen Polyneſiern, durch die eigentümliche Mundbildung, ſo daß die obere Lippe wie ein rechtwinkliges Dreieck überhängt, und durch das auffallend platte Hinterhaupt bei ungebührlich breiter Schädelbaſis. Man hielt dieſe Abplat-

Fig. 33.



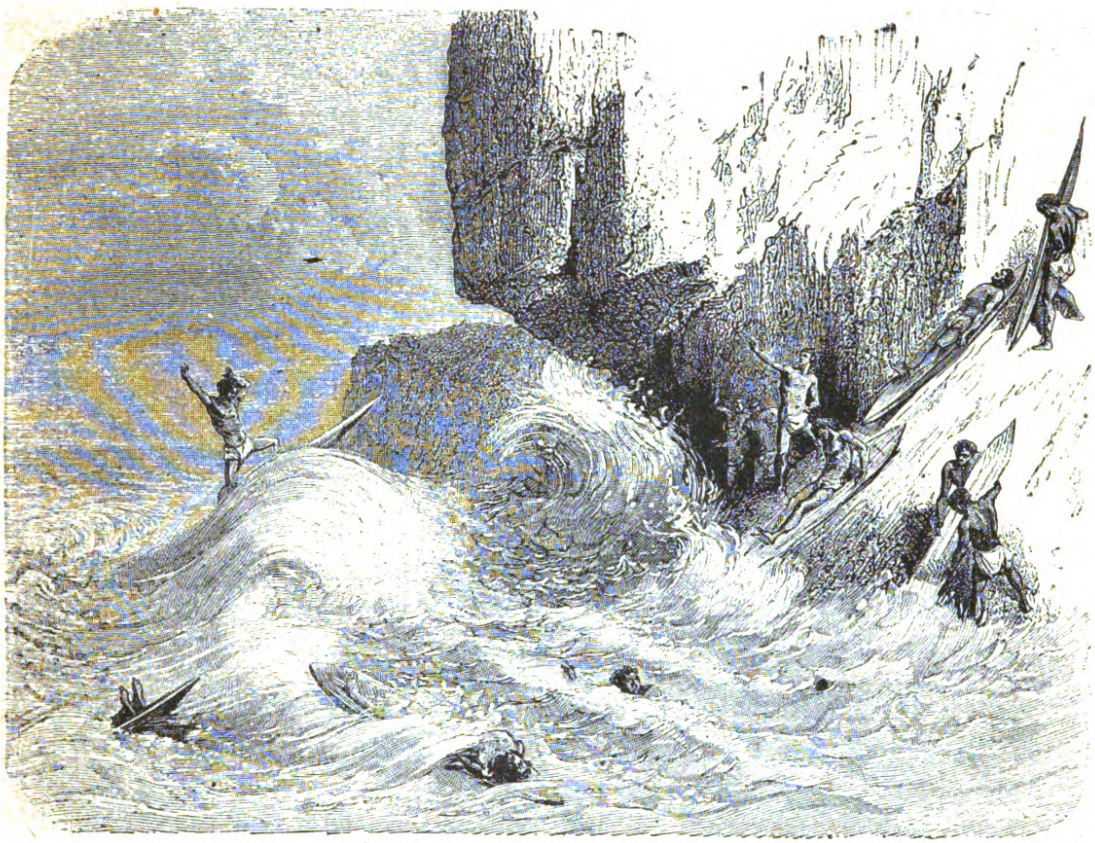
Federmantel und Federhelme.

tung für ſchön und wandte, um ſie zu erreichen, bei den Kindern künſtliche Mittel an. Die Tattuierung, früher gewöhnlich auf Armen, Beinen und Bruſt angebracht, war hier weniger kunſtvoll als auf anderen Gruppen Polyneſiens, und heut iſt ſie gänzlich verſchwunden.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer beſtand in dem Lendengürtel, dem Maro, die Frauen wickelten ein langes, bis zur

Mitte der Schenkel herabhängendes Stück Zeug um die Hüften. Dazu trug man Mäntel, die Häuptlinge bei festlichen Gelegenheiten, namentlich aber im Kriege, kostbare rote und gelbe Federmäntel, die Mamo; nur den Königen kam der ganz gelbe Mantel aus den seltenen Federn des Moho zu. Ein solcher, den Liloliho auf seiner Reise nach Europa dem Kaiser von Brasilien schenkte, wurde auf 24 000 Mark geschätzt. Die aus

Fig. 34.



Das Brandungsschwimmen.

Flechtwerk geformten und dicht mit Federn besetzten Helme glichen den griechischen. Sie zu tragen, war gleichfalls das Vorrecht der Könige und Häuptlinge. Jetzt kleiden sich die Männer in eine, wenn auch dürftige, europäische Tracht, die Weiber in lange lose Talare ohne Taille wie auf Tahiti. Alle Frauen, selbst die ältesten Matronen, bekränzen sich beim Erwachen des Tages mit frischen Blumen- und Blätterguirlanden.

Es ist ein leichtlebiges, dem Vergnügen leidenschaftlich ergebenes Volk. Manches Alte stirbt auch hier dahin. Die bei der älteren Generation immer noch sehr beliebten Tänze, die Hula Hula, werden von der jüngeren wenig mehr gepflegt und von den besser Erzogenen verabscheut. Auch das ehemals so leidenschaftlich gepflegte Brandungsschwimmen kommt aus der Übung. Nur wenige verstehen sich noch auf diesen berühmten Wassersport. Sie bedienen sich dazu sehr dünner, anderthalb Mannslängen hoher, eine Armlänge breiter Bretter aus schwerem Holze mit scharfen Rändern. Untertauchend, so oft eine überschäumende Woge naht, durch die Wogenthäler teils schwimmend, teils mit den Füßen sich vom seichten Grunde abstoßend, entfernen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit vom Lande, bis sie nur mehr als schwarze Punkte im Gischt der Brandung erscheinen. Dann schwingen sie sich auf ihre Bretter und kreuzen im Zickzack dem Lande zu, den Wogen voraneilend. Flach auf dem Brett liegend schießen sie in die Thäler, springen, auf dem schäumenden Kamm angelangt, auf die Füße und schweben so einen Augenblick über dem Wasser.

Nachdem die Weißen das Pferd eingeführt haben, sind sie zu leidenschaftlichen Reitern geworden. Mit rohem Sattelzeug, mexikanischen Sporen und breiten Lederklappen über den Füßen sprengen im Galopp die Reiter daher, nicht minder zahlreich die braunen Reiterinnen, die ganz wie ihre Männer, Brüder und Väter zu Pferde sitzen, nicht immer sehr bekümmert, ob die langen, buntfarbigen Gewänder die feinen Stiefeletten und weißen Strümpfe bedecken.

Die Wohnungen sind in den Dörfern und einsamen Gehöften noch immer die alten elenden Strohhütten; in den Städten freilich haben die Gebäude großenteils europäischen Anstrich, aber selbst der König und seine Familie ziehen ihre luftigen Mattenhäuschen von Waikiki den modernen, geschlossenen Behausungen von Honolulu vor. Mehr noch als in der Wohnung ist der Hawaiier in seiner Nahrung der alte geblieben. Selbst

Fig. 35.



Eine Kavalkade von Hawaiierinnen.



die Prinzessin Keelikolani und der Gouverneur von Hawaii, ein anständig aussehender alter Herr in untadelhafter europäischer Kleidung, zogen nach Buchners Bericht ihren säuerlichen Poi, den sie mit Zeige- und Mittelfinger heraustunkten, und rohe Fische mit Salz dem Diner in der Kajüte des Dampfers „Kilauea" vor. Dieses Genießen von Salz, das sogar zu einer Vorliebe für dieses Gewürz wurde, ist den Hawaiiern eigentümlich vor allen Polynesiern. Sie bereiteten sich dies Salz durch Verdunstung aus Seewasser. Roh aßen sie ihre Speisen aber in der Regel nicht, kochten sie vielmehr in den bekannten polynesischen Öfen. Auch Kawa, hier Awa genannt, wird getrunken; zur Bereitung und Verabreichung desselben bedarf man aber einer Konzession von der Regierung, welche monatlich 25 Cents kostet. Spirituosen und Bier sind mit Ausnahme von Honolulu im ganzen Königreich verboten.

Die Hauptnahrung der Hawaiier bildete immer, wie noch heut, der Taro, und große Mühe verwandte man, die Wasser kleiner Bäche und Flüsse auf die Felder zu leiten, welche man auf Terrassen an den Hügelabhängen anlegte. In der Ebene von Niihau waren große Sammelbecken im harten Gestein ausgehauen, welche für die Bewässerung der umliegenden Felder dienen sollten. Heute sind sie fast gänzlich verfallen. Außer dem Taro waren es vornehmlich süße Bataten, Yams, Bananen und Zuckerrohr, auf welche sich die Kultur richtete; weniger kümmerte man sich um Kokospalmen und Brotfruchtbäume, die hier auch durchaus nicht in solcher Vollkommenheit gedeihen wie weiter südlich. Schweine, Hunde, Hühner und alle nur denkbaren animalischen Substanzen wurden in den abenteuerlichsten Aufmachungen genossen.

Fische und andere Meerestiere bilden einen Hauptteil der Nahrung des Volkes und der Fischfang ist eine von hoch und niedrig bis zur Leidenschaft gepflegte Beschäftigung. An den Küsten besaßen die Vornehmen früher zwischen den Riffen große Fischweiher, durch Dämme aus Korallenstein hergestellt und mit Vorrichtungen, das Wasser ab- und zuzulassen. Besondere

Wächter hatten die Fiſche zu füttern. Auch die Sammelbecken für die Tarofelder dienten als Behälter für Fluß- und Seefiſche.

Bei dieſer Beſchäftigung kam ihnen ihre wunderbare Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen vortrefflich zu ſtatten. Was wir darüber hören, grenzt ans Unglaubliche. Von den 8 Tauchern des Königs, ſo erzählt uns der durchaus zuverläſſige Meares, blieben vier nur vier Minuten unter Waſſer, der fünfte, welcher bewußtlos herausgezogen wurde, fünf Minuten, der ſechſte, der gleichfalls bewußtlos und aus Mund und Naſe blutend an den Strand gebracht wurde, blieb $7^1/_2$ Minuten aus bei einer Tiefe von 30 Faden! Kein Wunder, daß an Cooks Schiff die Nägel vom Schiffsboden geſtohlen wurden. Der Volksſtamm iſt ein faſt amphibiſcher; die Hawaiier lieben es, viele Stunden lang hinter einander auf dem Waſſer zu liegen und in träger Ruhe ſich gemächlich fortzubewegen. Im Schwimmen leiſten ſie Erſtaunliches. Es iſt vorgekommen, daß ſie bei einem Schiffbruch 25 Seemeilen ſchwammen, um ans Land zu gelangen. Und das bei hohem Wellengange.

Sie waren daher auch gute Seeleute und das beweiſen ſie noch heut auf europäiſchen Schiffen wie in ihren eigenen Booten. Man leſe nur Buchners Schilderung von dem laſciven Kerl von Kapitän, der, ſobald der Sturm über das Boot hereinbrach, welches den Reiſenden von Hilo nach Honolulu tragen ſollte, das ſchönſte Bild eines entſchloſſenen, ſcharf nach allen Vorteilen ſpähenden Mannes bot, der mit den Elementen um ſein Leben kämpfte!

Es ſind aber heut nicht mehr die alten, ſchmalen Kanus, aus gehöhlten Baumſtämmen mit Seiten aus angenähten Planken mit Mattenſegeln, welche die Hawaiier gebrauchen, vielmehr Schiffe europäiſcher Bauart, Walboote, welche ihre Beſchäftigung aufgegeben haben, und andere. Auch die alten Geräte: die zierlichen Kawaſchalen mit Menſchenfiguren ſtatt der Füße, die hübſch geſchnitzten Kalebaſſen, die Steinbeile, Meſſer und Scheren

aus Bambus und Muſcheln, die großen Fächer (Kahili) aus bunten Federn mit geſchnitzten und durch Perlmutter verzierten Handgriffen, die hölzernen Keulen und Dolche, die gezähnten Wurfſpeere und Schleudern, die Kriegsmasken und Trachten aus früherer Zeit gehören nebſt vielem anderen der vergeſſenen Vergangenheit an und eine ethnologiſche Sammlung, wie das Muſeum zu Berlin von dieſer Inſelgruppe beſitzt, würde auf derſelben jetzt als eine faſt ebenſo fremdartige Seltenheit angeſchaut werden wie bei uns.

Fig. 36.



Kriegsmasken und Trachten im Muſeum von Honolulu.

Wie dieſe äußeren Zeichen eines früheren Kulturzuſtandes verſchwunden ſind, ſo ſind auch die alten ſocialen Inſtitutionen verfallen und zerſtört. Die abſolut monarchiſche, ja despotiſche Form, welche der erſte Kamehameha ſeinem Staate gab, eine Form, die ſich von den zum Republikaniſchen hinneigenden Verfaſſungen der übrigen Polyneſier ſo weſentlich unterſchied, iſt durch die ſeit 1839 eingeführten Geſetzgebungen bedeutend geändert worden. Ein ſo ſchroffer Unterſchied zwiſchen den Vornehmen, hier Alii genannt, und den Niederen, wie er ſonſt in Polyneſien

beſtand, exiſtierte hier niemals, und was davon vorhanden war, iſt jetzt faſt gänzlich verſchwunden. Mit der Abſchaffung des Tapu nach dem Tode des erſten Alleinherrſchers aller Hawaiier iſt für die bevorzugten Stände manche beengende Schranke gefallen, aber es iſt auch eine Haupthandhabe ihrer Macht ihren Händen entwunden worden. Die Polygamie iſt abgeſchafft und der Kindermord zum Verbrechen erklärt worden, aber er wird wohl noch immer auf die eine oder die andere Weiſe im geheimen geübt und die Bevölkerung nimmt in erſchreckender Weiſe ab. So viele der europäiſchen Sitten und Einrichtungen angenommen worden ſind, ſo hat ſich gar manches Verwerfliche und die Subſtanz des Volkes Zerſtörende ungeſchmälert erhalten.

Kein polyneſiſches Volk hat ſich den Europäern von Anbeginn ſo eng und ſo innig angeſchloſſen wie die Hawaiier. Dazu trug ſchon ihre große Neigung zum Handel bei, welche ſich von jeher im Austauſch der verſchiedenen Produkte der Inſeln unter einander auf Meſſen und Märkten bethätigte. So kamen die Bewohner Hawaiis von Nord und Süd an den Ufern des Wailuku bei Hilo zuſammen und legten ihre Waren auf einem flachen Felſen mitten im Fluſſe aus. Ein beſtellter Beamter überwachte den Markt und zog von jedem Beſchicker desſelben eine Steuer ein. Hawaii lieferte den weſtlichen Inſeln Fiſche und Salz aus den Salzwerken von Kowaihae, Oahu führte die Produkte ſeiner Pflanzungen und Zeuge nach Kauai und den öſtlichen Inſeln, Kauai Boote und Ruder nach Oahu.

Die religiöſen Anſchauungen der Hawaiier ſtimmen im weſentlichen mit denen ihrer ſüdlicheren Verwandten überein. Die Schöpfungsgeſchichte beginnt, wie uns Baſtian in ſeiner heiligen Sage der Polyneſier mitteilt, mit der Entſtehung einer neuen Welt aus dem Schattenreflex einer vergangenen, das ganze vom Po umhüllt, dem Dunkel der ſchweigenden Urnacht. Aus ihr treten die Erſcheinungen hervor. So beginnt denn die alte Theogonie, ein Tempelgedicht, das bei hohen Feſten recitiert zu werden pflegte:

Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer
Aus Mokaliis nächt'gem Wolkenschleier
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künft'ger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Wurzeln des Abgrunds,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen,
Weit aus den Fernen der Sonne, weit aus den Fernen der Nacht.

Und nun werden in sieben verschiedenen Schöpfungsperioden im Anschluß an den früheren Weltuntergang alle Organismen geschaffen, endlich in der achten

Geboren der Mensch wie ein Blatt,
Geboren die verborgenen Götter.
Graubärtig, grauhaarig der Mensch,
Rot erglänzt die Stirn der Götter.

Die ungestüm und ruhelos bis dahin die Natur durchtosenden Schöpfungskräfte beginnen sich jetzt ins Gleichgewicht zu stellen und werden besänftigt. Es verbreitet sich freudige Friedensstille (Lailai) und in dem damit den Weltraum durchstrahlenden Glanz wird das Weib geboren, deshalb Lailai genannt. Die Säulenpfeiler erheben sich und damit ist der Weltenbau gefestigt.

Den über ganz Polynesien verbreiteten Mauimythus finden wir auch hier. Nach dem alten Epos Mo' oölelo Hawaii herrschte auf Hawai vor undenklicher Zeit der König Atalanga, dessen jüngster Sohn Maui-atalanga zur Sonne emporstieg, um ihre Strahlen einzufangen. Dann wollte er die Inseln des Archipels zu einer einzigen vereinigen und packte sie deshalb in einen Kahn, den er an einem Haken hinter sich herzog. Aber der Haken zerbrach und die Inseln blieben getrennt wie zuvor. Mit Kane und Kanaloa (Tongaloa) ließ man Maui die christliche Dreieinigkeit bilden, als die Missionäre hierherkamen. Kane oder Maui holten auch von Tahiti die Sonne wieder, welche im

Kriege verloren worden war, denn dort wohnte Kahoa-alii, der Verfertiger der Sonne.

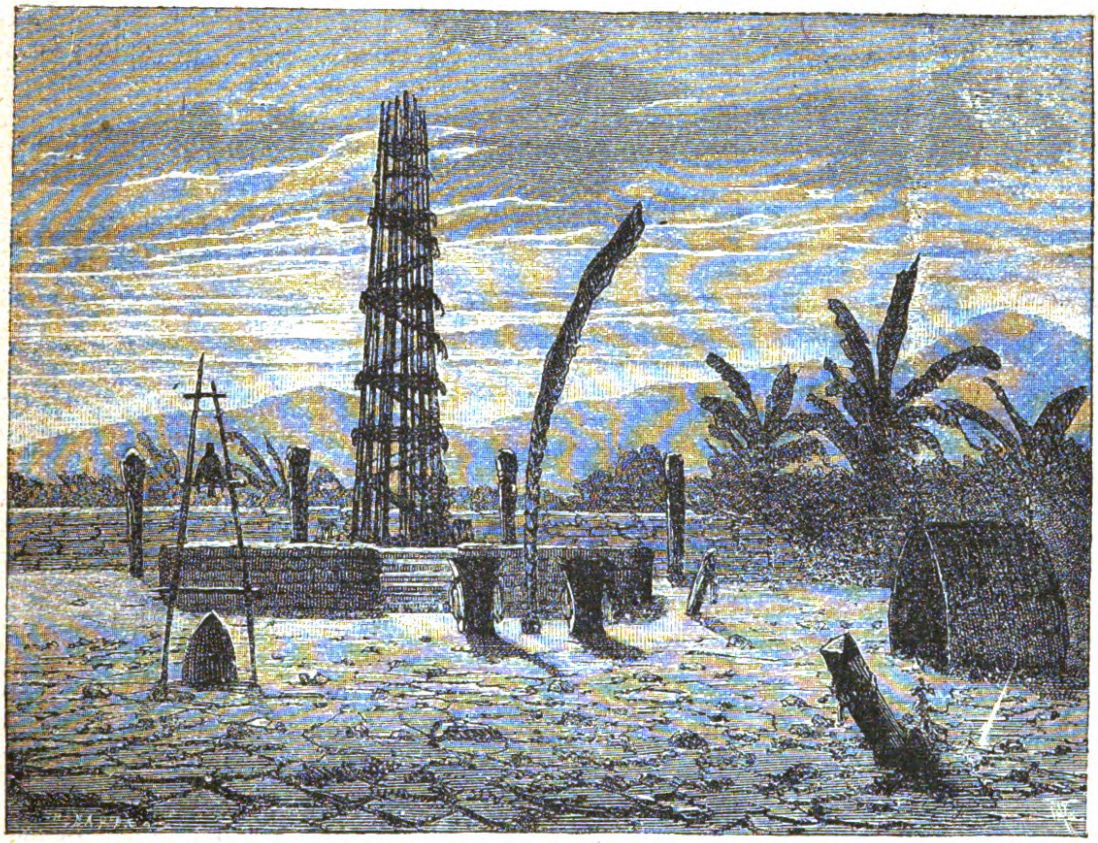
Dieſe drei Gottheiten waren nebſt Kaili, Ku und Lono oder Rono die im Archipel allgemein anerkannten. Rono, für den anfangs Cook gehalten wurde, hatte die Inſeln verlaſſen, man hoffte aber beſtändig auf ſeine Wiederkehr. Auf dieſe vornehmſten Götter, die Atua, folgten die aus den Seelen verſtorbener Vornehmer hervorgegangenen Aumakua. Unter den zahlreichen Göttern, welche man ſich als Urheber und Regierer vulkaniſcher Erſcheinungen auf den Inſeln dachte, war die furchtbare Pele, die Königin des „Großen Berges“, welche auf dem Kilauea thront, die größte und mächtigſte; Münzen und andere Koſtbarkeiten, Schweine und Ziegen warf man als beſchwichtigende Opfer für die erzürnte Beherrſcherin der unterirdiſchen furchtbaren Mächte in den feurigen Schlund des gewaltigen Kraters.

Auch hatte man für dieſe Gottheiten Bilder aus Stein oder Holz und mit den koſtbaren roten Federn geſchmückt; doch nur ſo lange, als der Gott ſeinen Aufenthalt in dem Bilde nahm, dachte man ſich die Heiligkeit und Macht desſelben. Solche Götterbilder ſtellte man in den Tempeln, den Heiau, auf. Es waren dies viereckige, von Mauern oder Zäunen umgebene Plätze auf Anhöhen oder in der Nähe des Meeres. Stufen führten hinauf, drinnen ſtanden einzelne Palmen, die Anuu, die Obelisken aus Flechtwerk auf Steinquadraten für die Augurien der Prieſter, tiſchartige Altäre, ein Haus mit Götterbildern, Wohnungen für die Prieſter. Der Heiau, welchen Kamehameha I. ſeinem Kriegsgotte Kaili widmete, war 70 Meter lang, 30 Meter breit und umgeben von hohen und breiten Mauern, zwiſchen welchen ein ſchmaler Eingang in den heiligen Raum führte. Scheußliche Idole grinſten von den Mauern herab, das Bild des Tempelgottes aber ſtand in einem Allerheiligſten am Ende des Platzes. Davor der Altar, auf dem, als der Tempel vollendet war, elf Menſchen als Opfer geſchlachtet wurden.

Dieſe Menſchenopfer wurden früher auch verzehrt, aber ſchon

zu Cooks Zeit war der Kannibalismus auf den hawaiischen Inseln im Abnehmen oder vielleicht ganz erloschen. Doch herrschte noch lange nachher die Sitte, bei dem Tode der Fürsten und Vornehmen Menschen aus dem niedrigen Stande zu schlachten, damit sie jenen im Jenseits weiter dienten. Genaue Gesetze bestimmten, wen das Los bei solchen Todesfällen traf. Sollte einem Gotte ein Mensch geopfert werden, so erschlug der Priester

Fig. 37.



Ruinen eines Heiau auf Oahu.

das Opfer auf dem Altar und überreichte dem Götterbilde als das Köstlichste das Auge des Getöteten auf einem Bananenblatt. Aber nicht ein jeder durfte ein Menschenopfer bringen, das war das Vorrecht der königlichen Familie; es galt für ein Zeichen der Empörung, wenn so etwas von anderen geschah. Und nur der oberste Priester, der Kuhuna, durfte das Opfer bringen.

Der Kaulo, zunächst im Range, verkündete, im Anuu der Tempel inspiriert, den Willen der Götter, der Kilo, zur untersten Priesterklasse gehörig, übte die Zauberei.

Das zukünftige Leben endete in Nacht, in dem Po; dorthin führte der Gott Kaonohiokala, der Sonnenaugapfel, die Seelen der Vornehmen — die Gemeinen waren ja seelenlos — dort wurden sie von den Göttern verschlungen. Dieselbe Anschauung, die sich auf Tahiti und auf Neuseeland wiederholt. In diesem Po, dieser Urnacht, nahm alles ein Ende, wie alles aus ihm entstanden war, im ewigen Kreislauf der Dinge.

Mehr noch als manches andere, das wir beibringen konnten, beweist die Sprache eine enge Verwandtschaft mit Tahiti und Neuseeland. Trotz der 4000 Seemeilen, welche die nördlichste Gruppe von der südlichsten des polynesischen Gebietes trennt, haben die Sprachen beider so viel Gemeinsames, daß ein Maori und ein Kanaka sich noch heut verständigen könnten. Während aber das Maori höchst wohllautend ist, klingt das Hawaiische rauh und barbarisch. Gleich wie dort haben sich auch hier europäische Namen, weil allzu reich an Konsonanten, mancherlei Umänderungen gefallen lassen müssen. Aus Britain ist Beretania geworden, unser ins englische übersetzter Kaiser, Emperor William, heißt Emepela Uilama, sein großer Kanzler Bihimaka. Ob man l oder r, ob man t oder k schreiben soll, läßt die Aussprache zweifelhaft, Cook schrieb Honoruru, und Tamehameha liest man eben so häufig wie Kamehameha. Buchner glaubte Rumi Rumi zu hören, man meinte indes Lome lome.

Die Schriftzeichen sind der Sprache erst von den Missionären gegeben worden; die Hawaiier kannten solche nicht und daher sind auch die Bruchstücke, welche wir von ihren heiligen Liedern überkommen haben, so gering. Sie wurden von Kuhuna an Kuhuna überliefert, aber diese Tradition hörte mit Einführung des Christentums auf, die Missionäre wünschten keineswegs ihre Erhaltung und von den einzigen, nun ihrer Würde und ihres Ansehens entkleideten Trägern der alten Überlieferung wurde einer

nach dem andern durch den Tod entführt. Noch leben einige wenige und ihr Wissen ist durch Schrift gebunden worden; es zeigt uns, wüßten wir es nicht sonst zur Genüge, die hohe Geistesstufe, auf welcher die alten Hawaiier standen.

Und diese große Begabung ist es auch gewesen, welche sie die Vorzüge europäischer Kultur so schnell erkennen ließ, sie mit derselben befreundete und das Aufgeben alten Herkommens leicht machte. Es war aber auch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters, welche das Anpassen an das Fremde so schnell und so vollkommen zur Möglichkeit machte. Ein schöner und ansprechender Zug ist ihr hochpoetischer Gruß: Aloha oe, ich liebe Dich! Wir können daher nur mit einer gewissen Wehmut das Hinschwinden des Stammes betrachten, der in überraschend schneller Weise ersetzt wird durch abstoßende Chinesen und die mindestens unschönen Portugiesen von den Azoren. Befremdlich muß uns aber die Gleichgiltigkeit erscheinen, mit welcher der König und seine hawaiischen Ratgeber das Hinschwinden einer Rasse betrachten, der sie doch selber angehören.

4. Die Geschichte des Archipels.

Diese beginnt für uns mit der Entdeckung der Inselgruppe durch Cook. Alles was wir von der früheren Geschichte Hawaiis überkommen haben, trägt den Charakter der Legende. Zu jener Zeit hatte jede Insel einen oder auch mehrere Herrscher, welche sich nicht selten gegenseitig befehdeten. Erst dem großen Eroberer Kamehameha gelang es, seine Herrschaft, die sich ursprünglich nur über die Hälfte der Insel Hawaii erstreckte, über den ganzen Archipel auszudehnen.

Seine besten Helfer darin waren zwei Europäer, einfache Seeleute, welche aber sehr wohl das Vertrauen verdienten, das der König in sie setzte, ihm durch die Bewaffnung und Einübung seiner Truppen mit europäischen Gewehren und Geschützen die besten Dienste leisteten und ihn auf den Gipfel der Macht stellten. Young, der eine von ihnen, wurde durch seine Verheiratung einer

der Ersten des Landes und seine Nachkommen zählen noch jetzt zu diesen. Auf seinem Leichenstein ist der schöne Ehrentitel „Freund und Gefährte Kamehamehas“ eingegraben.

Die letzte entscheidende Schlacht wurde auf Oahu geschlagen. Hier hatte der König Kalanikupuli mit seinen Verbündeten durch Errichtung einer Mauer quer über das Nuanu-Thal eine anscheinend uneinnehmbare Stellung geschaffen. Aber Youngs Kanonen zertrümmerten die steinerne Brustwehr, in die verwirrten Reihen stürmte Kamehameha mit seiner Leibgarde. Und nun entspann sich am Rande des jäh zu furchtbarer Tiefe abstürzenden Abgrundes des Pali ein wütender Verzweiflungskampf. Zurückgedrängt bis zur äußersten Felsenkante rafften sich die Besiegten noch einmal auf, ihr Leben aufs teuerste zu verkaufen, ehe sie in den schauerlichen Abgrund scharenweise stürzten, um in seiner Tiefe zerschmettert zu werden. Noch jetzt zeigen die Eingeborenen die Felsenplatte, auf der Oahus letzter König fiel.

Kamehameha war nun Herr des ganzen Archipels und schon dachte er daran, seine siegreichen Waffen nach Tahiti zu tragen, als 1796 ein abermaliger Aufstand auf Hawaii ausbrach. Die Ruhe wurde indes sehr bald hergestellt und auch bis zu seinem 1819 erfolgten Tode nicht wieder gestört.

Mit der Herrschaft dieses großen und thatkräftigen Polynesiers war für die hawaiischen Inseln eine neue Epoche angebrochen. Es war ein einiges Reich geschaffen worden, die innere Verwaltung war zweckmäßig organisiert und für den materiellen Wohlstand durch mancherlei Arbeiten, für die Hebung des Handels durch Begünstigung der Fremden gesorgt worden. Aber diese Fremden, welche dem König in so vielfacher Weise nützlich wurden, waren es gerade, welche die Keime der Zersetzung in die alte Ordnung hineintrugen. Kamehameha hatte sich freilich seinen braunen Unterthanen gegenüber immer noch als den Gott ähnlichen Herrscher gezeigt, dem die höchste sklavische Verehrung gebührte, den alten Traditionen und den alten Göttern, denen er so oft wirksame Hilfe verdankte, blieb er unwegsam treu. „Dies

ſind unſere Götter, die ich anbete," ſagte er zu Kotzebue. „Ob ich recht oder unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böſe ſein kann, da er mir befiehlt, nie unrecht zu thun." Aber an ſeinem Grabe fielen keine menſchlichen Schlachtopfer mehr, wenn auch entſetzliche Orgien noch immer bewieſen, wie wenig das Volk über ſeinen früheren rohen Zuſtand hinausgekommen war. Allein wie ſehr durch die Fremden, welche er auf jede Weiſe begünſtigte, die nationalen Anſichten in Bezug auf Religion und Sitte zerſetzt worden waren, ſah man, als ſein Nachfolger Liholiho (Kamehameha II.) den Thron beſtieg. Zuerſt brach er in oſtentatiöſer Weiſe das geheiligte und gefürchtete Tabu, indem er Frauen an einem großen öffentlichen Mahle teilzunehmen und das ihnen verbotene Schweinefleiſch zu eſſen zwang. Und als nun keine Strafe der erzürnten Götter auf dieſen Frevel folgte, ſtürmte man hinaus, der König voran, um die Götzenbilder in den Heiaus und dieſe ſelbſt zu zerſtören. Bald waren in dieſem Bilderſturm alle Idole zertrümmert. Noch lebte aber im Volke eine ſtarke Partei, welche dieſes Vorgehen als gottlos und verabſcheuungswürdig betrachtete, und an ihrer Spitze ſtand Kekuokalani, ein Vetter des Königs. Es kam zur Empörung und zu erbittertem Kampfe auf Hawaii. Die königlichen Truppen führte Kareimoku, ein Sproß des ehemals königlichen Hauſes von Maui, den Kamehameha I. verſchont, auferzogen und in der Folge zu ſeinem erſten Miniſter gemacht hatte. Die Engländer nannten ihn Billy Pitt nach ihrem eigenen großen Staatsmanne. Die Entſcheidungsſchlacht wurde 1819 gekämpft; mit dem Tode Kekuokalanis, neben dem, heldenmütig kämpfend, ſeine Frau Manona fiel, war das Geſchick der Aufſtändiſchen beſiegelt und die Macht des Königs dauernd befeſtigt.

Inzwiſchen war die Gruppe von den Schiffen verſchiedenſter Nationalitäten beſucht worden, nicht ohne hier und dort den Wunſch nach dauerndem Beſitz zu erwecken. In Hawaii fürchtete man namentlich Rußland und Nordamerika und glaubte, wohl nicht unbeeinflußt durch die erſten engliſchen Anſiedler, eine ſichere

Stütze gegen solche Annektionsgelüste durch einen engeren Anschluß an Großbritannien gewinnen zu müssen. Darum unternahm 1823 der junge König mit seiner Gemahlin Kamamala eine Reise nach England, wo diese interessanten Erscheinungen als die Löwen des Tages mit einer gewissen Begeisterung aufgenommen wurden. König Georg III. und sein Minister Canning empfingen sie auf das freundlichste. Leider sollte das königliche Paar den Masern zum Opfer fallen, von denen alle Hawaiier ergriffen wurden. Ihre Leichen ließ die britische Regierung durch Kapitän Byron in die Heimat zurückführen; sie ruhen jetzt in dem Mausoleum ihres Geschlechts.

Der Nachfolger des verstorbenen Königs, sein Bruder Kauikeaouli, war erst 9 Jahre alt, als man ihn unter dem Namen Kamehameha III. auf den Thron setzte. Die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit führten die herrschsüchtige Kohumana, die Lieblingsgemahlin des großen Kamehameha, und sein alter, bewährter Diener Kareimoku. Und in diese Zeit fällt die größere Ausbreitung des Christentums durch die schon seit 1820 in Honolulu angesiedelten Missionäre, welche, abgesehen von einem vorübergehenden Rückfall Kamehamehas III., stetig an Einfluß und Macht gewannen, wie dies schon an anderer Stelle geschildert wurde.

Auf Betrieb dieser Missionäre wurde auch durch einen aus ihrer Mitte, den Amerikaner Richards, eine Verfassung ausgearbeitet und 1840 publiziert, ein seltsames Gemisch aus dem alten Feudalismus und angloamerikanischen parlamentarischen Formen. Das Ministerium bestand fast ganz aus Fremden. Der erwähnte Richards wurde Kultusminister, den auswärtigen Angelegenheiten stand Wylie, ein schottischer Arzt, vor, ein anderer Arzt Judd wurde Finanzminister, und den Posten des Ministerpräsidenten füllte ein Sohn von Young, dem Freunde und Berater des ersten Kamehameha, aus. Unter Judds geschickter Verwaltung stiegen die Einkünfte des Staates von 41 000 Dollars im Jahre 1842 auf 284 000 Dollars im Jahre 1852.

Europäiſche Sitten und ſteifes Hofceremoniell wurden eingeführt, ſtanden den einfachen Hawaiiern aber ſehr ſchlecht. Die Königin und ihre Damen kauten Zuckerrohr auf der Straße und der Maler von Steen Billes Expedition fand den Waſchmann, welchen er ſoeben wegen ſchlechter Arbeit aus der Thür geworfen hatte, gleich darauf Billard ſpielend mit der hawaiiſchen Majeſtät, die er zu malen gekommen war.

Die 1840 gegebene Verfaſſung erfuhr 1852 eine Änderung und 1864 eine abermalige, wodurch ſie ganz den in Europa geltenden konſtitutionellen Formen gleich wurde. Zunächſt dem König ſteht ein Geheimer Rat, zuſammengeſetzt aus den Miniſtern und aus einer Anzahl vom König ernannter Mitglieder, welche ſowohl aus Eingeborenen als aus naturaliſierten Fremden gewählt werden. Das Kabinett beſteht aus vier Mitgliedern: je einem Miniſter des Äußern, des Innern und der Finanzen und einem Oberſtaatsanwalt. Dazu kommen als weitere hohe Beamte ein Kanzler des Königreichs, ein Marſchall der hawaiiſchen Inſeln und ein General-Zolleinnehmer. Faſt alle dieſe Beamten ſind entweder Amerikaner oder Engländer. Das Parlament beſteht aus einem Herrenhauſe (house of nobles) von 20 auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern und einem Abgeordnetenhauſe von höchſtens 42 und mindeſtens 24 Mitgliedern, welche auf 2 Jahre gewählt werden. Nach der Verfaſſung muß das Unterhaus alle zwei Jahre zuſammenberufen werden. Ein Drittel der Mitglieder ſind Weiße. Es wird ſowohl in der hawaiiſchen Mutterſprache als in der engliſchen Sprache verhandelt. Eine hawaiiſche Interpellation findet oft eine engliſche Antwort, oft ſprechen zwei Redner zu gleicher Zeit, der Hawaiier wütend, der Engländer kühl und ſpöttiſch.

Ein oberſter Gerichtshof iſt aus dem Kanzler des Königreichs und zwei Richtern zuſammengeſetzt, der dabei fungierende Oberſtaatsanwalt iſt zugleich Chef der Polizei.

Der König hat das Recht, alle Eingeborenen ohne Unterſchied zu den Waffen zu berufen, allein das ſtehende Heer iſt ein

ſehr beſcheidenes und ſetzt ſich aus einem Muſikkorps und zwei Dutzend Palaſtgardiſten zuſammen. Die erſteren tragen dunkelblaue Waffenröcke, letztere hellblaue Huſarenjacken mit weißen Schnüren, beide weiße Hoſen und weiße Käpis. Ihre meiſte Zeit vertreibt ſich dieſe Militärmacht mit Flanieren auf den Straßen und Plätzen. Die Muſik, lauter junge Kanakas unter einem deutſchen Kapellmeiſter, ſpielt jeden Sonnabend auf Queen Emmas Square, einem Platz mit hübſchen Gartenanlagen, auf welchem dann die ganze ſchöne und vornehme Welt Honolulus promeniert. Hinter der Stadt, an dem kahlen ausgebrannten Krater der Punſchbowle ſtehen ſechs alte Schiffskanonen zum Salutieren vor einem Flaggenmaſt, daneben aus Lavablöcken aufgebaut das Haus des Wächters.

Neben jenem kleinen Korps von Gardiſten und Muſikanten hat ſich aus Freiwilligen ein Korps von 400 Mann gebildet: Infanterie, Kavallerie und Artillerie, welche ſich zuweilen in Honolulu verſammeln. Der vorige König hatte mehr militäriſche Regungen und errichtete eine bedeutendere Truppe Infanterie und etwas Kavallerie. Aber ein Manöver, welches er anſtellte, fiel ſehr unglücklich aus. Die Kavallerie griff die Infanterie an, als hätte ſie es mit wirklichen Feinden zu thun, und die Fußſoldaten rächten ſich für die erlittene Niederlage, indem ſie beim Nachhauſemarſch die Sieger mit dem Bajonett im Rücken attakkierten, was zwanzig Reitern und vierzig Pferden das Leben koſtete und die übrigen, mit Wunden bedeckt, zu ſchleunigſter Flucht nötigte.

Eine Kriegsmarine giebt es nicht, die Regierung beſitzt jetzt nur einen altersſchwachen Dampfer, welcher die Poſtverbindung zwiſchen Honolulu und Hilo vermittelt. Kamehameha III., welcher eine Leidenſchaft für die See hatte, beſaß eine ganz reſpektable Flotte, welche außer einem Vollſchiff von 14 Kanonen eine Brigg und mehrere Schuner zählte. Aber die Inſtandhaltung dieſer Seemacht überſtieg die Kräfte des kleinen Staates und ſie ging allmählich ein.

Die Landesfarben sind weiß, rot und blau in horizontalen Streifen und zwar hat die Flagge acht Streifen: zweimal weiß, rot, blau auf einander folgend und mit weiß, rot endend. In der linken Ecke ist der englische, blaue Union Jack angebracht mit den Kreuzen der Heiligen: Georg, Andreas und Patrick, nur sind die roten Balken schmaler. Das Wappen des Königreichs zeigt ein Schild mit vier Feldern, von denen je zwei schräg gegenüberstehende dieselbe Füllung haben. Die eine besteht in den Farben der Flagge, aber ohne den Union Jack, die andere zeigt in goldenem Felde eine schwarze Kugel auf silbernem Stabe, ein Symbol des hawaiischen Königtums. In der Mitte aufgelegt ist ein kleiner grüner Schild, darin ein silberner Kahili mit kreuzweis darüber gelegten schwarzen Speeren mit silbernen Spitzen. Der große Wappenschild ist von grünem, arabeskenartigem Rande eingefaßt. Über dem Schilde schwebt die goldene Königskrone, zu beiden Seiten stehen auf hellroter Plattform als Schildhalter zwei hawaiische Krieger in schwarz, rot und gelbem Federhelm und Federmantel, der eine einen Speer, der andere einen Kahili haltend. Um die Plattform schlingt sich ein gelbes Band, darauf in schwarzen Lettern die Worte: Ua Mau Ke Ea Oka Ainai Ka Pono d. i. Das kurze Leben nach Rechtschaffenheit strebend.

Der Hausorden Kamehamehas I. besteht in einem weißemaillirten Kreuz mit goldener Einfassung und goldenen Strahlen in den Winkeln, auf einem weißen Schilde in der Mitte in Gold der Buchstabe K und auf dunkelblauem Rande ebenfalls in Gold der Name Kamehameha. Über dem Kreuze die goldene hawaiische Königskrone an siebenfach gestreiftem, rot und weißem Bande.

Diplomatische Agenten stellten sich hier, infolge gegenseitiger Eifersucht, schon sehr früh ein. Jetzt ist eine große Anzahl von Staaten in Honolulu vertreten. Die Vereinigten Staaten unterhalten einen Ministerresidenten und einen Konsul, England einen Generalkonsul, der zugleich Regierungskommissär ist, Frankreich einen mit denselben Funktionen bekleideten Konsul, die

übrigen: Belgien, Chile, Dänemark, das Deutsche Reich, Italien, die Niederlande, Österreich-Ungarn, Peru, Rußland, Schweden und Norwegen haben nur Handelskonsuln angestellt.

Hawaii neigt sich durchaus den Vereinigten Staaten zu, deren Bürgern es ja seine jetzige Civilisation zum allergrößten Teile verdankt. Es sind zwar mit verschiedenen Staaten Handelsverträge, so auch mit dem Deutschen Reich, abgeschlossen worden, in die engsten Beziehungen ist das Inselkönigreich aber zu der Union getreten durch den 1876 abgeschlossenen Reciprocitätsvertrag, wonach die Hauptprodukte der hawaiischen Inseln: Zucker, Reis u. a. zollfrei nach Amerika, umgekehrt die Bodenerzeugnisse und Fabrikate Amerikas zollfrei nach Hawaii eingeführt werden.

Die Finanzen des Staates befinden sich in geordnetem Zustand. Das zweijährige Budget bis 31. März 1884 beträgt $3^1/_2$ Mill. Dollars. Da die Einnahmen nur auf $1^1/_2$ Mill. Dollars veranschlagt waren, so beabsichtigte man, eine Anleihe von 2 Mill. Dollars zu machen, wovon $1^1/_2$ Million für öffentliche Arbeiten und Bauten, 500 000 Dollars für die Herbeischaffung von Einwanderern verwandt werden sollten. Die Einnahme besteht zu einem Drittel in Zöllen, zu einem anderen Drittel in direkten Steuern, der Rest in verschiedenen Taxen. Besteuert sind Grund und Boden, Vermögen, Pferde, Hunde, Maulesel, Wagen; es giebt eine Kopf- und eine Wegesteuer. Spirituosen und andere geistige Getränke sind den Eingeborenen absolut verboten und nur den Fremden in Honolulu ist für ihren eigenen Gebrauch eine Einfuhr gestattet, doch ist es immer möglich, in den Schänken der größeren Plätze eine Flasche Bremer Bier oder dgl. zu erhalten. Die Wegesteuer bringt sehr wenig ein, da es dem Einzelnen freisteht, die Steuer durch Arbeiten abzuverdienen. Die Folge ist, daß die Wege fast überall schändlich sind, da sich die Arbeiter gewöhnlich damit begnügen, ein Häufchen Erde zusammenzukratzen und monatlich auf den Weg zu schütten.

Von den Ausgaben sind für die Civilliste und Apanagen

der Angehörigen des königlichen Hauſes 90 025 Dollars ausgeſetzt. Die Staatsſchuld beläuft ſich auf 444 800 Dollars.

Handel und Verkehr haben ſich in den letzten Jahren ganz erſtaunlich gehoben. Noch 1872 betrug die Einfuhr 1 682 000, die Ausfuhr einheimiſcher Produkte 1 835 000 Dollars und bis 1881 war die erſte auf 4 547 978, die zweite auf 6 855 436 Dollars geſtiegen. Die Hauptpoſten der letzteren ſind Zucker, Reis, Kaffee, Talg, Pulu, Wolle, Rinds- und Ziegenhäute, auch ein beſcheidener Teil von Früchten für den Markt von San Francisko, und etwas Salz, Walfiſchthran und Fiſchleim.

Deutſche Waren haben auf dem Archipel eine ziemlich ſtarke Verbreitung. In manchen Läden ſieht man ganze Muſterausſtellungen: rheiniſche Meſſerwaren, ſächſiſche Geſpinſte in jenen grellen Farben, wie die eingeborenen Weiber ſie lieben, ferner Hüte, Kautabak, künſtliche Blumen, Ackerbaugeräte und Werkzeuge.

Mit dem Handel iſt naturgemäß der Schiffsverkehr geſtiegen. Allerdings ſind die Walfiſchfänger mit den Walfiſchen ſeltener geworden. Aber der übrige Schiffsverkehr nimmt beſtändig zu. Es liefen 1881 ein 258 Handelsſchiffe von 159 341 Tonnen, bei weitem die meiſten davon unter amerikaniſcher Flagge, ſonſt noch engliſche, wenige franzöſiſche, zehn deutſche, die letzten namentlich aus Bremen, das einen nicht unanſehnlichen Handel mit Hawaii treibt. Der wichtigſte Hafen iſt Honolulu, auf das über zwei Drittel des geſamten Schiffsverkehrs wie des Warenumſatzes entfallen, danach folgen Hilo, Koloa, Lahaina. Die Handelsflotte von Hawaii zählt 45 Schiffe von 6753 Tonnen, darunter ein Dampfer, jenes erwähnte altersſchwache Poſtſchiff, der „Kilauea“, von 414 Tonnen.

Von Eiſenbahnen beſitzt das Königreich jetzt eine Linie von dem Hafen Mahukona nach den Kohala-Zuckerplantagen auf der Inſel Hawaii in 32 Kilometer Länge; Pferdebahnlinien ſind für Honolulu und Umgebung projektiert. Eine Telegraphenlinie von 64 Kilometer Länge beſteht ſchon länger zwiſchen Wailuku und Lahaina; ein unterſeeiſches Kabel wird demnächſt die Hauptſtadt

mit den anderen Inſeln der Gruppe verbinden. Zur Ausführung dieſes Projektes bildete ſich in Honolulu eine Geſellſchaft mit 200 000 Doll. Kapital. Ein Central-Telephon-Bureau in Honolulu vermittelt jetzt den Verkehr zwiſchen 230 Privatſtationen.

Den Poſtverkehr mit Amerika und Auſtralien beſorgen die Dampfer der Pacific Mail Co. allmonatlich; doch ſollen dieſe Fahrten wöchentliche werden; außerdem Segelſchiffe, welche Dank dem ſehr regelmäßig wehenden Paſſate ihre beſtimmten Tage mit faſt eben ſo großer Sicherheit einzuhalten vermögen und meiſt in der Mitte zwiſchen zwei Dampferpoſten eintreffen. Der Verkehr mit den übrigen Inſeln iſt, Hilo ausgenommen, nicht ſehr regelmäßig. Im Jahre 1878—79 wurden 145 000 Briefpoſtſendungen befördert.

Die Bevölkerung der Inſelgruppe ſtellte ſich nach der Zählung vom 27. Dezember 1878 auf 57 985 Seelen, 34 103 männlichen, 23 882 weiblichen Geſchlechts, ein Mißverhältnis, das durch die große Zahl der hier wohnenden unverheirateten Chineſen und Weißen erklärt wird. Die Kanakas nehmen in ſchreckenerregender Weiſe ab, während die Einwanderer gedeihen. Cook nahm 1778 rund 400 000 und Rives 1824 ſogar 490 000 an. Die ſpäteren Zählungen beweiſen aber, ſelbſt wenn man ihnen kein volles Vertrauen ſchenkt, ſehr deutlich den unaufgehaltenen Untergang der Raſſe.

Jahr.	Eingeborne.	Miſchlinge.	Fremde.	Zuſammen.	Abnahme der Eingebornen.
1823	—	—	—	142 050	—
1832	—	—	—	130 315	11 735
1836	—	—	—	108 579	21 736
1850	82 203	—	1912	84 165	24 414
1853	71 019	—	2119	73 138	11 194
1860	67 084	—	2716	69 800	4035
1866	58 765	—	4194	62 959	8319
1872	49 044	2487	5366	56 897	9721
1878	44 088	3420	10 477	57 985	4956

In den letzten Jahren iſt dieſe Abnahme noch weiter vorgeſchritten, noch mehr Fremde ſind ins Land gekommen. Und

nicht nur in den Städten, auch in Gegenden, wohin Europäer kaum gedrungen ſind, auf der einen Inſel wie auf der anderen, ſtirbt die eingeborene Raſſe dahin. Es ließen ſich dafür verſchiedene Urſachen anführen, unter denen die allzugroße Sittenloſigkeit eine der verderblichſten iſt.

Danach iſt der Untergang der Hawaiier ein in wenigen Jahren bevorſtehender. Man findet namentlich unter den Vornehmen nur wenige Kinder, unter zwanzig der erſten Häuptlingsfamilien ſah Mrs. Braſſey nur ein Baby und in der königlichen Familie nur ein einziges Kind, die dreijährige Prinzeſſin Kauilani, die mutmaßliche Thronerbin. Miſchlinge ſind aber recht zahlreich: 1878 wurden 3420 ſolcher gezählt. Weiße jeden Standes haben ſich mit Kanakinnen verheiratet und die Miſchung giebt eine prächtige Raſſe, aber auch die Chineſen, welche wenige ihrer Frauen herüberbringen, haben Ehen mit Hawaiierinnen geſchloſſen. Bei der letzten Zählung gab es 4561 Weiße, darunter 1276 Amerikaner, 883 Engländer, 436 Portugieſen, 272 Deutſche, 81 Franzoſen und 666 andere Fremde. Mitte 1881 langten 128 Deutſche aus Nienburg an der Weſer an, um auf der Zuckerplantage Lihue der Inſel Kauai beſchäftigt zu werden. Kinder der Fremden giebt es ſehr viele, doch zeigen ſie ein auffällig bleiches Ausſehen. Die Zahl der Chineſen iſt eine ſtetig wachſende. Die erſten kamen 1852 her und da man immer mehr Arbeiter für die ſich ausdehnenden Zuckerplantagen brauchte, ſo führte man jährlich Trupps dieſer ſonſt wenig gern geſehenen Einwanderer zu, ſo daß man Ende 1881 ihre Zahl auf 10 807 angab. Aber auch als Schuhmacher, Kleinkrämer und Wirte ſchmutziger Speiſelokale ſind ſie thätig; keine der größeren Ortſchaften auf Hawaii iſt jetzt ohne Mongolen. Indeſſen erkennt die Regierung die drohende Gefahr: die Erſetzung der einheimiſchen ſchönen und edlen Menſchenraſſe durch die häßlichen Chineſen, welche den Inſeln ſchon den bitteren Fluch des Ausſatzes gebracht haben. Man beſchloß daher, an ihre Stelle oſtindiſche Kulis zu ſetzen, falls die Regierungen Großbritanniens und der

Niederlande ihre Zustimmung zu den beabsichtigten Anwerbungen von Arbeitern in Indien und Java geben wollten. Um diese Zustimmung zu gewinnen, verließ König Kalakaua mit dem Minister Armstrong Anfang 1881 Honolulu zu einer Reise nach Europa. Nach neunmonatlichem Aufenthalt kehrte er zurück. Armstrong sprach sich in seinem an das Parlament erstatteten Bericht entschieden gegen die Einführung von Chinesen, ostindischen Kulis und Malayen aus, befürwortete dagegen die Heranziehung der Bewohner der Azoren als der durch Klima und Gewohnheiten geeignetsten Arbeiter für die Zuckerfelder. Die Übersiedelung von 4000 Auswanderern aus San Miguel nach Hawaii in den Jahren 1880 und 1882 hat schon den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung geliefert. Demzufolge wurde der Minister Carter als außerordentlicher Gesandter nach Lissabon abgesandt, um mit der portugiesischen Regierung einen Auswanderungsvertrag abzuschließen.

Der jetzige König ist kein Kamehameha. Schon nach dem Tode des fünften dieser Linie war der Häuptling Lunalino zum König erwählt worden. Als dieser 1874 starb, ohne einen Nachfolger bezeichnet zu haben, traten zwei Bewerber um den Thron auf: Emma, die Witwe Kamehamehas IV., und der Häuptling Kalakaua, der auch am 12. Februar 1874 vom Parlament mit 39 Stimmen gewählt wurde, während Emma nur 6 erhielt. Ihre Anhänger zettelten einen Aufruhr an, der mit Hilfe englischer und amerikanischer Seesoldaten und Matrosen schnell unterdrückt wurde. Auch Emmas Reise nach Europa und ihr Besuch einiger Höfe daselbst war von keinem Erfolge. In Hawaii besteht keine erbliche Succession, vielmehr wird der Nachfolger vom Könige oder vom Parlament bestimmt. Präsumtive Nachfolgerin ist, da der König kinderlos, seine ältere Schwester Lydia Kamakaeha, welche, wie die jüngere Schwester, an einen in Honolulu ansässigen amerikanischen Kaufmann verheiratet ist.

König Kalakaua ist ein großer starker Mann mit mehr gutmütigen als geistvollen Zügen, hat das liebenswürdige und feine

Weſen eines Gentleman und ſpricht engliſch vollkommen fließend und korrekt. Wenn er auch ſeine Beamten gern in reichen Uniformen ſieht, ſo liebt er doch ſelber Einfachheit in ſeiner Kleidung. Bei dem Beſuch des „Challenger“ erſchien der König in einfachem Geſellſchaftsanzuge mit dem Stern des Kamehameha-ordens auf der Bruſt, während ſein aus Gouverneuren, Miniſtern und ſonſtigen Würdenträgern beſtehendes Gefolge in prächtigen Uniformen mit Goldtreſſen, Epauletten und Federbüſchen glänzte. Solche Pracht entfalten dieſe Herren nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, denn ihr eigentlicher Beruf ſchreibt ihnen ein viel einfacheres Koſtüm zu. So beſchäftigt ſich ein junger Amerikaner, welcher bei feierlichen Gelegenheiten als Flügeladjutant in goldgeſtickter Uniform mit breiter Schärpe, Degen und Generalshut neben der Majeſtät reitet, an gewöhnlichen Tagen im Kontor einer größeren Firma.

Nach der Sitte europäiſcher Höfe wird auch zuweilen große Cour gehalten und zwar, da die Gemächer der königlichen Wohnung bei ſolchen Anläſſen zu klein ſind, im Sitzungsſaale des Parlaments. Auf dem Throne iſt dann der aus den beſten, reingoldigen Federn des Moho gefertigte Königsmantel ausgebreitet. Zu beiden Seiten ſtehen Herolde im ſchwarzen Frack und hohen Cylinderhut, über den Schultern Kragen aus roten, ſchwarzen und gelben Federn, in den Händen ungeheuere, an drei Meter hohe Kahilis aus ſchwarzen Oo-Federn mit Griffen aus Schildpatt und Elfenbein. Alles erſcheint dann in europäiſchen Geſellſchaftsanzügen, nur die alte Ruth Keelikolani, eine Halbſchweſter der beiden letzten Kamehameha und Regentin in des Königs Abweſenheit, bleibt auch dann dem landesüblichen Talar treu.

Die Unabhängigkeit des Archipels iſt vorläufig ſichergeſtellt. Freilich war Hawaii 1839 nahe daran, dieſelbe an Frankreich zu verlieren; an England trat ſie dieſelbe 1843 freiwillig ab, die engliſche Regierung nahm dies indes nicht an. Vielmehr wurde im November desſelben Jahres der hawaiiſche Staat von

England, Frankreich und den Vereinigten Staaten als unabhängig anerkannt und ist es ungestört geblieben. Daß derselbe aber schließlich doch durch die Vereinigten Staaten absorbiert werden wird, daran wird man kaum zweifeln dürfen. Es ist nur eine Frage der Zeit. Der amerikanische Einfluß giebt sich in der äußeren Kultur überall kund. Amerikanisch sind Kleidung und Wohnung, Speisen und Getränke, Geräte und Werkzeuge, amerikanisch sind Maße und Gewichte wie das Münzsystem. Man machte einmal den Versuch, hawaiisches Geld prägen zu lassen, gab ihn aber sehr bald wieder auf.

Die kleinen Gruppen Westpolynesiens.

Die Fanning- oder Amerika-Inseln.

Durch einen großen Meeresraum getrennt, liegt südlich von der Hawaiigruppe eine Anzahl weit verstreuter Koralleneilande, welche man unter der obigen Bezeichnung zu einer Gruppe zusammengefaßt hat. Die 5 Inseln: Jarvis, Christmas, Fanning, Washington oder Newyork und Palmyra, zusammen 668 qkm (12,1 Q.-M.) messend, zeichnen sich vor anderen ähnlichen Inseln vorteilhaft aus. Die Vegetation ist reicher, Kokospalmen häufig, neben den gewöhnlichen Gewächsen der Laguneninseln finden wir hier auch andere, die diesen sonst fremd sind, wie die tahitische **Erithalys polygama** und die hawaiische **Sida rotundifolia**. Säugetiere giebt es aber gar nicht, selbst die Ratte fehlt hier. Dafür sind Landvögel reichlicher: ein Habicht, ein schöner, einem Finken ähnlicher Vogel, der **Coryphus Kuhli**, mit roter Brust, grünem Rücken, Flügel und Schwanz schwarz, eine Wachtel und eine Art Sperling. Die ersten Entdecker (Cook, Fanning u. a.) fanden die Inseln unbewohnt; Fundamente von Häusern aus Korallenfels, Gräber mit ausgemeißelten Ornamenten, Steinbeile und andere Reliquien beweisen jedoch, daß hier eine jetzt verschwundene Rasse

gehauſt haben muß. Die heutige Bevölkerung, etwa 200 Menſchen auf Fanning, Palmyra und Jarvis, wurde durch engliſche und amerikaniſche Unternehmer von anderen Gruppen hierhergebracht, um die Produkte der Inſeln auszubeuten. Auf Fanning (40 qkm) ließen ſich ſchon vor mehr als 50 Jahren Engländer nieder, um durch hawaiiſche Arbeiter Trepang ſammeln zu laſſen, 1847 gründete ein Kaufmann aus Papeete eine Niederlaſſung, um Kokosöl zu gewinnen. Die Inſel hat gutes Trinkwaſſer, der kommerzielle Wert derſelben beſteht aber in dem Guano, welcher ſich hier in großen Lagern findet. Die Inſel iſt ſeit 1859 britiſcher Beſitz und die Ausbeutung des Guanolagers in den Händen einer Londoner Firma, welche jährlich bis 12 Schiffe von je 1000 Tonnen mit Guano befrachtet, was einem Exportwert von etwa 1 200 000 Mark gleichkommt. Die Arbeiter, etwa 150, ſtammen von der Herveygruppe, ſind ſämtlich Chriſten und können leſen und ſchreiben. Palmyra iſt ein Korallenriff, worauf ſich nicht weniger als 58 kleine Inſelchen befinden, mißt aber nur 1 qkm und hatte 1869 als Bewohner 5 von der Regierung von Hawaii, welche die Inſel 1861 beſetzte, hier ſtationierte Trepangfiſcher. Auf Jarvis (4 qkm) hat die Phönix-Guanocompagnie von Honolulu eine Niederlaſſung gegründet, um die dortigen Guanolager ausbeuten zu laſſen, welche eine, die Stelle der früheren Lagune bezeichnende Vertiefung ausfüllen. Der Guano iſt leider mit Gips gemiſcht.

Die Phönix-Inſeln.

Im Südweſten von den vorigen und zu beiden Seiten des Äquators liegen zehn kleine, flache Koralleninſeln, zuſammen nur 42 qkm (0, 75 Q.-M.) meſſend, die meiſten mit Gras und niedrigen Kräutern, als einzigen Vertretern der Pflanzenwelt, bedeckt, ſelten ſieht man eine einſame Kokospalme auf dieſen unwirtlichen Eilanden, den Brutſtätten zahlloſer Seevögel. Guano iſt daher auch das einzige Handelsobjekt, welches ſie liefern. Schon 1859 bildeten ſich zur Ausbeutung desſelben zwei ameri-

kaniſche Geſellſchaften: die United States Guano Company in Newyork und die Phönix Guano Company in Honolulu. Die erſte beſetzte Baker und Howland, die zweite Mac Kean, nachher Birney. Alle dieſe Niederlaſſungen wurden indes mit Erſchöpfung der Lager aufgegeben und zur Zeit iſt nur Enderbury, ein 8 qkm großer Korallenfells, bewohnt, wo die letztgenannte Geſellſchaft ſeit 1870 mit 8 Weißen und 55 Hawaiiern die daſelbſt befindlichen guten Guanolager bearbeiten läßt.

Auch hier müſſen früher ſchon Menſchen gewohnt haben. Auf der Inſel Swallow ſieht man viereckige Trümmer aus großen Korallenſteinen, auf Howland 3—5 Meter tiefe, von Korallenmauern eingeſchloſſene Vertiefungen, Plattformen von Korallenquadern, Gräber mit Gebeinen, gepflaſterte Wege, welche zur Küſte führen, u. a. m. Beide Inſeln haben freilich an einigen Stellen Gruppen von Bäumen, ſind aber ſonſt ſo unfruchtbar wie die anderen, ſo daß man ſich fragen muß, wovon denn jene verſchwundene Bevölkerung gelebt habe.

Die Union- oder Tokelau-Gruppe.

Nördlich von Samoa liegen vier kleine Lagunenineln, auf deren allein aus Korallengries und Sand beſtehendem, dürftig bewäſſertem Boden ſich eine Vegetation zeigt, welche uns billig in Erſtaunen verſetzen muß. Als der Amerikaner Hudſon 1841 die Inſeln beſuchte, fand er nicht weniger als 19 verſchiedene Baumarten, manche von ausgezeichneter Größe. Außer den auf allen Lagunenineln zu treffenden Kokospalmen und Pandanus ſah man hier die Morinda citrifolia, eine ſchöne Feigenart, und den duftenden Jasmin von Tahiti (Gardenia taïtensis) ſowie die Fächerpalme, welche man auf Samoa und Tonga kultiviert. Eine 40 Fuß hohe Piſonia maß direkt über der Wunzel mehr als 20 Fuß im Umfang und große, mit Farnen überwachſene Tournefortien hatten ein höchſt ehrwürdiges Ausſehen. Die Eingeborenen waren auch bedacht geweſen, den Beſtand der einheimiſchen Vegetation durch die

Zucht von Gewächsen aus angetriebenem Samen zu bereichern, so hatten aus einer vom Meere ausgeworfenen Frucht der Hernandia sonora die Bewohner von Fakaafo einen Strauch gezogen. Von Tieren giebt es hier nur die allgegenwärtige Ratte, Hunde und gelbe Tauben mit purpurner Haube. Die ganze Gruppe mißt nur 14 qkm oder 0,25 Q.-M. und zählt 514 Einwohner samoanischen Stammes. Davon leben auf Datafu und Nukunono je 140, auf Fakaafo oder Bowditch 207 und auf Olosenga oder Swain 27. Alle sind seit längerer Zeit zum Christentume bekehrt. Datafu ist protestantisch, Nukunono katholisch und Fakaafo zum größeren Teile (162) protestantisch, zum kleineren (45) katholisch. Die Herrschaft über diese kleine Gruppe hatte immer der Häuptling von Fakaafo, wo sich ein großer Götzentempel sowie ein mit Korallenblöcken ausgemauerter Brunnen befand, den man, da er das einzige süße Wasser der Insel enthielt, sorgfältig behütete. Sonst sind die Insulaner auf Regenwasser angewiesen. Auf Olosenga ließ sich ein Amerikaner nieder, um durch samoanische Arbeiter Kokosöl bereiten zu lassen.

Die Ellice-Gruppe

im Westen der vorigen wird auch zuweilen, freilich sehr wenig zweckmäßig, als Laguneninseln bezeichnet. Allerdings sind die 9 Inseln, welche zusammen 37 qkm oder 0,67 Q.-M. messen, größtenteils Lagunen-, alle aber Koralleninseln, sie unterscheiden sich also in nichts von anderen derartigen Gruppen, die ja in diesem Teile des großen Oceans zahlreich genug sind. Vor den Unioninseln haben sie eine schon reichlichere Vegetation voraus, denn wenn auch hier Kokospalmen und Pandanus die herrschenden Gewächse sind, so treten doch schon Brotfruchtbäume, Bananen und Arum auf. Die Landfauna ist durch zahme Schweine und Hühner bereichert. Die Bewohner dieser Gruppe sind samoanischer Abkunft und sprechen einen Dialekt dieser Sprache; von dort sind auch protestantische Missionäre herübergekommen und haben den größten Teil der Bevölkerung zum Christentum be-

kehrt. Nach Turner hatten 1876 die einzelnen Inseln folgende Bevölkerungszahlen:

Inseln:	Bewohner:	Davon Protestanten:
Funafuti (Ellice-J.)	146	146
Nukulailai (Mitchell)	106	106
Vaitupu (Oaitupu)	441	333
Nukufetau	440	116
Lynx (Speiden)	460	197
Nanomea (St. Auguſtine) . . .	440	229
Hudſon	236	11
Nui Eeg (Niederland-J.)	233	225
Zuſammen:	2502	1373

Funafuti, die größte der Gruppe, zählte 1878, als die „Ariadne" dort ankerte, 156 Seelen. Sie vermöchte aber eine weit größere Anzahl von Menſchen zu ernähren, denn ſie hat einen Überfluß von Nahrungsmitteln. Jetzt liefert ſie jährlich 50 Tonnen Kopra in den Handel, 200—300 Tonnen Kokosnüſſe läßt man verfaulen. Bei fachgemäßer Bewirtſchaftung dürfte man aber jährlich 500—600 Tonnen Kopra zu gewinnen imſtande ſein, könnte alſo eine Jahreseinnahme von 100 000—120 000 Mark erzielen. Hier wie auf anderen Inſeln der Gruppe ſchloß Kapitän von Werner Verträge mit den Häuptlingen, um den ſchon recht bedeutenden deutſchen Handel ſicher zu ſtellen.

Die Tukopia-Gruppe

im äußerſten Weſten, ſüdöſtlich von Wanikoro, liegt dem melaneſiſchen Santacruz-Archipel ſo nahe, daß man ſie demſelben unbedingt zurechnen müßte, wären ihre Bewohner nicht nach Körperbildung, Sitten und Sprache entſchieden polyneſiſch. Es ſind drei kleine vulkaniſche Inſeln: Tukopia, Anuda oder Cherry und Fataka oder Mitre, zuſammen 66 qkm (1,2 Q.-M.) meſſend. Nur die beiden erſten ſind von 650 Menſchen bewohnt, welche mit Samoanern und Tonganern die größte Verwandtſchaft zeigen. Die Miſſion hat ſchon ſeit Jahren mit Erfolg auf Anuda gearbeitet.

Die Tonga- oder Freundschafts-Inseln.

1. Das Land.

Der erste Entdecker dieser Inselgruppe war der große holländische Seefahrer Tasman, welcher am 19. Januar 1643 das hohe und felsige Ata, von ihm nach den vielen Tropikvögeln Pylstaart genannt, und am nächsten Tage zwei weitere Inseln auffand, denen er die Namen Middelburg und Amsterdam gab. Es sind dies vermutlich die heutigen Cattow und Eua. Allein man hatte diese That vollständig aus dem Gedächtnis verloren, als Cook seine denkwürdigen Fahrten durch die Südsee begann. Cook besuchte die Gruppe auf seiner zweiten (1773) wie auf seiner dritten Reise (1777); das letzte Mal verweilte er vier Monate. Nach dem Empfang, der ihm wurde, nannte er den Archipel Friendly Islands, was etwas frei in Freundschaftsinseln übersetzt worden ist, ein Name, welcher in neuerer Zeit dem jetzt gebräuchlichen, einheimischen Platz machen mußte. Die nördlichste Gruppe wurde 1781 von dem Spanier Maurelle aufgefunden. Das Unglück, welches den englischen Matrosen Mariner traf, der von 1806 bis 1811 auf Tonga als Gefangener zurückgehalten wurde, verschaffte uns eine eingehendere Kenntnis der Inseln und ihrer Bewohner, eine Kenntnis, welche nachmals durch die Reisen von d'Urville, Wilkes und Erskine und die Missionäre Lawry und West vielfach ergänzt wurde. Namentlich der Letztgenannte hat durch die Veröffentlichung seiner während eines zehnjährigen Aufenthaltes gemachten Beobachtungen die bestehenden Lücken auszufüllen gesucht. Dann hat der „Challenger" auf seiner Reise um die Welt die Gruppe berührt; deutsche Kriegsschiffe haben später hier öfters verkehrt und die Weltausstellung in Sydney hat ganz kürzlich einige Berichterstatter veranlaßt, diese Inseln im Interesse des deutschen Han-

dels zu besuchen. Auf diese Weise sind uns dieselben ziemlich genau bekannt geworden.

Die nächsten Archipele sind die Viti- und die Samoa-Inseln. Von den ersten sind die Tonga etwa 50, von den zweiten gegen 80 Meilen entfernt. Mit beiden Gruppen stehen sie in fortwährender Verbindung. Die Größe des Archipels ist nicht bedeutend. Obschon er mehr als 150 Inseln umfaßt, beträgt das Gesamtareal doch nur 997 Quadratkilometer oder 18.1 Quadratmeilen; das Königreich Tonga ist demnach etwas größer als Schwarzburg-Rudolstadt.

Die Inselgruppe zerfällt in zwei, parallel neben einander laufende Reihen. Die westliche besteht aus einer Anzahl hoher und bergiger Inseln, in der östlichen, viel längeren sind die Inseln sämtlich niedrige Bildungen aus Madreporenkalk. Die hohen Inseln sind vulkanisch, in der That sind es eigentlich nur vulkanische Piks, welche aus großer Tiefe steil aus dem Meere emporsteigen, das den Schiffen hier keinen Ankergrund bietet. Wo die bis in die neueste Zeit heftig auftretenden Ausbrüche den üppigen Pflanzenwuchs nicht vernichteten, bedecken prachtvolle Wälder die Abhänge. Leider aber haben sowohl auf Tofoa, als auf Kao, Late und Fonualei furchtbare Eruptionen der fortwährend thätigen Vulkane den Boden rings um die tief eingesenkten Krater mit Asche, Skorien und Lava bedeckt und durch tiefe Spalten zerrissen. Die Gärten, welche die Einwohner anlegten, sind zerstört worden und die Einwohner selber haben sich nach Wawau geflüchtet. Nur der 1524 Meter hohe, erloschene Vulkankegel Kao ist bewohnt; alle übrigen sind verlassen. Doch werden sie ihrer Hilfsquellen halber immer noch zuweilen von Schiffen besucht, welche zwischen Tonga und Viti fahren. Ununterbrochen dichte Dampfwolken, nicht selten Feuer ausstoßend, sind sie dem Seefahrer treffliche Landmarken.

Die Koralleninseln der Tongagruppe unterscheiden sich sehr wesentlich von anderen, ähnlichen Gebilden. Sie sind nicht niedrig, sondern erheben sich durchschnittlich 13 — 14 Meter über die

Meeresfläche; im Innern treffen wir ſogar Erhebungen bis zu 200 Meter. Sie ſind ferner nicht, wie andere koralliniſche Formationen, felſig, dürr und unfruchtbar; vielmehr ſprießt aus der ſtarken und reichen Humusdecke eine äußerſt üppige Vegetation.

Der Charakter dieſer Vegetation iſt weit mehr dem indiſchen gleich, als es z. B. in Viti der Fall iſt. Dabei fehlt dem Archipel nichts, was die öſtlichen Inſelgruppen charakteriſiert, während er Pflanzenformen beſitzt, welche wir in jenen vergeblich ſuchen. Unter vier Arten von Palmen iſt die wichtigſte die Kokospalme, welche in unzähligen Pflanzungen ihre Kronen lieblich über dem Gebüſch wiegt, mit dem der flache Strand beſetzt iſt. Farne erreichen auf den höheren Inſeln die Dimenſionen von Bäumen. Alles was auf den Inſeln des Stillen Oceans an Pflanzen gebaut wird, hat hier eine Heimat gefunden. Und die Tonganer verſtanden es von jeher, die Ertragfähigkeit ihres Landes mit Geſchick zu erhöhen. Zwar wußte man nichts von Düngung, aber man gönnte dem Boden, welcher eine Ernte getragen hatte, angemeſſene Ruhe und man verſtand ſich auf den Fruchtwechſel. D'Urville war ſo erſtaunt über die Sauberkeit der mit zierlichen Zäunen eingefaßten Felder, daß er erklärte, kein öffentlicher Garten Europas könne ſich in dieſer Eigenſchaft mit den tonganiſchen meſſen. Yams ſind die Hauptfrucht, mit welcher die Äcker in Zwiſchenräumen von 2—3 Jahren regelmäßig beſtellt werden. In gemeſſenen Abſtänden bepflanzt man ein ſolches Feld mit Reihen von Bananen (**Musa sapientium**) deren Fruchtbüſchel 30—80 Pfund ſchwer werden. Sind die Bananen geerntet, ſo werden die weichen, bald aufgelöſten Stämme umgehauen; aus den Wurzeln aber ſchießen ſchnell neue Sproſſen empor. Weil aber die nicht ſelten über die Inſeln dahinfegenden Orkane große Verheerungen unter den 4—5 Meter hohen Stämmen anrichteten, hat man in neuerer Zeit die chineſiſche Zwergbanane eingeführt, welche nur $1^1/_3$ Meter Höhe erreicht, daher von Stürmen weniger zu leiden hat. Die breiten und langen Blätter der Bananen ſchützen die unter ihnen wachſenden Yams,

die man zuerst in besonderen Beeten zieht, ehe man sie auf die eigentlichen Felder versetzt. Hier hat man große Löcher gegraben von 2—4 Fuß Durchmesser und 3—7 Fuß Tiefe. Die herausgeworfene Erde ist längere Zeit den Einwirkungen der Atmosphäre ausgesetzt gewesen und wird in pulverisiertem Zustande in die Löcher zurückgeschüttet. Die Wurzel entwickelt sich nun mit ganz besonderer Mächtigkeit; die kleinsten Sorten wiegen etwa 7 Pfund, die größten aber werden 5—6 Fuß lang und erreichen ein Gewicht von 70—80 Pfund. Mit der größten Sorgfalt wird jegliches Unkraut vertilgt und eben so sorgfältig verfährt man bei der Ernte, denn die geringste Verletzung der Haut zieht die baldige Fäulnis der Wurzelknollen unbedingt nach sich. Außer Yams gedeihen süße Kartoffeln, Brotfrucht, Zuckerrohr, Guaven, Mangoäpfel, Orangen und Limonen, in neuerer Zeit auch Tabak, Mais, Baumwolle und Kaffee. Doch wird das letzte Produkt noch mancher Manipulationen bedürfen, ehe es für den europäischen Markt brauchbar erscheint.

Die Tierwelt ist, wie überall in Polynesien, äußerst dürftig. Von Mammalien gab es vor der Ankunft der Europäer eine kleine Rattenart, eine eigentümliche riesige Fledermaus (Pteropus tongaanus), deren Flughaut oft bis über einen Meter Spannweite hat, und das Schwein, das als Haustier vielfach gezogen wird. Der Hund war von Viti her eingeführt worden. Die europäischen Ansiedler haben ihre Haustiere hieher gebracht, allein Mangel an Raum wird keine große Vermehrung derselben erlauben. Vögel und Fische sind zahlreicher; es sind dieselben, welche wir von Viti und Samoa her kennen. Es giebt hier einige Landschlangen und kleine Eidechsen, aber keine Frösche und wenig Insekten, dafür machen sich mehrere Arten, wie Ameisen und Moskitos, desto deutlicher und nicht besonders angenehm bemerkbar.

Das Klima des Archipels ist zwar nicht immer gesund, denn die Hitze ist beträchtlich (Mitteltemperatur 24—25° C.) und starker Regenfall und Nachttau sind häufig, aber es

fehlt glücklicherweiſe an Sümpfen und ihren Miasmen, ſo daß die tödlichen Fieber Melaneſiens hier gänzlich unbekannt ſind. In die Regenzeit (Dezember bis Februar) fallen die ganz plötzlich hereinbrechenden Orkane. „Himmel und Erde ſcheinen bei einem ſolchen Sturm in Bewegung; das Großartigſte aber iſt die unvergleichliche Majeſtät der wogenden See. Das Heulen des Windes, das Krachen der fallenden Bäume, die durch die Luft ſchwirrenden Zweige, die gleich Kanonenkugeln dahinſauſenden Kokosnüſſe, der wolkenbruchartige Regen, die ungewohnte Finſternis, das Getöſe der einſtürzenden Häuſer — alles dies giebt eins der ſchrecklichſten Bilder, welche Naturereigniſſe hervorrufen können.“ Noch im letzten Jahre hat ein ſolcher Sturm über die Gruppe hingefegt; alle Inſeln litten, am ſchlimmſten wurde aber Tongatabu heimgeſucht. Sämtliche 13 Kirchen auf Tongatabu, die Centralmiſſionskirche auf Niafu und gegen 1500 Häuſer, ſowie die Segelboote und Kanus der Eingeborenen wurden zerſtört. Eine während des Orkans entſtehende Flutwelle warf einen Schuner ans Land, ein deutſches, mit 500 Tonnen Kopra beladenes Schiff wurde auf die Korallenfelſen getrieben, wo es zerſchellte. Auf den Plantagen wurde ein volles Viertel der Kokospalmen und ein Drittel der Orangenbäume vernichtet, ſo daß der früher ſo blühende Archipel ein Bild der Verwüſtung bot.

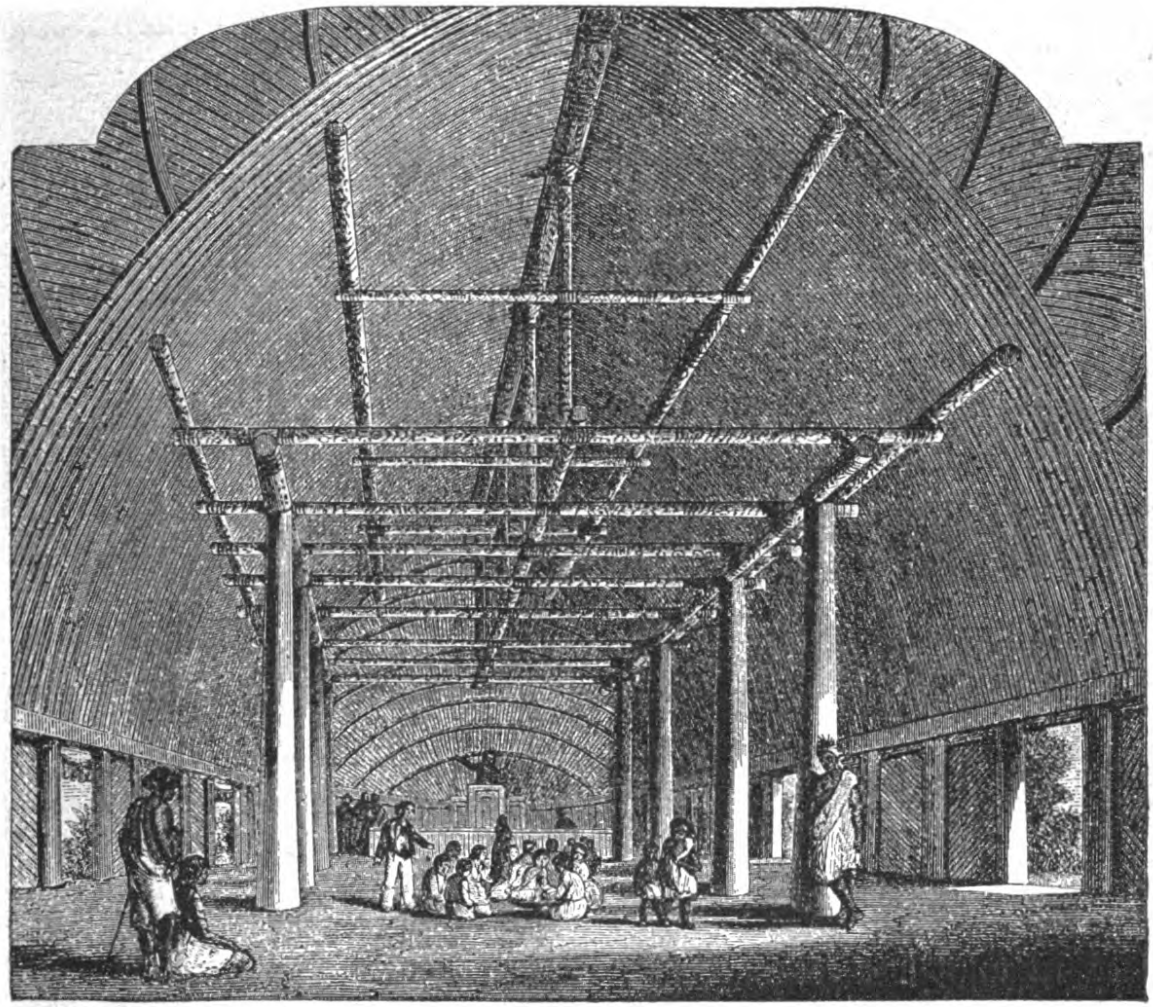
Tongatabu, d. i. das heilige Tonga, iſt weitaus die größte und bedeutendſte aller Inſeln der Gruppe. Gegen 4—5 Meilen lang und 2—3 Meilen breit, hat ſie einen Flächenraum von 422 Quadratkilometer oder 7,7 Quadratmeilen; ſie iſt alſo etwa ſo groß wie das Gebiet der freien Stadt Hamburg. Die Inſel hat die Form eines etwas unregelmäßig geſtalteten Halbmondes mit der Öffnung nach Norden, wo zwiſchen den beiden Hörnern die See hineintritt und eine große und breite Lagune bildet. Ungeheure Korallenriffe ziehen ſich den ganzen Nordrand entlang und bilden eine ſichere Reede, zu welcher Schiffe durch verſchiedene Öffnungen gelangen können. Schmale Küſtenriffe faſſen

außerdem überall den Strand ein. Kleine Eilande, alle flach und bewaldet, ſind auf den Riffen der Nordküſte zerſtreut. Die Inſel erhebt ſich hier und dort zu niedrigen Hügeln, deren höchſte 20 Meter wohl nicht überſteigen; über alles iſt eine Schicht fruchtbarer Dammerde gebreitet, nicht ſelten von großer Mächtigkeit. Aber mit der Waſſerverſorgung iſt es ſchlecht beſtellt; was man aus Brunnen und Tümpeln gewinnt, iſt von ſehr mäßiger Beſchaffenheit. An der Nordküſte liegt die Hauptſtadt Nukalofa, ein hübſcher Ort, inmitten einer Gruppe von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, aber doch frei genug, um die Wirkung des erfriſchenden Paſſatwindes zu ſpüren. Dem Strande gegenüber ſtehen die Regierungsgebäude, die Reſidenz des Königs, ein villaartig gebautes Haus, ferner die Häuſer des Gouverneurs, der fremden Kaufleute u. a. m. Weiter zurück in anmutigem Thale lugen die leichten Hütten der Eingeborenen aus Bambusrohr und Palmblättern zwiſchen Brotfruchtbäumen und anderen tropiſchen Gewächſen wie aus grünem Verſteck hervor. Obſchon zahlreich, ſind ſie doch ſo an den ſchattigſten Stellen des Haines verteilt, daß auf den erſten Blick ſich der Fremde vergebens nach Wohnhäuſern umſieht. Auf dem höchſten Punkte der Inſel, einem kleinen Hügel, der ehemals eine Kolo oder Feſtung trug, ſteht jetzt eine Kirche, ein hübſches Gebäude mit einem Schiff und zwei Flügeln. Das Dach aus Balken und Sparren der Kokospalme iſt mit Palmblättern gedeckt und ruht auf Säulen von hartem Holze. Die Kirche hat Raum für 800 Perſonen und iſt mit einer hübſchen Kanzel und großen Orgel ausgeſtattet. An dieſe Kirche knüpft ſich eine dankbare Erinnerung an die Deutſchen.

Als man an den Bau des Gotteshauſes dachte, trat die Frage an die Eingeborenen heran, wie man die Mittel zur Ausführung des Baues beſchaffen ſolle. Das Hamburger Haus Godeffroy hatte auf Tonga eine Niederlaſſung gegründet, um Kopra einzuhandeln, und erbot ſich nun, die nötigen Gelder gegen Lieferung dieſes Artikels herzugeben. So legten ſich die Tonganer

aus freien Stücken eine Kopfſteuer für ihre Kirche auf, ungefähr je 10 Mark d. J., in Summa nicht weniger als 200 000 Mark, bezahlten ſie indeſſen naturgemäß in Kopra. Noch manche andere Kirche iſt auf der Inſel errichtet worden, ſowohl durch Proteſtanten als durch Katholiken. Nennenswerte Plätze, an

Fig. 38.



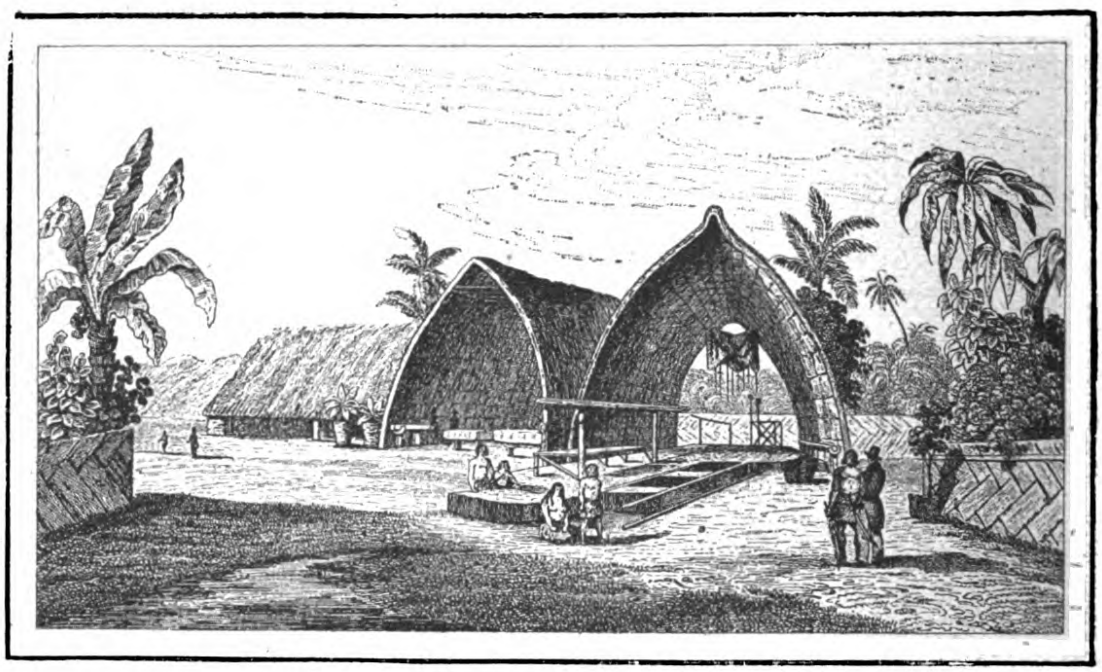
Das Innere der großen Kirche auf Tonga.

welchen ſich deutſche Stationen (Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft und Ruge u. Co.) befinden, ſind das anſehnliche Mua im ſüdlichen Teile, Foſchall und das Dorf Bea an dem kanalartig verengten ſüdweſtlichen Ende. Das Dorf Hifohifo im äußerſten Nordweſtteile der Inſel iſt ausſchließlich von Ein-

geborenen bewohnt, doch befindet sich in der Nähe gleichfalls eine Station der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft. Hier sind Anfänge zu Pflanzungen von vortrefflicher Baumwolle und von Kaffee gemacht worden.

Südöstlich von Tongatabu liegt Eua (171 qkm oder 3,1 Q.-M.), mit angenehm unterbrochener Oberfläche: kleinen Bergen aus Madreporenkalk, schönen Wäldern und grünenden Wiesen, durch welche über moosbewachsene Felsblöcke ein kleiner Bach

Fig. 39.



Ansicht von Bea.

zur stillen Lagune eilt. So ist Eua schöner, anziehender, aber es ist auch weniger angebaut als die übrigen Inseln; auch fehlt ein Hafen.

Von Tongatabu an den Gruppen Nomuka, Kotu und Hapai vorüberseglend, gelangt man nach kurzer Fahrt nach Wawau, einer 145 qkm oder 2,6 Q.-M. großen Insel, welche der nördlichsten, auch Haafuluhao genannten Gruppe den Namen gegeben hat. Es ist eine schöne und fruchtbare Insel, deren wechselnde Oberfläche mit Pflanzenwuchs überall bedeckt ist. Aus dem tiefen

Meere heben ſich ſteile Felswände empor aus Korallenkalk, auf welchem eine tiefe Schicht von Thon und Dammerde lagert. Dieſe Kalkfelſen bilden häufig große Höhlen, in welchen ſich Becken ſchönen klaren Waſſers befinden, das von den Eingeborenen zur Zeit der Dürre heraufgeholt wird, denn die Waſſerverſorgung der Inſel iſt nicht gut und die Qualität des Waſſers eine ſehr niedrige. Solche Höhlen ſind nicht auf Wawau beſchränkt. An der Nordweſtſeite der kleinen Inſel Niuatabu liegt die durch

Fig. 40.



Auf der Inſel Nomuka.

Byrons ſchöne Romanze „The Island“ verherrlichte Höhle, deren Eingang das Meer verſchließt, ſo daß man nur durch Tauchen hineingelangen kann. Hier ſoll ein junger Häuptling ſeine Geliebte, welche mit ihrer ganzen Familie zum Tode verurteilt worden war, lange verborgen gehalten haben, bis er mit ſeinen Angehörigen die Heimat verlaſſen konnte, um auf den Viti-Inſeln zu wohnen. Auch das Inſelchen Falewai enthält eine ſehenswerte Stalaktitenhöhle, in welche ein Boot hineinfahren kann. Noch merkwürdiger iſt die Kaiſer-Wilhelms-Höhle auf Niuafu, einer

der politischen Dependenzen von Tonga, nordwestlich von Wawau nach der Samoagruppe zu gelegen. Die Einfahrt durch die sehr niedrige Öffnung ist nur während der Ebbezeit möglich, zur Flutzeit ist sie völlig geschlossen. Wunderbar schön sind die Farbeneffekte, welche die hereindringenden Lichtstrahlen im Innern der geräumigen Höhle hervorzaubern, sie erinnern an die blaue Grotte von Capri.

Niafu ist eine durchaus vulkanische Insel. Aus großer Tiefe des ganz rifffreien Oceans steigen die schwarzen, steilen Lavaklippen zu 200 Meter Höhe empor und bilden einen schmalen, äußerst fruchtbaren Rand, welcher den großen, längst ausgebrannten Krater in der Mitte umgiebt. Ein stiller, blauer See füllt die Tiefe, doch ist sein Wasser brackig und nährt keine Fische. Es ist noch nicht lange her, seit dieser See an die Stelle des glühenden Herdes getreten ist, noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben sich Lavaströme aus diesem Krater ergossen. Auch hat die vulkanische Thätigkeit nicht aufgehört. An den Ufern des Sees sprudeln heiße Schwefelquellen und noch 1867 fand eine gewaltige Eruption aus neunzehn, damals entstandenen kleinen Kratern statt. Schreckliche Zerstörungen wurden an der Südseite der Insel von den glühenden Lavaströmen angerichtet, welche weithin die Pflanzungen der Eingeborenen zerstörten, bis sie sich endlich über die steilen Klippen ins weithin kochende Meer stürzten. Niafu ist die Residenz des Kronprinzen der Tongainseln und Wohnort einer Anzahl weißer Ansiedler, auch eines Geschäftsführers der früher Godeffroyschen Niederlassung. Die Zahl der Eingeborenen soll 1200—1500 betragen.

Gleichfalls politisch mit Tonga verbunden ist die halbwegs zwischen Samoa und Wawau gelegene Gruppe Niua, zwei kleine Inseln, durch einen schmalen Kanal getrennt. Auch diese Inseln sind vulkanisch, wenngleich das unterirdische Feuer hier seit lange erloschen ist. Dichte Waldungen bedecken nun die erkalteten, steil emporragenden Kegel. Von den Bewohnern, deren Zahl etwa

1000 betragen mag, leben drei Viertel auf dem kleineren Niuatobutabu, ein Viertel auf dem hohen Tafahi.

2. Die Tonganer.

Die Bewohner von Tonga ſind nächſte Verwandte der Samoaner; bald nennt man dieſe, bald jene als das Stammvolk, von denen die anderen entſprungen ſein ſollen. Es iſt ein großer und ſtarker, ſchöner Menſchenſchlag mit regelmäßigen, den europäiſchen ähnlichen Zügen und heller, kaſtanienbrauner Hautfarbe, ſchwarzem, lockigem Haar und dunklen, lebhaften Augen, deſſen freundliches, dabei aber männliches Weſen ſtets einen günſtigen Eindruck auf die Beſucher der Gruppe gemacht hat. Mariner freilich behauptet, daß Cook die Inſeln ſicherlich nicht Friendly Islands genannt haben würde, hätte er gewußt, daß es nur ein Zwieſpalt unter den Häuptlingen war, welcher ihn und ſeine Mannſchaft von geplanter verräteriſcher Ermordung rettete. Auch haben die Tonganer nicht ſelten Feindſeligkeiten gegen Europäer geübt, welche der Handel oder die Wiſſenſchaft an ihre Küſten führte, allein ſolche Akte waren nur Wiedervergeltung für früher angethanes Unrecht.

Ehrgefühl, Stolz und Freiheitsliebe, verbunden mit großem Mut und perſönlicher Stärke, zeichnen die Bewohner dieſer Gruppe vor allen Polyneſiern aus. Man hat ſie die Angelſachſen der Südſee genannt. Und in der That war Tapferkeit von jeher eine ihrer hervorragendſten Eigenſchaften. Zu Cooks Zeiten pflegten ſie die Vitiinſeln zu beſuchen und Sandelholz zu holen; neben dieſer friedlichen Beſchäftigung beteiligten ſie ſich aber auch gern an den Kämpfen, welche zwiſchen den Häuptlingen einzelner Inſeln der Gruppe unausgeſetzt wüteten. Von den Vitianern lernten ſie ihre Speere beſſer verfertigen, als ſie es vorher verſtanden; dort wurden ſie auch mit dem papuaniſchen Bogen und Pfeil bekannt. Vorher beſtanden ihre Waffen nur in Keulen aus Kaſuarinenholz mit Spitzen aus Rochenſtacheln, aus Spießen und Schleudern. Von Viti holten ſie ſich größere Boote, denn

die Tongagruppe hat wenig geeignetes Bauholz. Sie hatten dort ihre eigenen Werften, nahmen auch wohl den Vitianern die beſſeren Fahrzeuge weg und machten auf großen Doppelkähnen, in denen mehr als 150 Streiter Platz fanden, mit Ruder und Segel Heereszüge in weite Fernen. Wie die Wikinger des Nordens waren ſie überall gefürchtete Gäſte; nirgends aber zeigten ſie die wilde Grauſamkeit ihrer Nachbarn, und wenn ſie auch die Köpfe erſchlagener Feinde als Trophäen hinwegführten, ſo waren ſie doch zur Zeit der Entdecker wenigſtens keine Kannibalen. In früheren Zeiten ſoll Hungersnot zuweilen dazu getrieben haben, mag ſein auch Rache, wie uns von Mariner erzählte Flüche anzudeuten ſcheinen, ſolche wie: „Koche deinen Großvater!“ oder „Grabe deinen Vater bei Mondlicht aus und friß ihn auf!“ Weiße zu freſſen aber galt für ſchädlich. Indeſſen iſt die Anthropophagie aus Tonga ſchon ſeit langer Zeit verſchwunden. Nahmen auch in den Kämpfen auf Viti tonganiſche Krieger bisweilen dieſe ſchreckliche Sitte von ihren Bundesgenoſſen an, auf Tonga ſelber hat das ſtets verabſcheute Beiſpiel keine Nachahmer finden können.

Fig. 41.



Tonganiſcher Jüngling.

Die Nahrung der Tonganer iſt in der Hauptſache immer eine vegetabile geweſen; Fiſche freilich, auch die beſonders geſchätzten Haien, Hühner, Hunde, Ratten, Fledermäuſe wurden

neben anderem uns wenig zuſagenden Getier vielfach verzehrt. Das Schwein erſcheint nur bei feſtlichen Gelegenheiten und die Schildkröte war früher für die Vornehmen reſerviert. Ehemals kochte man ſtets in Öfen nach polyneſiſcher Manier; jetzt zieht man meiſt irdene und eiſerne Töpfe vor. Ihre Kochkunſt iſt nicht ganz verächtlich, eben ſo wenig ihr Appetit, der gelegentlich eine ſtaunenswerte Konſumtionsfähigkeit entwickelt. Man ißt, wenn man hungrig iſt, obſchon Morgen- und Mittagmahlzeiten die Regel ſind. Dazu trinkt man Kawa, hier beliebter als irgendwo, jetzt zuweilen mit etwas Limonenſaft gewürzt.

Fig. 42.



Tonganiſches Mädchen.

Die Kleidung der Tonganer war früher bei den Männern der bekannte Maro oder man trug an einem Gürtel befeſtigte Stücken Zeuges, welche mehreremal um den Leib gewunden wurden. Dieſe Bekleidung war eine ganz allgemeine und erſtreckte ſich ſogar auf die Kinder, welche ſich nur im Innern der Häuſer im beliebten Naturkoſtüm herumtummelten. Die Einführung des Chriſtentums und das Beſtreben des Königs Georg wie ſeines engliſchen Miniſters zielten aber danach hin, mit der Civiliſation Europas auch die dort übliche Kleidung einzuführen.

Es war die Rinde des Tapabaumes, welche faſt ausſchließlich den Stoff zur Bekleidung lieferte; man wollte aber die Kultur

der Baumwolle fördern und dadurch den Wohlstand der Insel heben, und das Tragen sowohl als die Anfertigung von Tapa wurde verboten. Baumwollene Kattune sollten ihre Stelle einnehmen. Aber dies Verbot wurde Mitte 1879 wieder aufgehoben, weil man eingesehen hatte, daß sich eins nicht für alle paßt, und nun kann ein jeder tragen was er will, so lange der Anstand gewahrt ist. Nur in der Kirche zu Nukualofa haben die Andächtigen in europäischem Anzuge zu erscheinen; wer einen solchen nicht besitzt, muß dem Gottesdienst vor der offenen Thür zuhören. Der König, seine Minister und die wohlhabenden Einwohner geben viel auf ein elegantes Äußere. Die große Masse des Volkes zieht aber die altgewohnte leichte Bekleidung von einheimischen Stoffen vor.

Das von den Tonganern verfertigte Zeug ist oft von großer Schönheit; am feinsten sind die Zeuge von Wawau. Unübertroffen in Polynesien sind aber ihre prächtigen Matten, Netze und Körbe; die Bewohner von Hapai vornehmlich zeigen in Anfertigung derselben eine ganz besondere Geschicklichkeit. Eine solche offenbart sich auch in den hölzernen Geräten, die oft sehr kunstvoll mit dem Elfenbein der Walfischzähne ausgelegt sind. Aus Holz bestanden ihre Kawabowlen und Schalen, Körbe vertraten die Stelle der Schüsseln und Bananenblätter die der Teller. Haifischzähne dienten als Bohrer, vulkanisches Gestein lieferte das Material für Messer. Die letzteren fertigte man auch aus Bambusrohr, das überhaupt eine vielseitige Verwendung fand, wie man z. B. die oft recht schön geschnitzten Kopfkissen aus starken Rohrstücken herstellte. Irdene Töpfe holte man früher aus Viti, wo die nicht polynesische, vielmehr papuanische Kunst der Töpferei mit viel Geschick geübt wurde.

Unserer gerechtfertigten Erwartung entgegen sind die Wohnungen der Tonganer niedrig und unkomfortabel, wenigstens waren sie es, ehe die Bewohner durch die Mission zu ihrer jetzigen Bildungsstufe gelangten. In die lange Hütte, welche ein Dach aus Palm- oder Bambusblättern deckt, führte eine Thür,

die nur auf allen Vieren zu passieren war. Drinnen konnte man häufig nur in der Mitte stehen. Rohrwände oder Matten schieden den inneren Raum in verschiedene Abteilungen. Eine solche Hütte war ausschließlich zum Schlafen bestimmt, doch hatte man auch Schlafstellen auf hohen, das Gebüsch überragenden Pfosten, um den peinigenden Moskitos zu entgehen. Das Kochen wurde im Hause niemals besorgt, auch nicht die Bereitung der Zeuge, dazu dienten besondere Hütten. Mitten unter den überall zwischen schattigen Bäumen verstreuten Wohnplätzen lag die Malae, der Marktplatz, auf dem geräumige Häuser errichtet waren, zu Versammlungen bestimmt oder zur Aufnahme von Fremden. Die Wohnplätze der Häuptlinge unterschieden sich von den übrigen nur durch ihre Größe, die zierlichere Bauart und vielen Schmuck. Sie standen inmitten großer, von hübschen Zäunen eingefaßter Höfe. Große Sauberkeit herrschte überall, auch auf den Wegen, welche sich, eingefaßt von Kokospalmen, durch die Dörfer hindurchzogen.

Jetzt wohnen der König und seine Gouverneure in Villen welche im Stil englisch-australischer Architektur erbaut sind. Das Prunkstück im Hause König Georgs ist ein Porträt Kaiser Wilhelms, der ihm dasselbe durch den Kommandanten der Korvette „Bismarck“ überreichen ließ. Die Proportionen dieses Gemäldes waren für eine größere Behausung berechnet, und da kein Zimmer das lebensgroße Reiterbildnis aufzunehmen vermochte, mußte man es im Vestibül unterbringen, bis ein Raum gebaut ist, dessen Wandfläche dem gewaltigen Gemälde genügt. Wie der König, so wohnen seine Statthalter auf den größeren Inseln. Der Gouverneur von Wawau überbietet seinen Herrn vielleicht. Der Wohnsitz dieses hohen Würdenträgers ist fast durchweg aus importierten Materialien erbaut, die Wände von kostbarem Täfelwerk, der Fußboden parkettiert. Die von Neusüdwales herübergebrachten Möbel sind reich und geschmackvoll. Durch die Mitte des Gebäudes geht der Speisesaal mit Fenstern aus farbigem Glas an beiden Enden. Wenn der Gouverneur hier ein officielles

Diner giebt, so prangt auf dem Tisch das feinste Tischzeug, Silber und Glas. Der Koch ist ein Chinese, der Kellermeister ein Neger; beide verstehen ihren Dienst vortrefflich.

In einer Beziehung nahmen die Tonganer von jeher eine verhältnismäßig hohe Stellung ein; in der Achtung, welche sie dem weiblichen Geschlechte zollten. Allerdings herrschte Polygamie, indessen hatte außer den Häuptlingen selten irgend jemand mehr als eine Frau. Die Thätigkeit der Frauen beschränkte sich allein auf Sorge für die Kinder, die Anfertigung von Zeugen und das Sammeln von Muscheln; das Kochen besorgten die Männer, welche auch alle schweren Arbeiten, wie namentlich den Landbau gänzlich übernahmen. Die Tonganerinnen unterscheiden sich von ihren polynesischen Schwestern sehr vorteilhaft durch ihre Sittsamkeit; freilich genossen die Unverheirateten volle Freiheit. Bei dem Schließen der Ehe beging man gewisse feierliche Ceremonien, die Hauptsache waren aber große Schmausereien. Eine Scheidung war außerordentlich leicht und kam häufig genug vor.

Die Kinder behandelte man sehr liebevoll, dennoch wurden sie als Opfer für die Götter zuweilen erwürgt. Dasselbe Los traf in heidnischen Zeiten auch die vornehmste Frau des Häuptlings von Tonga bei dessen Tode; sie wurde mit ihm begraben. Doch kam diese Sitte schon zu Anfang dieses Jahrhunderts außer Gebrauch.

Die Bestattung eines Vornehmen war immer eine außerordentlich feierliche. Sobald die Nachricht von dem Todesfalle die Bewohner einer Insel erreichte, rasierte die ganze Bevölkerung — Männer, Weiber und Kinder — das Haupthaar und versammelte sich an dem Wohnplatze des Verstorbenen. Dort war von den Matabule, der dritten Klasse der Vornehmen, ein Grab auf dem Begräbnisplatz, dem Feitoka, gegraben worden. Dies war ein künstlicher, 6—8 Meter hoher Hügel, dessen Seiten mit Quadern von Korallenfels bedeckt waren und den man auf Stufen zu ersteigen hatte. Aber die Erde durfte den

Toten nicht berühren; darum brachten die Trauernden in langem Zuge den weißen Sand herbei, mit welchem sie am Meeresstrande ihre Körbe gefüllt hatten, und der nun die Leiche bedeckte. Oben wurde das Grab kunstvoll mit schwarzen und weißen Kieseln belegt und über das Ganze ein kleines Haus gebaut, ein Tempel für den nun zum Gott Erhobenen. Ringsum pflanzte man, als Symbol der Trauer, düstere Kasuarinen. Die Zeit der Trauer dauerte bei gewöhnlichen Häuptlingen 10 Tage, bei dem obersten Häuptling von Tonga 4 Wochen. Während dieser Zeit gaben die Leidtragenden ihrer Achtung vor dem Dahingeschiedenen durch Verwundungen mit glimmenden Zeugstücken, mit Haifischzähnen u. a. Ausdruck, aber sie beteiligten sich auch lebhaft an den Festmahlen, welche in glänzender Weise veranstaltet wurden. Wer außer den dazu bestimmten Matabule den Leichnam oder irgend etwas berührte, das derselbe an sich trug, war für mindestens zehn Monate tabu und dieses Tabu bestand hier in seiner weitesten Ausdehnung.

Fig. 43.



Mädchen aus Tonga.

Tabu konnte alles sein, was die Vornehmen damit belegen wollten; immer waren es Tempel, Begräbnisplätze, alles was mit den Göttern und den Häuptlingen in Zusammenhang stand. Die letzten selber waren tabu; wer sie wissentlich berührte, den traf, wie für jede andere absichtliche Verletzung des Tabu, als Strafe der Götter der Tod, wer es unwissentlich that, der mußte

ſich durch das Berühren des Kopfes mit dem Fuß des Vornehmen, das Moemoe, von dieſem Bruch des Tabu reinigen laſſen. Einem mit dem Tabu Belegten war es unter anderem verboten, mit ſeinen eigenen Händen zu eſſen. Dieſe Vorſtellungen ſtanden in enger Verbindung mit der erhabenen Stellung, welche man bevorzugten Klaſſen über den Reſt des Volkes einräumte, eine Stellung, welche ihnen ſchon bei Lebzeiten nahezu göttliche Ehren verſchaffte, ſie nach dem Tode aber unter die wirklichen Gottheiten verſetzte.

Sie gelangten dann in die Klaſſe der niederen Götter, von denen es natürlich eine ſehr große Zahl gab. Wir finden ſomit in Tonga einen Ahnendienſt, wie auch ſonſt in Polyneſien und bei melaneſiſchen Völkern.

Von urſprünglichen Göttern gab es der Zahl nach gegen 300; einigen von dieſen wurden Tempel gebaut in dem gewöhnlichen Stile der Wohnungen, nur etwas ſorgfältiger. Die höchſten Götter waren: Tali y Tubo, der Beſchützer jedes Königs von Tonga, auch Gott des Krieges, Tui fua Bolótuh, der Gott des geſellſchaftlichen Ranges, Tubo Totai, der Beſchützer der Schiffe, Alo Alo, Gott der Winde und des Wetters, der Ernte und der Vegetation im allgemeinen, Tongaloa, Gott der Handwerke und Künſte. Nach den erſten Urgottheiten kamen die Seelen der Edlen, der Egi und der Matabule. Alle dieſe Götter, Hotuah, wohnen in Bolótuh, einer großen Inſel im Nordweſten, voll von unſterblichen Pflanzen mit dem köſtlichſten Dufte. Vögel in den herrlichſten Farben ſitzen auf allen Zweigen und die Wälder ſind voller Schweine, die wie die Vögel unſterblich ſind, wenn ſie nicht getötet werden, um den Göttern zur Speiſe zu dienen, in welchem Falle ſie ſogleich durch andere erſetzt werden.

Vor langer Zeit wurde ein Kahn nach dieſer fernen Inſel verſchlagen. Aber als die Mannſchaft von den herrlichen Früchten pflücken wollte, vermochte man dieſelben ebenſowenig zu faſſen, als ob ſie ein Schatten geweſen wären. Die Tonganer gingen durch die Bäume, durch die Mauern der Häuſer, die denen ihrer

Heimat gleich waren, ohne Widerſtand zu fühlen. Endlich bemerkten ſie einige Hotuah, die durch ihre Körper wandelten, als ob ihnen nichts im Wege ſtünde. Dieſe empfahlen ihnen, ſich ſogleich wieder hinweg zu begeben, da ſie keine paſſende Nahrung für Sterbliche hätten. Und als die Tonganer mit günſtigem Winde in ihre Heimat gekehrt waren, ſtarben alle, nicht etwa zur Strafe, weil ſie in Bolótuh geweſen waren, ſondern als eine natürliche Folge der Luft dieſer Inſel, welche ſterblichen Körpern ſchnellen Tod bringt.

Teilweiſe in Bolótuh, weit häufiger in Tonga wohnen die nicht minder zahlreichen, böſen Gottheiten. Alles Ungemach und alle kleinen Plagen kommen von ihnen, während alle großen Unfälle als Strafe der Götter angeſehen werden. Dieſe Hotuah-Pau führen die Fremden irre und kneifen ſie, ſpringen ihnen im Dunkeln auf den Rücken und verurſachen böſe Träume und Beängſtigungen, werden aber nie geſehen.

Muoi, ein Gott von rieſenhafter Geſtalt, trägt liegend die Erde. Zuweilen, wenn ihm ſeine Lage unbequem wird, dreht er ſich um, dann entſteht ein Erdbeben. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegten die Tonganer unter großem Geſchrei auf die Erde zu ſchlagen, wodurch der Gott zum Stillliegen bewogen wurde.

Im Anfange war über dem Waſſer kein anderes Land als Bolótuh. Eines Tages ließ Tongaloa ſeine Angelſchnur vom Himmel fallen, um in dem großen Waſſer zu fiſchen. Plötzlich fühlte er einen ſtarken Widerſtand. Er zog mit aller Kraft und ſein Angelhaken, der den felſigen Grund des Oceans gefaßt hatte, brachte zuerſt einige Felſenſpitzen, dann ganze Inſeln empor, aus denen ſicherlich ein großer Kontinent entſtanden wäre, hätte die Schnur gehalten. Aber ſie riß und nur die Tongainſeln blieben als Beweis von Tongaloas mißglückter Anſtrengung zurück. Noch iſt auf der Inſel Hunga der Fels zu ſehen, an welchem der Haken packte, der dort noch ſein Merkmal zurückließ.

Die Seele — nur die Tuah haben keine Exiſtenz nach dem Tode, ihre Seelen werden von dem Vogel Lota gefreſſen —

verhält ſich zum Körper wie der Duft der Blume zu ihrer feſteren Subſtanz. Sie behält in Bolótuh denſelben Namen und Rang, der ihr im Leben gebührte. Strafen nach dem Tode kennt man nicht, alles wird im Leben abgebüßt. „In Bolótuh ſind alle Götter und ſehen mit klarem Verſtande, was recht iſt, und machen ſich nicht mehr ſchuldig der Narrheit des Kampfes.“ So ſingt eins ihrer Lieder. Kommt es aber zu einem mit göttlicher Mäßigung geführten Wortſtreit, ſo rollt über Tonga ein Gewitter mit Donner und Blitz.

Fig. 44.



Vornehmer tonganiſcher Jüngling.

Die tonganiſche Verfaſſung hat die Grundzüge der polyneſiſchen Urverfaſſung, wie ſie etwa zur Zeit der Einwanderung beſtand, am genaueſten bewahrt. Auf allen anderen Inſelgruppen, ſelbſt auf Samoa, iſt die Auflöſung des Urſprünglichen viel weiter vorgeſchritten. Das Reich Tonga, zu welchem ehemals auch Futuna und Uia gehörten, hatte eine ſtreng gegliederte Verfaſſung. An der Spitze ſtand der Tuitonga, Herrſcher und Hoherprieſter zugleich, mit abſoluter Gewalt über Perſonen und Eigentum, eine heilige, den Göttern gleiche Perſönlichkeit. Darum war er auch weder tattuiert noch beſchnitten, wie ſeine Unterthanen. Dieſe Ceremonieen, welche den Menſchen in Beziehung zur Gottheit bringen ſollten, konnten ja an dem Repräſentanten der Gottheit nicht vollzogen werden. Neben ihm, an

Würde und Heiligkeit ebenbürtig, ſtand der Tui Ardeo, dem der Tuitonga ſogar Ehren wie einem Höheren erweiſen mußte, der aber keine politiſche Macht beſaß und vielleicht der Nachkomme einer entthronten Herrſcherfamilie war.

Das Volk zerfiel in Adelige und Gemeine. Die erſten teilten ſich in drei Klaſſen: Hau, Eiki und Matabule. Zu den Hau gehörte der König und ſeine Familie. Aus den Eiki wurden die Vorſteher der Diſtrikte entnommen, in welche das Inſelreich eingeteilt war; ſie wurden vom Könige eingeſetzt, obſchon ihre Würde erblich war. Ihr Titel war Tui d. i. Herr. Zu den Eiki gehörten auch die nächſten Berater des Herrſchers: der Miniſter des Innern, Tui Hatakalawa, der Kriegsminiſter, Tui Kanakubolu, und der Kultusminiſter, Lavaka. Danach kamen die Matabule: Diener und Beamte der Eiki, auch Vertreter des Handwerks in einigen beſonders geachteten Zweigen, wie Bootbau, Anfertigung von Waffen und künſtlich mit Elfenbein ausgelegten Geräten. Sie hatten die Aufſicht über die jüngeren Eiki und ihre Pflicht war es, alle Kenntniſſe des Volkes dem aufwachſenden Geſchlechte zu erhalten und zu lehren. Die Matabule ſtammten von den jüngeren, nicht erbberechtigten Söhnen der Eiki ab, doch konnten auch verdiente Männer aus dem Volke zu erblichen Matabule erhöht werden.

Fig. 45.



Vornehmes tonganiſches Mädchen.

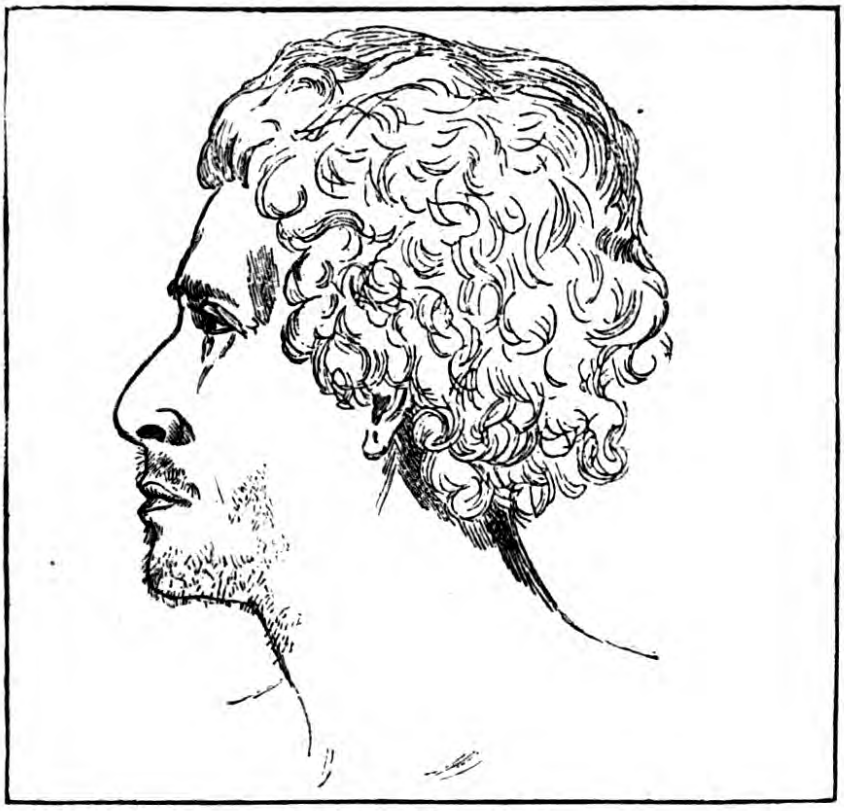
Dieſe drei Adelsklaſſen waren die alleinigen Beſitzer des Grund und Bodens.

Von den zwei Klaſſen der Gemeinen, Mua und Tua, waren die erſten Handwerker, die zweiten die Pächter des Landes der Großen. Die erſteren ſtanden weit über den letzteren. Den Tua waren außer dem Landbau die am mindeſten geachteten Handwerke überlaſſen, ebenſo das Kochen, denn Köche waren hier, wie überall in Polyneſien, die verachtetſte Menſchenklaſſe. So ſchlimm wie die kriegsgefangenen Sklaven hatten es die Tua freilich nicht, aber der Druck, der auf ihnen laſtete, war ein ſehr ſchwerer. Daß derſelbe ohne Murren getragen wurde, läßt ſich nur aus den herrſchenden religiöſen Vorſtellungen erklären, wonach man den Adel als den Göttern naheſtehend anſah. So groß war dieſe Ehrfurcht, daß niemand vor dem Höheren ſtehen durfte; wer einem ſolchen begegnete, mußte ſich ſetzen, war es der Tuitonga ſelber, ſo warf man ſich vor ihm in den Staub und ſetzte deſſen Fuß auf den eigenen Nacken. Freilich hatte der Tuitonga dem Tui Ardeo gleiche Ehre zu erweiſen.

Der Stand erbte durch die Mutter, die Kinder des Königs von einer niederen Frau gehörten daher dem niederen Stande an und ſolche Kinder waren es auch, die man beſonders gern zu Opfern auswählte. Da nun Rang und Würden, auch das Eigentum: Pflanzungen, Häuſer, Kähne u. a. durch die weibliche Linie vererbte, ſo waren die Schweſtern oder Tanten des Tuitonga heiliger als er ſelber. Allerdings ging die Königswürde auf die männliche Nachkommenſchaft über, der älteſte Sohn der Hauptgemahlin des Tuitonga, der Fohatabu oder heilige Sohn, folgte ſeinem Vater. Eine Tochter aber dieſer Hauptgemahlin galt für noch heiliger als ihre Mutter, ſie durfte keines Mannes Gemahlin werden, obſchon es ihr frei ſtand, andere Verbindungen einzugehen, und hatte ſie wiederum eine Tochter, ſo galt dieſe, nun Tamaha genannt, als die heiligſte von allen. Die letzte Trägerin dieſer Würde iſt 1852 im Alter von 80 Jahren geſtorben und mit ihr die Würde ſelber erloſchen.

Der Tuitonga war zwar abſoluter Herrſcher, aber ſein patriarchaliſch-theokratiſcher Abſolutismus wurde ſpäter durch Herkommen und Fürſtenmacht vielfach beſchränkt. Den durch die Vornehmen in ihren jeweiligen Verſammlungen gefaßten Beſchlüſſen durfte er ſchwerlich widerſtehen. Faktiſch war das Volk in die Gewalt der Vorſteher der Diſtrikte wie der anderen Adeligen gegeben, denn eine Geſetzgebung exiſtierte nicht. An dieſe Diſtriktsvorſteher waren beſtimmte Abgaben zu leiſten, von grö-

Fig. 46.



Kopf eines Häuptlings.

ßeren Fiſchen immer die Hälfte des Fangs, ebenſo mußten alle Schildkröten abgeliefert werden. Für ihren Grund und Boden zahlten die Tua eine jährliche Pacht an den Grundherrn. Dazu kamen noch die halbjährlichen Abgaben an den König, welche bei dem Diſtriktsvorſteher einzuliefern waren und in Matten, Tapa, Yams, Fiſchen, Vögeln u. a. beſtanden.

Um die Häupter des Adels ſcharte ſich ein Gefolge, kau

nofo, aus kleineren Häuptlingen und Matabules, die auf deren Gehöften und Pflanzungen ſaßen, zuweilen auch eine Leibwache vitianiſcher Krieger. Die kleineren Häuptlinge hatten gleichfalls Mannſchaften um ſich, kau tangata d. h. die Schar der Fechter. Zur Heeresfolge war ein jeder Tonganer verpflichtet; wir haben geſehen, daß man das Waffenhandwerk liebte.

Es war die Hauptbeſchäftigung des Adels, der außerdem dem Sport ſehr ergeben war. Bei den Vornehmen war beſonders die Vogeljagd beliebt, wozu man Lockvögel mit großem Geſchick abrichtete. Reiche Leute hielten für jedes Pärchen einen beſonderen Wärter. An ſolchem Sport durften nur Adelige teilnehmen, aber zu der echt volkstümlichen Rattenjagd wurden auch die Mua zugelaſſen. Die ganze, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Jagdgeſellſchaft teilte ſich in zwei Parteien; welche von den beiden zuerſt zehn Ratten erlegte, trug den Sieg in dem Wettkampfe davon, der ſtets mit einem feſtlichen Mahl beſchloſſen wurde.

Außerordentlich beliebt waren von jeher die Tänze; ſie ſind es auch noch heute, und will man einen Gaſt erfreuen, ſo müſſen ſich die jungen Mädchen vor ihm producieren. Einer der eigentümlichſten ſtellt zwei ſich gegenſeitig angreifende Kampfhähne vor, eine Erinnerung an Beluſtigungen, denen die Miſſion ein Ende machte.

Die bei dieſen Tänzen gebrauchten Inſtrumente hat die chriſtliche Kirche aber in ihren Dienſt genommen. Die große Trommel aus hohlen Baumſtämmen, das Lali, ruft jetzt zum Gottesdienſt, wie ſie es ehemals zu heidniſchen Feſtlichkeiten that, und die mit der Naſe geſpielte Flöte, wie die Panflöte aus 5—10 Bambusſtücken, begleitet die Geſänge andächtiger Chriſten.

Die Sprache der Tonganer iſt eine polyneſiſche Mundart, welche ſich von den übrigen polyneſiſchen durch ein paar gequetſchte Laute: dſch und tſch, unterſcheidet. Der Naſenlaut ng wird immer durch das einfache g ausgedrückt; man ſchreibt alſo Toga, nicht Tonga. Das R wird wie bei den Chineſen durch

L erſetzt. In dieſer Sprache iſt uns manche ſchöne Legende und liebliche Dichtung überliefert worden.

Die Dichter waren hier hochgeehrt, gleichviel aus welchem



Fig. 47. Tonganiſcher Kriegstanz.

Stande ſie kamen. Die einen wandten ſich ernſteren, die anderen heiteren Themen zu; ſie komponierten zugleich die Melodie, nach welcher ihre Dichtungen geſungen werden ſollten. Um ungeſtört

zu sein, zogen sie sich oft in die einsamsten und schönsten Gegenden zurück, denn die Tonganer waren alle sehr empfänglich für die Reize der Natur, und kehrten dann wieder, um ihre Weisen zu singen. Manche dieser Gedichte waren mit Reim und Rhythmus ausgestattet. Eines derselben teilt uns Humboldt mit; man wird dem Lobe, das er über dasselbe ausspricht, sicherlich beistimmen. Es lautet:

Wir saßen plaudernd über Wawau Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber:

Laßt uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; lasset uns auf das Zwitschern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube!

Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und verteilen die uns von Liko One gebrachten Speisen.

Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im süßen Wasser Wau Akas, salben mit wohlriechendem Öle; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato.

Stehend unbeweglich am Abhang bei Ana Manu starren wir atemlos hinunter in die Ferne des Meers in der Tiefe.

Wie unser Gemüt sinnet, rauscht von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlandes der mächtige Wind zu uns her.

Mein Gemüt erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe, die sinnlos strebende, zu durchbrechen den festen Felsen.

O wie glücklich ist unser Weilen hier gegen unser Weilen auf Mua!

Es ist Abend, lasset uns gehen zum Orte! Horch! es tönt her von den Sängern! Bereiten sie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?

Dahin lasset uns wandern!

Sollten wir nicht gedenken unseres früheren Zustandes, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land?

Wehe! ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schaut hin! Wüst ist das Land und getötet grausam der Menschen Menge.

Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam beim Mondlicht zu ihren Geliebten.

Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In Krieg ist unser Land.

Das Land Viti hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie.

Lassen wir fahren das schwermütige Sinnen! Morgen vielleicht sind wir tot.

Wir wollen uns bekleiden mit der Tschikula, anlegen die Tapa, die

Stirn schmücken mit vollen Jale-Kränzen und den Hals umwinden mit weißen Huniblumen, zu zeigen unsere Sonnenbräune.

Höret das Preisen des Volkes!

Zu Ende gehet der Tanz und sie verteilen das Mahl unseres Festes. Lasset uns morgen nach Mua zurückkehren!

Wie zudringlich sind diese Männer! Sie bitten um unsere Blumenkränze, die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also:

Schön sind unsere Frauen von Liku, reizend ist ihre sonnengebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalokos und Weiluas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin!

Dann finden wir Sagen und Legenden von der Schaffung der Welt, von der Auswanderung aus dem Stammlande Hawaiki und den Thaten großer Helden. Solche Sagen erscheinen in Form prosaischer Erzählungen. Hier ein paar Beispiele:

Ehe noch Leute von natürlicher Größe Tonga bewohnten, war die Insel der Aufenthalt von zwei Riesen. Als diese einmal ihren Gott erzürnten, wurden sie von demselben durch eine Hungersnot bestraft, welche sie nötigte, ihre Inselheimat zu verlassen. Die ungeheure Länge ihrer Glieder erlaubte ihnen, entweder die Kanäle zwischen den Inseln zu überschreiten oder durch das Meer hindurchzuwaten. Endlich tauchte das kleine Alofi in der Entfernung auf. Einer der Riesen dachte, daß dort wohl kaum Nahrung genug für zwei seines Schlages zu finden sein möchte, er tötete daher seinen Gefährten. Auf Alofi angekommen fühlte er sich so ermüdet, daß er trotz seines Hungers einige Minuten zu ruhen beschloß. Die Insel aber hatte nicht Platz genug für einen so gewaltigen Burschen und so streckte er seine Beine nach dem nahen Futuna hinüber. Bald erbebten die beiden Eilande unter dem schnarchenden Riesen und eilig kamen die geängsteten Bewohner von Alofi zu sehen, was es gebe. Die Furcht vor der Gefahr, die ihnen von dem schlafenden Ungetüm drohen möchte, bestimmte sie, seinen Tod zu beschließen; mit Äxten bewaffnet stellten sie sich bei seinem Kopfe auf und schlugen auf ein gegebenes Zeichen alle auf einmal auf denselben los. Brüllend sprang der Riese empor, fiel aber sogleich rücklings in

die See, nur seine Füße blieben auf dem Ufer liegen. Und noch in jüngsten Zeiten zeigte man als Beweis für die Wahrheit der Erzählung zwei Knochen von enormer Größe.

Im Himmel wohnte Langi mit seinen beiden schönen Töchtern. Einmal mußte er nach Bolótuh zu einer Götterversammlung gehen und die Mädchen allein lassen. Das machte ihm Unruhe, denn er wußte, daß sie neugierig waren, es möchte ihnen in den Sinn kommen, hinunterzusteigen nach Tonga, die schönen Fürsten zu sehen, und er warnte sie davor, ein solcher Schritt könnte die schlimmsten Folgen haben. Die Mädchen versprachen ihm zu gehorchen. Aber kaum hatte der Vater sich entfernt, so sprachen sie: „Niemand bewundert uns im Himmel unserer Schönheit wegen, denn hier sind alle schön, wir wollen nach Tonga hinabsteigen, dort wird man uns Himmlische erst recht bewundern.“ In Tonga angekommen schmückten sie sich aufs schönste mit Blumenkränzen und gingen dann dahin, wo die Häuptlinge beim Kawatrinken versammelt waren. Schüchtern blieben sie in der Entfernung stehen. Aber kaum hatten die Jünglinge die herrlichen Jungfrauen erblickt, so wurden sie alle von dem Wunsche nach ihrem Besitze beseelt. „Mein ist dies Mädchen,“ rief aufspringend der eine, und „nein, sie ist mein“ der andere. Ein heftiger Zwist entspann sich, der Lärm der Streitenden drang bis nach Bolótuh hinauf. Erzürnt sandten die Götter Langi nach Tonga, seine Töchter zu holen. Aber als er ankam, war die eine tot, sie hatten von den Früchten der Insel gegessen, und in wütendem Grimme riß er der anderen den Kopf ab und warf ihn ins Meer. Der aber schwamm fort und gestaltete sich zur Schildkröte, und das ist der Grund, warum Schildkröten zu essen, für die Gemeinen ein Frevel gegen die Götter wurde.

Die Tonganer besaßen mancherlei Kenntnisse in der Arzneikunde. Sie verstanden sich auf die Heilungen von Wunden und Knochenbrüchen, auf Aderlaß und Amputation. Für innerliche Krankheiten wandten sie die Säfte gewisser Pflanzen

an. Freilich verließen ſich ihre Ärzte, die Kau Faitoo, eine beſondere erbliche Klaſſe, viel auf Opfer und die Ausſprüche der Prieſter.

Das Jahr wurde in zwölf Monate geteilt nach Monaten, zur Ausgleichung hatte man einen Schaltmonat. Der Jahresanfang wurde beſonders hoch gefeiert.

Nach alledem haben wir die Tonganer unzweifelhaft als eines der geiſtig am meiſten bevorzugten polyneſiſchen Völker zu rechnen, denen ſie zum größten Teile an Bildung voranſtehen.

2. Die Geſchichte des Tongareichs.

Über die Zeit vor Cooks Ankunft auf dieſer Gruppe haben wir nur Sagen, deren Inhalt aber vollkommen mit dem korreſpondiert, was wir durch ihn und ſeine Nachfolger erfahren haben. Dieſelben Kämpfe unter den Fürſten, welche die Europäer kennen lernten, herrſchten auch vor ihnen.

Einige Jahre nach Cooks Beſuch ſegelte Tui Hala Fatai mit 250 ſeiner Mannen nach der vitianiſchen Inſel Lakemba. Zwei und ein halbes Jahr kämpfte er dort bald auf der einen, bald auf der anderen Seite der ſich befehdenden Fürſten, eine echte freie Lanze, dann kehrte er in das heimiſche Tonga zurück. Damals war Toga Ahu König, ein Tyrann der ſchlimmſten Sorte. Einmal befahl er, daß ſeinen zwölf Köchen, welche immer in voller Zahl bei der öffentlichen Ceremonie des Kawatrinkens zugegen ſein mußten, der linke Arm abgehauen werde, damit er etwas Apartes habe.

Die Excentricitäten der tonganiſchen Majeſtät empörten und beunruhigten ſeine Großen ſo, daß zwei derſelben, Tubu Neuha und deſſen Bruder Finau, den König zu beſeitigen beſchloſſen. Eines Abends fanden ſich die Brüder mit ihrem Gefolge bei Toga Ahu ein, um ihm nach hergebrachter Sitte Geſchenke von Kawawurzeln, Tapa, Yams und einem Schwein zu überbringen. Daß ſie in der Nähe vor des Königs Hauſe lagerten, fiel nun nicht auf. Um Mitternacht kehrten ſie zu demſelben zurück, um-

ſchloſſen es durch ihre Mannſchaften mit dem Befehl, jeden niederzuſtoßen, der zu entkommen verſuchen ſollte. Finau übernahm die Wacht draußen, während Tubu Neuha das Haus betrat und, durch die Reihen der ſchlafenden Weiber ſchreitend, das Lager des Königs aufſuchte. Toga Ahu ſollte dieſe Welt nicht verlaſſen, ohne zu wiſſen, wer ihn aus derſelben ſandte. Ein Schlag ins Geſicht erweckte ihn aus ſeinem Schlummer. Der König fuhr empor. „Ich, Tubu Neuha bin es, der dich tötet!“ rief der gefürchtete Häuptling und begrub ſeine ſteinerne Streitaxt tief in den Schädel des ſterbenden Deſpoten.

Der König war tot, aber ſeine Anhänger erhoben ſich und beſiegten in der nun folgenden Schlacht die Empörer vollſtändig. Da erſchien Hala Fatai mit ſeinen Kämpen aus Viti auf dem Kampfplatz, ſchloß ſich Finau an und wandte das Geſchick nach dreiſtündigem Kampfe zu Gunſten der Rebellen. Finau wurde zum König der Hapai-Gruppe erklärt, Tubu Neuha zum Statthalter von Wawau. Der letztere fiel ſpäter von der Hand Tubu Toas, des Sohnes des ermordeten Königs. Der herrſchte nun über Tonga, ſo war alſo die Gruppe zwiſchen ihm und Finau geteilt.

Finau war ein Mann von großer Energie und hohem Ehrgeiz. „Wäre ich König von England,“ rief er einmal aus, „alles ſollte mir gehören, alle Inſeln der Welt. Nach Tonga käme ich nicht, um Schweine und Yams zu erbitten, ſondern an der Spitze von Kanonen. Nur Unternehmenden ſollten Kanonen gehören, die anderen ſich aber dieſen fügen.“ Auch war er ein Mann von großer Beredſamkeit; als er der Inſel Wawau den Frieden anbot, ſprach er eine volle Stunde mit hinreißendem Feuer.

Vom Chriſtentum wollte er nichts wiſſen. „Die chriſtlichen Lehren,“ ſo ſagte er, „ſtehen mit meiner Idee von abſoluter Herrſchaft nicht im Einklang.“ Und die meiſten der erſten Miſſionäre, welche auf Tonga landeten, wurden auf den direkten Befehl dieſes Königs getötet.

Finaus Söhne, welche nach einander bis 1823 regierten, beschränkten ihre Herrschaft auf Wawau, das nach dem Ableben des letzten derselben 1845 an den König von Hapai fiel. Dies war Georg Tubou, der jetzige Beherrscher des ganzen Archipels. Auf Tonga herrschte damals aber dessen Großonkel Josiah Tubou. Beide, Neffe und Onkel, traten schon früh zum Christentum über und daraus entspann sich eine Reihe von Kämpfen zwischen ihren Anhängern und den heidnischen Häuptlingen, welche sich unabhängig zu machen suchten. König Georg war bald der siegreiche Held der Schlachten, dessen Körperkraft und scharfsichtige Klugheit alle Gegner erschreckte, dabei war er jedoch großmütig gegen seine Feinde und gewann sich die volle Liebe seiner Anhänger.

Als König Josiah 1845 starb, wurde König Georg sein Nachfolger. Er herrschte nun über den ganzen Archipel. Allerdings wollte man ihn auf Tonga nicht überall anerkennen. Durch Versprechungen französischer Missionspriester ermutigt, begannen die dortigen Häuptlinge den Krieg 1851 abermals und erst nach fünf Monaten war ihr Widerstand völlig gebrochen. Die festen Plätze von Houma und Bea mußten sich ergeben und gesenkten Hauptes, Kränze von Ifiblättern als Zeichen tiefster Demütigung um den Hals tragend, erschienen die Häuptlinge vor dem siegreichen König. Dieser aber ließ weise Milde walten; sein Herold rief ihnen zu, die Ifikränze abzulegen, das bedeutete volle Amnestie, er wies ihnen bei der Ceremonie des Kawatrankes ihre alten Plätze an und damit waren sie in alle ihre früheren Ämter und Würden eingesetzt. Durch diese versöhnliche Politik sicherte König Georg seine Herrschaft vollständig.

Er widmete sich nun energisch der Verbesserung der inneren Zustände. Ein eigentliches Recht hatte früher gar nicht existiert, ein jeder Häuptling sprach sein Urteil, wie es ihm gut dünkte. Auch die 1839 erfolgte Einsetzung eines Gerichtshofes von vier Mitgliedern und die Abfassung eines kurzen Gesetzbuches wollten nicht genügen. Auf den Rat der Missionäre wandte sich Georg

an die Juſtizbeamten von Neuſeeland. Dort riet man ihm zur Einführung des auf Tahiti giltigen Geſetzbuches, das er den beſonderen Verhältniſſen von Tonga anpaſſen könne. Dies geſchah; König Georg ging aber noch weiter. Er arbeitete dahin, die Vorrechte der Häuptlinge in angemeſſene Schranken zu weiſen und das Volk von dem auf ihm laſtenden Drucke zu befreien.

Im Juni 1862 brachte er mit der Verſammlung der 57 Häuptlinge das Werk der Verfaſſung zum Abſchluß. Danach wurden die bisherigen Leibeigenen zu freien Pächtern des Landes erklärt, von welchem ſie nicht vertrieben werden konnten, ſo lange ſie den Pachtzins zahlten. Der König verzichtete auf das Recht, unbezahlte Dienſtleiſtungen von ſeinen Unterthanen fordern zu dürfen, und alle Steuern wurden auf ſämtliche männliche Einwohner, welche das ſechzehnte Jahr überſchritten hatten, gleichmäßig verteilt. Dieſe Steuer beträgt ſechs Dollars jährlich.

Dieſe Beſeitigung der letzten Reſte der aus der alten Heidenzeit ſtammenden Tyrannei wurde durch einen öffentlichen Gottesdienſt gefeiert, an welchem 5000 Menſchen teilnahmen. Dann folgte ein großes Bankett. An die geringeren Klaſſen wurden im Fremdenhaus Fleiſch, Yams u. a. verteilt. Es ſollen dabei 150 000 Yamswurzeln und 9000 Schweine verbraucht worden ſein. Die Vornehmen ſpeiſten an König Georgs Tafel, die nach europäiſcher Sitte mit ſilbernen Löffeln und Gabeln, Champagner- und Likörgläſern u. a. m. verſehen war. Hier verſammelten ſich die Häuptlinge, welche im ſchwarzen Anzug und weißer Binde ſich freilich weniger behaglich in den prachtvollen Armſeſſeln zu fühlen ſchienen, als ſie es nachher draußen unter Palmen und Brotfruchtbäumen in ihrer leichten Landestracht thaten.

Die tonganiſchen Geſetze zeigen ſehr deutlich den Einfluß, unter welchem ſie entſtanden. Sie haben einen entſchieden puritaniſchen Beigeſchmack. Allein es iſt ſicherlich beſſer, daß die Eingeborenen einige, nach unſeren Begriffen zu ſtrikte Anſichten über die Heilighaltung des Sonntags haben, als daß ſie ihren Götzen Opfer von Kindern bringen. Die Eingeborenen verſam-

meln sich nicht nur an Sonn- und Festtagen in ihren Kirchen, auch allabendlich erscheint eine Anzahl Gläubiger, um den Gebeten der Missionäre zuzuhören. Dabei scheinen sie durch nichts gestört werden zu können. Ein neuerer Reisender bemerkte, wie während des Gottesdienstes ein Eingeborener, der in tiefster Andacht durch die Papierkugeln eines jungen Burschen geplagt wurde, denselben ohne weiteres ergriff und gehörig durchprügelte, ohne dadurch das geringste Aufsehen unter den Betenden zu veranlassen; nicht einmal der Geistliche sah von seinem Buche auf. Die vornehme Welt von Tonga sucht aber schon die Sitten des englischen high life nachzuahmen. „Ich bin diesen Morgen in der Kirche gewesen," antwortete Gouverneur David von Wawau auf eine dahin gehende Anfrage, „zuviel Kirche ist nicht gut. Ich höre, daß englische Gentlemen nur einmal am Sonntag den Gottesdienst besuchen. Wir haben unsere Religion von den Engländern, warum sollten wir nicht auch in kirchlichen Dingen ihrem Beispiel folgen?"

Die Tonganer haben den Einfluß der Europäer kennen gelernt. Sie haben gesehen, wie überall, wo sich die Weißen festsetzen, der Eingeborene zurückgedrängt wird. Oder wenn sie das nicht wußten, so ist es ihnen durch die wesleyanischen Missionäre gesagt worden. Der Missionär Baker hat sich als erster Ratgeber des Königs um die staatliche Neugestaltung Tongas, Erziehung des Volkes sowie Verbesserung der Stadt Nukalofa und der übrigen Ortschaften nach europäischer Weise sehr verdient gemacht. Baker aber wollte wohl, daß die Tonganer von Europa die Kultur annähmen, welche für sie paßte, aber er wollte nicht, daß sie dabei untergingen. Und um ihnen eine selbständige Entwickelung zu sichern, vielleicht auch im eigenen wohlverstandenen Interesse, ist auf seinen Rat in die Gesetze von Tonga ein Paragraph aufgenommen, welcher den Verkauf von Land an Europäer verbietet. Wollen die Tonganer Land an Fremde verpachten, so müssen sie der Regierung vorher Anzeige machen, damit, wie die Verfassung bedeutsam sagt, die Tonganer nicht in die See getrieben werden.

Überhaupt sollen verfassungsmäßig die Landbesitzer nicht einen Fußbreit Landes verkaufen, sondern nur auf 21, 50 oder 99 Jahre verpachten. Alles Land ist jetzt immer noch in den Händen der Häuptlinge, bei denen ein Erbrecht, wie in der königlichen Familie, giltig ist.

Dem Einfluß des genannten Baker ist es auch beizumessen, daß König Georg 1. November 1876 einen Freundschaftsvertrag mit dem Deutschen Reiche abschloß, wonach der Hafen Taulanga auf Wawau zur Errichtung einer Kohlenstation an Deutschland abgetreten wurde. König Georg stellte sich zugleich unter den Schutz des Deutschen Kaisers. Übrigens hatte er 1870 bei Ausbruch des französischen Krieges die Erklärung abgegeben, neutral bleiben zu wollen. Natürlich war diese Entschließung eine durchaus unbeeinflußte. Im Jahre 1855 war der König sehr wider seinen Willen gezwungen worden, einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen. Die katholischen Missionen hatten die französische Intervention bei den damals herrschenden Streitigkeiten angerufen, die Absendung eines Kriegsschiffes und ein Hinweis auf Tahiti genügte, um das Verlangte zu erhalten. Im Jahre 1878 ist auch ein Handels- und Freundschaftsvertrag mit England zustande gekommen.

Es war aber gerade die Besorgnis, Tonga möchte das Schicksal des nahen Viti teilen, welches Baker zum Abschlusse des Vertrages mit Deutschland bestimmte, und er verhehlte seine Freude über die nunmehrige Sicherstellung des Inselreichs durchaus nicht. Dadurch machte er sich den englischen Konsul in Nukalofa zum bittersten Gegner. Bei der wesleyanischen Konferenz in Australien verdächtigt, wurde eine Anklage gegen ihn erhoben, deren erster Punkt der war, daß Baker ein geheimer deutscher Agent sei. Man legte ihm sogar Hochverrat gegen die englische Regierung zur Last und verurteilte ihn zur Strafversetzung, obschon der König seinen ganzen Einfluß für ihn geltend machte. Baker hat sich freilich dem nicht gefügt, er hat sein

Amt als wesleyanischer Geistlicher niedergelegt und leitet unter König Georg nach wie vor die Geschicke des Tongareichs.

Als Baker sich aber im verflossenen Jahre nach Neuseeland begab, stachelten die ihm feindlichen Missionäre einige der Häuptlinge auf, seine Entfernung vom Ministerposten zu verlangen, und als der König dies abschlug, verfaßten die Missionäre eine Petition an die Königin Victoria, welche die Häuptlinge unterschrieben. König Georg ließ diese Bittsteller aber verhaften und ihnen wegen Hochverrats den Prozeß machen. Das Gericht erkannte auf Tod durch den Strang. Inzwischen war Baker aber zurückgekehrt und vermochte den König, die Todesstrafe in Gefängnishaft zu verwandeln.

Unter Bakers Verwaltung haben sich die Inseln durch die Segnungen des Friedens mit einer Reihe von blühenden Gärten bedeckt. Freilich ist hier kein solcher Raum für Plantagenbau wie auf Samoa, denn die Eingeborenen haben eine Abneigung gegen bezahlte Arbeit. Aber die Kokospflanzungen haben sich von Jahr zu Jahr vermehrt und damit die Ausfuhr von Kopra, des Hauptausfuhrartikels der Gruppe, welcher sich 1878 auf 1808 Tonnen im Wert von 542 400 Mark belief. Andere Exportartikel sind Lichtnüsse und etwas Baumwolle. Ein reger Handel mit den australischen Kolonien hat sich entwickelt; eine Dampferlinie wird mit englischem Gelde zwischen den Vitiinseln und Tonga unterhalten. König Georg besitzt selber mehrere Schiffe europäischer Bauart.

Alle Inseln sind von guten, breiten Straßen durchschnitten, welche durch einen Europäer angelegt wurden. Sie werden durch Sträflingsarbeit in gutem Zustande erhalten. In seinem Eifer, seinen Unterthanen die Segnungen europäischer Civilisation mitzuteilen, ging der König allerdings zuweilen zu weit. Man ist daher in den letzten Jahren auf die alten Sitten zurückgekommen. Namentlich war die neue Landgesetzgebung fortwährend ein Stein des Anstoßes. Und die Konstitution erschien sowohl hoch als niedrig vollkommen unverständlich; man beschloß sie

daher durch eine ſolche zu erſetzen, welche mehr den Anſchauungen des Volkes entſpräche. Und mit großer Freude wurde es begrüßt, daß das Geſetz, welches dem weiblichen Geſchlechte das Rauchen verbot, ſeine frühere Schärfe verlor.

Die jetzt beſtehende Verfaſſung, welche nicht zum geringſten Teil den König ſelber zum Urheber hat, datiert vom 4. November 1875, wurde ſpäter abgeändert und 1877 in engliſcher Sprache gedruckt. Engliſche Verhältniſſe ſind das Vorbild geweſen. Der König muß den Eid auf die Verfaſſung leiſten. Er iſt oberſter Kriegsherr, doch kann er über Krieg und Frieden nicht ohne Einwilligung der Kammer entſcheiden, er hat das Recht der Begnadigung ꝛc. Nach dem ſtreng geregelten Erbrecht iſt die weibliche Nachfolge erſt in zweiter Linie zugelaſſen, der präſumtive Thronfolger iſt daher der Enkel des Königs, General Prinz Wellington Gu, der Gouverneur von Wawau. Geht der König auf Reiſen, ſo muß eine Regentſchaft ernannt werden und ſtirbt das königliche Haus aus, ſo ſoll von dem adeligen Teile der geſetzgebenden Verſammlung ein neuer König gewählt werden. Dem König ſteht ein Kabinettsrat zur Seite, gebildet aus den Gouverneuren der Provinzen, den Miniſtern und dem oberſten Juſtizbeamten. Es giebt vier Provinzen: Haabai, Wawau, Niauſu und Niuatobutabu; die Hauptinſel Tongatabu ſteht unter der direkten Verwaltung des Königs. Von den drei Miniſtern hat der Premierminiſter die auswärtigen, inneren, die Kriegs- und Marineangelegenheiten unter ſich, der Polizeiminiſter die Rechtspflege und der Landminiſter die Domänen und öffentlichen Arbeiten. Für den öffentlichen Unterricht ſorgen die Miſſionäre, welche in allen Inſeln Schulen errichtet haben, die von ca. 5500 Kindern beſucht werden. Auch ſind zwei höhere Bildungsanſtalten gegründet worden: eine Induſtrieſchule und ein Seminar, das zu Ehren des Königs den Namen Tubow College führt und 1871 in 5 Klaſſen 93 Studierende zählte, welche nebenher durch Landbau ihren Unterhalt verdienen.

Die Rechtspflege wird von einem oberſten Gerichtshof, den

der König ernennt, von Geschworenen- und Polizeigerichten verwaltet. Die gesetzgebende Kammer zählt 40 Mitglieder, welche zur Hälfte aus vom König ernannten Pairs, zur Hälfte aus Männern besteht, die alle 5 Jahre von den über 21 Jahre alten Steuerzahlern gewählt werden. Steuern werden vom 16. Jahre an gezahlt, selbstverständlich in Naturalien, doch befreien hohes Alter und Armut von dieser Pflicht. Die Würde der Pairs ist erblich und hängt mit dem Landbesitz zusammen; fällt sie aber auf eine Frau, so muß diese, falls sie keinen Gatten oder Sohn besitzt, für ihren Sitz im Parlament einen Stellvertreter wählen. Die Kammer tritt in der Hauptstadt Nukalofa zusammen, der König ernennt den Präsidenten, gegenwärtig Uiliami Tupi, er hat auch das Recht der Auflösung; beschlußfähig ist die Versammlung, wenn zehn ihrer Mitglieder anwesend sind. Ihre Befugnisse erstrecken sich vornehmlich auf Geldangelegenheiten; jedes Gesetz darf nur einen Gegenstand behandeln. Die Kammer bestimmt selbst ihre Geschäftsordnung und kann für gewisse Vergehen: unehrerbietige Reden, Nichterscheinen nach einmaliger Aufforderung, anstößige Zeitungsartikel Gefängnis bis zu 30 Tagen verfügen. Wird aber ein Pair vor Gericht gestellt, so hat die Kammer nichts dabei zu sagen.

Von aktiver und passiver Wahlberechtigung ist jeder ausgeschlossen, der ein Verbrechen begangen hat, sollte er auch die Strafe dafür abgebüßt haben. Die Verfassung verheißt allen Gleichheit vor dem Gesetz, persönliche, kirchliche, Preß- und Petitionsfreiheit, nur die Chinesen, welchen auch das Betreten tonganischen Bodens in größeren Massen untersagt ist, sind von diesen Privilegien ausgeschlossen.

Das stehende Heer, 500 Mann Garden und Artilleristen, ist von drei Instrukteuren: einem Deutschen, einem Engländer und einem Amerikaner zu recht tüchtigen Leistungen herangebildet worden. Bei größeren Märschen muß man den Truppen aber erlauben, ihre Stiefel in der Hand zu tragen. Die Uniformen sind bei der Garde rot, bei der Artillerie blau, alle tragen weiße

Helme. Die Bewaffnung besteht in Feuergewehren älterer Systeme mit Bajonett, die Artillerie hat sechs Bronzekanonen und zwei eiserne Geschütze, die vorläufig nur zu Salutschüssen gebraucht werden. Von den 500 Mann stehen 250 auf Tongatabu, die übrigen sind auf die verschiedenen Inseln verteilt. Jeder Tonganer ist militärpflichtig; über die Ableistung dieser Pflicht entscheidet unter den unverheirateten Männern das Los, die Dienstzeit ist bei der Fahne sieben Jahre. Die tonganischen Landesfarben sind rot und weiß. Im Kriegsfalle kann die gesamte männliche Bevölkerung zu den Waffen gerufen werden. Für Bekleidung würde dann ein jeder selber zu sorgen haben und die Bewaffnung dürfte dann wohl zum größten Teile in den altgewohnten Keulen und Lanzen bestehen. Die blaugekleideten Polizisten sind ganz in derselben Weise bewaffnet wie das Militär.

König Georg I. von Tonga trägt bei großen Feierlichkeiten die scharlachrote, goldbetreßte Uniform eines Generals der tonganischen Garde mit seidener Schärpe über der Brust, zuweilen auch die blaue der Artillerie, welche der eines englischen Admirals ähnlich ist. So erscheint er, wenn er im Saale des obersten Gerichtshofes das versammelte Parlament eröffnet. Seine Beamten tragen dann die blaue Uniform, welche für den Civildienst bestimmt ist. Wenn der König sich zu dieser Feierlichkeit begiebt, und wenn er den Saal verläßt, wird er mit einem Salut von 21 Kanonenschüssen begrüßt. Die in Sydney angefertigte Krone ist aus Gold ohne Edelsteine und kostet 5000 Mark. Das Wappen des Reiches zeigt in vierfach geteiltem Felde eine Krone, eine Taube, drei Sterne und drei Schwerter, letztere beide als Anspielung auf die drei Archipele. Darüber ist die umkränzte Königskrone, das ganze umgeben zwei rot-weiße Fahnen. Darunter die Worte: Koe otua mo Toga ko Hoka Tofia d. h. der Gott von Tonga ist der Gott Aller.

König Georg ist eine liebenswürdige und achtenswerte Persönlichkeit, ein hoher, alter Herr von mehr als achtzig Jahren, von durchdringendem Blick und würdevoller Haltung. Er spricht

wenig, aber seine Worte sind gewählt. Er schätzt die Europäer und zieht sie gern in seine nähere Umgebung. Sein Privatsekretär ist ein Europäer, ebenso ein Feldmesser, ein Arzt, auch steht eine größere Zahl von Handwerkern im Dienste der Regierung. Wie sein Ratgeber Baker ist er den Deutschen sehr zugethan, ob der Thronfolger dies gleichfalls sein wird, ist fraglich.

Tonga hat kein eigenes Geld; als gesetzliches Zahlungsmittel gelten alle Goldmünzen sowie alle englischen, französischen und amerikanischen Münzen. Hauptsächlich kursieren chilenische Piaster von geringem Werte und anderes Silbergeld. Durch Gesetz ist die Cirkulation dieser Münzen auf ein gewisses Maß beschränkt worden, da im Handel mit anderen Gebieten als Samoa, woher jene Münzen kommen, die Kaufleute bei solchen Zahlungen sich bedeutende Abzüge gefallen lassen müssen.

Die Samoa-Inseln.

1. Das Land.

Fast alle Inseln dieser Gruppe sind von dem Holländer Jakob Roggeveen entdeckt worden, welcher, 1722 zur Aufsuchung des Großen Australlandes abgesandt, den pazifischen Ocean von Osten nach Westen durchsegelte. Bougainville berührte den Archipel 1760 und gab ihm den jetzt veralteten Namen Schifferinseln. Nicht, wie häufig behauptet wurde, weil die Bewohner sich als besonders kühne Seefahrer hervorthaten, denn sie sind nach ihren eigenen Angaben niemals über ihr eigenes Vaterland hinausgekommen, während doch andere Völker Polyneſiens weite Reisen nach fremden Gebieten unternahmen. Vielmehr hat Bougainville den Namen deshalb vorgeschlagen, weil in dieser Gegend sich die Kurse mehrerer früherer Seefahrer berührten. Nach ihm wurden Aufnahmen der Insel 1787 durch Lapérouse, 1794 durch Edwards und 1824 durch Kotzebue gemacht; aber abge-

ſehen von einer genaueren Beſtimmung ihrer geographiſchen Lage, wurde nichts näheres über die Gruppe bekannt. Erſt in neuerer Zeit ſind die Inſeln gründlich erforſcht worden, namentlich durch die Londoner Miſſion, welche 1830 auf Upolu eine Station errichtete, durch Wilkes, der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten Vermeſſungen anſtellte, und durch den Reiſenden Gräffe, welcher die Gruppen im Auftrage des Muſeums Godeffroy unterſuchte. Das erſte deutſche Kriegsſchiff kam hierher 1872, ſeitdem ſind die Inſeln von allen Schiffen auf der auſtraliſchen Station beſucht worden. Der noch zuweilen gebrauchte Name Navigators- oder Schifferinſeln hat jetzt dem von den Einwohnern ſelber gebrauchten Samoa faſt durchweg Platz gemacht, einer Ableitung von dem mythiſchen Häuptling Moa, welcher die erſten Einwanderer auf die Inſelgruppe geführt haben ſoll.

Die Samoagruppe zieht ſich zwiſchen 13° 31′ ſüdl. Br. und 172° 45′ weſtl. Länge, dem weſtlichſten Punkte Kap Falealupo auf Sawaii und 14° 32′ ſüdl. Br. und 168° 9′ weſtl. Länge, der Inſel Roſa, in der Richtung von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt, nördlich von der Tongagruppe hin. Es ſind im ganzen zehn bewohnte Inſeln, und zwar von Oſten nach Weſten: Tau, Olofenga, Ofu, Aunuu, Tutuila, Nutele, Manono, Upolu, Apolima und Sawaii. Der geſamte Flächeninhalt mißt nach Behm und Wagner 2787 Quadratkilometer oder 50,6 Quadratmeilen; wovon auf Sawaii 1707 qkm (31 Q.-M.), auf Upolu mit Neben-inſelchen 881 qkm (16 Q.-M.), auf Tutuila 139 qkm (2,5 Q.-M.) auf Tau 50,5 qkm und auf die übrigen von 5,5 bis 1,5 Quadratkilometer kommen. Das Geſamtareal des Archipels iſt demnach um ca. 100 Quadratkilometer kleiner als das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz.

Sämtliche Inſeln, mit Ausnahme der oſtwärts liegenden, iſolierten Roſa, ſind vulkaniſch. Noch im Jahre 1866 ereignete ſich ein höchſt merkwürdiger ſubmariner Ausbruch zwiſchen den Inſeln der öſtlichſten Gruppe. Am 12. September dieſes Jahres

ſtieg zwei Seemeilen von Oloſenga ein dichter Aſchenregen aus dem Meere zu einer Höhe von 8—900 Meter. Der Ausbruch dauerte an vier Wochen und färbte meilenweit hin die kochende See, in welcher unzählige Fiſche ihren Tod fanden. Auf der Inſel ſelber iſt die vulkaniſche Thätigkeit längſt erloſchen; ſie iſt aber noch deutlich erkennbar. Auf Sawaii beſtehen die Gebirge teils aus ganzen Reihen von Vulkanen, teils aus einzelnen Kratern. Um den höchſten der erloſchenen Auswurfskegel, den Muaberg bei dem Dorfe Aopo, findet ſich Aſche gelagert, die vielleicht erſt hundert Jahre alt iſt. Und noch lebt bei den Eingeborenen die Erinnerung an frühere Ausbrüche fort in dem Namen, welchen ſie den, vornehmlich an der Nordweſtküſte, meilenweit ausgedehnten Lavafeldern geben, denn ſie nennen dieſelben O le mu d. i. das Glühende. Hier und dort entſpringen auch heiße Quellen und gelegentlich macht ſich das unterirdiſche Feuer durch mäßige Erſchütterungen bemerkbar.

Die Inſeln haben meiſt ſteil anſteigende Küſten, in der Regel ohne Buchten und mit nur wenigen Ankerplätzen, welche Schiffen Schutz gewähren. Beſonders Sawaii leidet an einem großen Mangel an Häfen. Die größeren Inſeln trennen breite, offene Kanäle, frei von Felſen, Untiefen oder Riffen. Küſten- oder Dammriffe kommen nur da vor, wo das Gebirge von der Küſte zurücktritt und dieſe in flache Strandbildung übergeht.

Von einer gewiſſen Entfernung aus geſehen, gleichen die Inſeln einer langen Reihe von Bergen, deren kugelförmige Gipfel eine Höhe von 1300 Meter nirgends überſteigen. Kommt man näher, ſo erblickt man die maleriſchen Linien und Höhen der einzelnen Berge mit tiefen Einſchnitten und ſanften Abhängen, deren Seiten vom Gipfel bis zum Meer mit reicher Vegetation bedeckt ſind. Auch die ſich daran ſchließenden welligen Ebenen, „wogend in immergrünem Smaragdkleide,“ entzücken die Blicke nicht minder als jene erhabenen Dome, beſonders wenn das Bild in duftiger Morgenfriſche lachend vor dem Beſchauer liegt. Hier und dort durchbrechen Zeichen beginnender Kultur: majeſtätiſche

Kokoswaldungen, Baumwollpflanzungen, Bananenfelder die weniger nutzbringende ursprüngliche Vegetation.

Überall ist die Bewässerung reichlich; auf Sawaii freilich absorbiert der poröse Tuffboden höhergelegener Gebiete die Niederschläge dergestalt, daß sie erst am Meeresrande in klaren Quellen wieder zu Tage treten. Aber auch der größte Teil von Sawaii ist, wie alle übrigen Inseln, aufs beste bewässert. Überall fließen von den dicht mit schwerem Holz bestandenen Bergen zahlreiche Bäche dem Meere zu, hier von hoher Felsenkante in den Abgrund stürzend, dort sich hinter dichtem Vorhang von dunkelgrünem Laub verlierend, um dann, wieder ins Sonnenlicht tretend, in ruhiger Klarheit dahinzufließen. Unterirdische Flüsse verfolgen brausend ihren Lauf durch verborgene Höhlen vulkanischen Gesteins, brechen an tieferer Stelle rauschend hervor und eilen geschäftig den stillen grünen Lagunen zu, über welche die Boote der Küstenbewohner hingleiten, deren Dörfer hier und dort am Rande verstreut sind.

Zu diesen Vorzügen landschaftlicher Schönheit gesellt sich ein wunderbar mildes Klima. In Apia steigt die Temperatur nicht über 32°,2 C. und sinkt nicht unter 15°,6 C., die mittlere Temperatur wird auf 21°,1—26°,7 C. berechnet. Am kühlsten ist es zwischen 3 und 4, am wärmsten zwischen 8 und 9 Uhr morgens. Die Hitze wird sehr abgeschwächt durch die Nähe des Oceans und die fast konstant wehenden frischen Winde. Juni und Juli sind die kühlsten Monate, September und Oktober sind die heißesten, wenngleich die nächstfolgenden drückender sind. Dann stellt sich die Regenzeit ein, deren Beginn die Anfang November sich um die Berge ansammelnden Wolken anzeigen. Diese Regenzeit dauert bis April und nun beginnt die Trockenzeit, die angenehmste des Jahres, die aber von gelegentlichen Schauern auch nicht frei ist. Während dieser Zeit weht der Südostpassat, am meisten fühlbar an der Südseite der Inseln; von November bis März wehen oft westliche Winde, die aber nie von längerer Dauer sind. In diese Jahresperiode fallen auch die seltenen Orkane,

die man im Januar oder März erwarten darf, doch treten ſie nur in langen Jahresfriſten auf, häufig gehen ſie weſtlich von den Inſeln vorüber und treffen dann öfters die ſüdlich liegenden Tonga- und Vitiinſeln.

So zuträglich iſt das Klima den Konſtitutionen von Europäern, daß dieſelben ſich allen Arbeiten im Freien unbedenklich unterziehen können. Die treffliche Geſundheit, deren ſich mäßig lebende Europäer erfreuen, und das hohe Alter, welches ſie erreichen, liefern die ſchlagendſten Beweiſe dafür. Von endemiſchen Krankheiten giebt es wenige. Allerdings ſind während der Regenzeit Fieber, Katarrhe und Influenza häufig. Und außer der kleinen Inſel Anuu, öſtlich von Pago-Pago auf Tutuila, giebt es keinen Teil der Gruppe, welcher von Elephantiaſis frei wäre. Auch Europäer bleiben davon nicht verſchont, doch beſchränkt ſich die Krankheit auf ſolche Anſiedler, welche 12 Jahre und länger auf den Inſeln gelebt haben. Übermäßiges Kawatrinken verſchlimmert die Symptome dieſes hier beſonders hartnäckigen Übels, wie denn überhaupt ein ſtarker Prozentſatz ſolcher wie aller anderen Krankheitsfälle dem übermäßigen Genuſſe erregender Genußmittel beizumeſſen iſt.

Die Vegetation der Samoainſeln iſt im ganzen der von Tonga nahe verwandt, doch enthält ſie noch mehr indiſche Elemente als jene. Die hauptſächlichſten Pflanzenfamilien ſind Farne mit 150 Arten, darunter große Baumfarne, die zwar hier nicht ſo zahlreich ſind wie auf Tahiti, dafür aber eine bedeutendere Höhe erreichen. Farne umkleiden den Fuß der mächtigen Bäume, deren gerade emporſtrebende Stämme und ſpät ſich bildende Kronen oft bis zu den Endzweigen bedeckt ſind von einem dichten Gewirr von Schlingpflanzen, die, minder üppig wuchernd als in dem tiefen Schatten der Wälder Weſtindiens und Südamerikas, dem blitzenden Sonnenlicht den Zutritt geſtatten, das dann und wann durch das Laubdach auf die niedere Vegetation herniederſpielt. Es ſind mancherlei breitblätterige Pflanzen und hochſtenglige Blumen, die da unten wachſen, ſelten von anderer als

weißer oder auch grauer Färbung, eine Folge des spärlichen Sonnenlichtes, welches zu ihnen gelangt. Eine Cerberart mit prachtvollen Trauben weißer wohlriechender Blüten enthält einen kautschukähnlichen Milchsaft und eine Urticee wird von den Samoanern sehr gefürchtet, weil ihre Berührung, namentlich mit feuchter Haut, einen schmerzhaften Ausschlag hervorruft. Das verschiedenartige Laub der Palmen verleiht der Landschaft einen eigenartigen Charakter, aber in den Waldungen recken die Kokospalmen nur noch vereinzelt ihre weißlichgrauen, glatten Stämme aus dem Unterholz hervor, sie bilden hauptsächlich den Waldbestand in der Nähe der Wohnungen. Die Ohiva, eine Bananenart, senkt ihre Luftwurzeln zu Tausenden in den Boden; in einer Höhe von mehr als 25 Meter vereinigen sich diese dann mit dem Hauptstamm und bilden so einen ungeheuren Laubschirm, welcher die darunter wuchernde Pflanzenwelt überschattet. Dazu kommen noch die wildwachsenden Muskatbäume mit quirlförmig hervorwachsenden Ästen, Ingwer und Zuckerrohr, sowie Bambusen und Rotangs.

Samoa ist reich an Baumarten, welche wertvolles Material für Schiffbauer, Möbeltischler und Drechsler liefern. Faserstoffe giebt es hier außer der Hülle der Kokosnuß, vielfach verwendet zu Tauen und Garnen, mancherlei; vor allen nennenswert sind der Papiermaulbeerbaum, aus dessen Rinde die Eingeborenen die Tapa bereiten, die Bananen- und die Ananaspflanze.

Diese beiden letzten aber werden wie der Brotfruchtbaum, Yams und Taro vornehmlich der Nahrung wegen kultiviert. Dazu kommen die verschiedenen durch die europäischen Ansiedler eingeführten Kulturen, welche alle einen überaus günstigen Boden gefunden haben. Daß Gemüse aller Arten hier trefflich gedeihen, beweist der Garten der katholischen Geistlichen mit seinem Blumenkohl, Spargel, seinen Bohnen, Erbsen und Gurken. Freilich schrumpfen Kartoffeln und Zwiebeln auf den niedrigen Ländereien zu winzigen Dimensionen, sie würden aber sicher auf dem

hohen Tafellande gut fortkommen. Gerste sowie Hirse bringen in verschiedenen Arten sehr reichliche Ernten.

Seinem allgemeinen Charakter nach ist der poröse, chokoladenartige Boden außerordentlich ergiebig, selbst auf den steilsten Bergwänden, während die Thäler einen tiefen Alluvialboden mit vermoderten vegetabilischen Stoffen und nur wenig zersetzter Lava enthalten. In der Nähe der Küsten ist derselbe mit Sand und Korallenabfällen vermischt und dort leidet die Vegetation in der trocknen Jahreszeit einigermaßen durch den Mangel an Feuchtigkeit. Die Inseln Upolu und Tutuila dürfen aber als so fruchtbar bezeichnet werden, daß nur wenige Strecken Landes existieren, auf welchem nicht jegliches Produkt gedeihen könnte. Dasselbe kann man von Sawaii sagen, nur die mit unzersetzter Lava bedeckten Distrikte sind auszunehmen.

Auf der Samoagruppe sind über 400 000 Hektar kulturfähigen Landes vorhanden und mit Leichtigkeit ließen sich sofort 280 000 Hektar kultivieren, davon 240 000 auf den Ebenen und dem Tafelland von Sawaii und Upolu, 24 000 auf Tutuila und anderen Inseln, wie die vor einigen Jahren stattgehabten Untersuchungen und Vermessungen ergeben haben. Bislang sind aber erst 2000 Hektar unter Kultur, dabei sind Klima wie Boden für die verschiedensten Produkte geeignet.

Reis ist von Deutschen mit Erfolg angepflanzt worden, man hat hier eine Sorte gewählt, welche auf den hohen Tafelländern reichliche Ernten ohne regelmäßige Bewässerung liefert. Tabak wächst wild, wird auch gebaut; derselbe ist stark, ausgezeichnet von Geschmack, die Eingeborenen verstehen es aber nicht, ihn richtig zuzubereiten. Mit Kaffee, den man gleichfalls wild vorfindet, sind erst ein paar Hektar bepflanzt, auf den höher gelegenen Ländereien, namentlich im Innern von Sawaii finden sich aber alle Bedingungen für ein Gedeihen der Pflanze. Die bisherigen Versuche haben eine reiche Ernte von ausgezeichnetem Geschmack, ähnlich dem Mokka, geliefert. Für Pflanzungen von Zuckerrohr bieten sich nach gemachten Untersuchungen auf Sa-

moa ebenſo günſtige Bedingungen als auf Hawaii und Viti; bisher ſind auf den deutſchen Plantagen 40 Hektar damit beſtellt worden.

Wichtiger als alle dieſe ſind aber die Baumwolle und die Kokospalme. Die Baumwollſtaude liefert ein Produkt von ſchöner, ſchneeweißer Qualität mit langem Stapel; am beſten gedeihen Kidney-, Sea-Island- und peruaniſche Baumwolle. Bei regelrechter Kultur erfordert die Baumwollſtaude nur wenig Arbeit und liefert zwei Ernten im Jahr, ſo daß der Ertrag per Acre (0,4 Hektar) auf 500 Pfund berechnet wird. Alle anderen Erzeugniſſe der Inſeln überbietet aber die Kokospalme, namentlich durch ihr Hauptprodukt, die Kopra. Die deutſchen Pflanzungen, welche zur Zeit 120 000 Bäume enthalten, von denen die Hälfte ertragfähig iſt, bilden ſchon jetzt prächtige Wälder und werden fortwährend erweitert. Die Kokosnüſſe von Samoa übertreffen die auf Viti an Größe ſehr bedeutend.

Weiter eignen ſich Klima wie Boden namentlich für Tamarinden, Vanille, Arrowroot, Ingwer und Zimmt; von den beiden letzten kommt der erſte wild vor, mit dem zweiten, der einen Verwandten auf Samoa hat, ſind ſehr günſtige Verſuche angeſtellt worden. Thee hat man ebenfalls anzupflanzen begonnen und den Beweis geliefert, daß die Südſeeinſeln ſich für ſeine Kultur ſehr wohl eignen. Dazu kommt noch eine Anzahl ölhaltiger Pflanzen.

Die einheimiſche Tierwelt iſt, wie in Polyneſien überhaupt, dürftig genug. Bei Ankunft der Europäer beſaßen die Eingeborenen als Haustiere nur Schweine und Hunde, die erſteren fanden ſich auch verwildert vor. Von Auſtralien ſind Rinder, Pferde und Schafe eingeführt worden. Alle, die Rinder namentlich, gedeihen ausgezeichnet. Von anderen Landſäugetieren ſind außer Ratten nur noch der Pteropus Samoënsis und zwei andere Arten von Fledermäuſen vorhanden. Die Vogelwelt iſt hier aber in reicherer Fülle vertreten als auf anderen Inſeln; am merkwürdigſten iſt der noch auf den beiden größten Inſeln

lebende, aber im Aussterben begriffene Manumea (Didunculus strigirostris) und eine besondere Art Megapodius. Sodann giebt es mehrere Arten Schlangen und die auch sonst zu findenden Eidechsen und Insekten. Die reiche Meeresfauna ist überwiegend von indischem Charakter, aber nicht so verschiedenartig wie bei anderen Archipelen.

Die größte der Samoainseln ist das am westlichsten gelegene Sawaii, das 70 Kilometer in der Länge, 40 Kilometer in der Breite mißt, bei einem Umfang von 400 Kilometer. Rings um die Insel zieht sich ein nicht sehr breiter Streifen ebenen, außerordentlich fruchtbaren Landes; die Südküste, gegen deren eisenhaltige Lavafelsen sich die See bricht, ist felsig und schroff, die Nordküste ist weniger rauh und besitzt den einzigen Ankerplatz der Insel, die Bucht von Matautu, wo größere Schiffe in der Zeit der regelmäßig wehenden Passatwinde mit Sicherheit nahe dem Lande ankern können. An dieser Bucht ist eine Faktorei des Hauses Godeffroy errichtet worden, ein großes Holzgebäude, von dessen Flaggenmast, weithin sichtbar für vorüberseglende Schiffe, die deutschen Farben wehen.

Auf dem Uferlande stehen die meisten Hütten der Eingeborenen, eine fast ununterbrochene lange Reihe von Dörfern bildend. Besonders stark ist die Ostküste bevölkert. Hier liegt Safotulafai, von Alters her der Sitz der angesehensten Häuptlinge.

Von den Ufern steigt das Land allmählich zu großen Plateaus auf, an welchen hier und dort erloschene Vulkane kegelförmig emporragen. Die höchste Spitze der Insel erhebt sich bis zu 1800 Meter. Das ganze Innere ist von dichtem Urwald bedeckt und gänzlich unbewohnt. Palmen, Platanen, Citronen, Mangos und Brotfruchtbäume bilden mit zahlreichen Schlingpflanzen ein dichtes, undurchdringliches Dickicht. Zwei große Seen füllen tiefe Becken, zahlreiche Bäche stürzen sich von den Abhängen und zwei ansehnliche Flüsse ergießen sich von der Südküste in den Ocean.

Mitten in der Straße zwiſchen Hawaii und Upolu liegen die beiden kleinen Felſeninſeln Apolima und Manono, deren Bewohner allgemein als die Elite Samoas angeſehen werden. Durch den ſchmalen Paß, welcher die Eilande trennt, führt der Kurs der hier verkehrenden Schiffe. Apolima, die „hohle Hand," iſt der Rand eines alten Kraters, der bis zu 144 Meter Höhe ſteil vom Meere aufſteigt. Im Weſten iſt die Ringmauer eingeſtürzt, dort kann man allein in das alte muldenförmige Kraterbett gelangen, das jetzt mit der herrlichſten Vegetation geſchmückt iſt. Hier ſind überall inmitten üppiger Palmenhaine die leichten Wohnungen der Eingeborenen errichtet. Nur das Haus des Häuptlings iſt aus Stein erbaut; zwei alte Haubitzen ſind vor ihm aufgeſtellt. Früher war Apolima der Zufluchtsort der Partei des Königs Malietoa gegen die Angriffe der dann und wann mit ihm in Fehde liegenden Bewohner von Sawaii. Die ſeitliche Öffnung des Kraters hatte man durch eine Mauer geſchloſſen und ſo die Inſel zu einer ſtarken Feſtung gemacht. Als kühne Schiffer und tapfere Krieger errangen ſich die hier wohnenden Samoaner in früheren Zeiten eine gewiſſe Suprematie über die benachbarten größeren Inſeln, dieſelbe wurde ihnen aber in den Kriegen von 1847 bis 1854 entwunden. Und um eine Wiederholung der alten Kämpfe zu verhüten, hat die deutſche Korvette „Bismarck" den Inſulanern, wie ihren Nachbarn auf Upolu, Sawaii und Tutuila ſämtliche Schießwaffen abgenommen und dieſelben in die Speicher der ehemaligen Godeffroyſchen Faktorei zu Apia zu ſicherer Verwahrung gegeben. Weiße Anſiedler haben ſich hier noch nicht feſtgeſetzt. Das öſtlich gelegene Manono hat nahezu Dreiecksgeſtalt und iſt niedrig. Im Centrum der Inſel erhebt ſich ein Hügel, von deſſen Spitze man einen prachtvollen Blick auf die Ufer der umliegenden Eilande hat. Manono iſt überaus fruchtbar, ein einziger Garten und ſtark bewohnt.

Die zweitgrößte Inſel des Archipels, aber durch die Niederlaſſungen von Europäern weitaus die wichtigſte iſt Upolu. Sie

ist 64 Kilometer lang, 24 Kilometer breit mit einem Umfange von 320 Kilometer; ihre Form ist fast elliptisch. Die Ufer sind überall von Korallenriffen umgeben, durch welche Öffnungen zu einer Anzahl ziemlich guter Häfen führen. Solche sind an der Nordküste Apia und die Bucht von Fangaloa, an der Südküste die Bucht von Safata und der Hafen von Falealili. Upolu ist in seiner ganzen Länge von Gebirgen durchzogen, welche auf der Südseite steil abfallen, nach Norden zu sich aber allmählich senken. Im Westteil Aana, dem fruchtbarsten und ergiebigsten Distrikt der Insel, erhebt sich der ausgebrannte Vulkan Tofua zu 612 Meter; seine schroffen Wände bekleidet dichte Vegetation. Eine breite Fläche trennt ihn vom fast bis zum Ostende verlaufenden Kamme, aus welchem sich Berg auf Berg in den mannigfachsten Formen erhebt. Steile Felsenpyramiden wechseln mit basaltischen Domen und zuckerhutförmigen Kraterbergen. Die mittlere Höhe dieses Rückens übersteigt 600 Meter. Darüber erheben sich im Centrum der Lanutoo zu 783, der Malata zu 914 Meter. Der Lanutoo, ein alter Kraterberg, umschließt einen kreisrunden See von wunderbarer Schönheit. Der tiefblaue, stille Wasserspiegel ist rings von einem 30 Meter hohen Felsenkranze eingefaßt, den die breiten Kronen feingefiederter Baumfarne und die zierlichen Wedel der Bergpalmen bekleiden. An ihn knüpft der samoanische Aberglaube die Sage, daß seine Wasser von bösen Dämonen in Gestalt von Aalen, von Umfang eines Baumstammes und von mehr als Klafterlänge bewohnt seien. Man dürfe sich dem See nicht nahen, denn mit ihrem gewaltigen Gebiß vermöchten jene Geister einem Mann das Bein abzubeißen. Als Dana die Insel bereiste, verließen ihn seine Führer, sobald er sich dem See näherte; er fand aber weder Aale noch andere Fische. Der Teil, in welchem sich Lanutoo erhebt, heißt Tuamasanga. Hier führt über das Gebirge ein Paß, den die Straße von Apia nach Safata gewählt hat.

Der östlichste Distrikt Atua ist der rauheste; die Berge treten hier, wo die Insel schmaler wird, näher an das Meer und

verkümmern den Küſtenrand. Wie auf Sawaii, abſorbiert das poröſe Geſtein die Niederſchläge und ſo bilden ſich große unterirdiſche Höhlen und Gänge. Ein ſolches Gewölbe erſtreckt ſich 300 Meter weit bis zur See, in regelmäßiger Breite von 5 Meter und einer Höhe von 2—3 Meter. Gelblichweiße Inkruſtationen bedecken die Wölbung und an alle Vorſprünge haben zahlreiche Schwalben ihre leichten Moosneſter geheftet. Auch über dieſen Teil führt eine Gebirgsſtraße und zwar von Salani im Süden nach Falefa an der Nordküſte.

Die Waſſerverſorgung von Upolu findet eine nie verſiegende Quelle in den feuchten Wolken, welche ſich ſtets um die höchſten Bergkuppen lagern und ihren Reichtum in regelmäßigen Regenſchauern auf die dichte Pflanzendecke herabſchütten. Dort bilden ſich die Quellen der zahlreichen Bäche, welche nach Nord und Süd zum Meere abfließen.

Der wichtigſte Platz der Inſel und der Hauptort der ganzen Gruppe iſt Apia an der Nordküſte von Upolu. Die Bucht von Apia ſchneidet halbmondförmig in das Land hinein; die Ufer werden aber von breiten, bald näher, bald tiefer unter der Oberfläche liegenden Riffen eingefaßt, welche bisweilen bis mitten in die Bai vorſpringen. Daher verſtatten die Tiefenverhältniſſe größeren Schiffen nur einen beſchränkten Raum. Überdies bietet der Hafen zur Zeit der herrſchenden Nordwinde nicht hinlänglichen Schutz, auch fehlt es an guten Anlegeplätzen für Bote. Zur Zeit der Orkane ſind im Hafen von Apia nicht allein Schiffe und ihre Ladungen, auch deren Beſatzung verloren gegangen, obſchon die Schiffe nur in geringer Entfernung vom Lande ankerten. Noch 1865 wurde ein deutſcher Kauffahrer auf das Riff getrieben und ſank mit allem, was darauf war; nur ein Matroſe wurde ans Land geworfen. Dennoch iſt Apia jetzt ein ſo wichtiger Hafen geworden, daß ſein Verkehr dem von Honolulu, Papeete und Levuka faſt gleichkommt, da ſich derſelbe auf alle Archipele der Südſee ausdehnt.

Die Bucht umſäumen flache Ufer, auf welchen zwiſchen Brot-

fruchtbäumen, Bananenstauden und Orangenbäumen die schlanke Kokospalme ihren rauschenden Wipfel im Passate wiegt. Zwischen dieser Vegetation hervor schimmern die grauen Hütten der Eingeborenen und die roten Ziegeldächer der Häuser und Häuschen der europäischen Ansiedler.

Apia besteht aus drei neben einander am Strande hin liegenden Quartieren. Das äußerste westliche Ende, eine langgestreckte Halbinsel, Molinu, ist nur von Eingeborenen bewohnt und Sitz des Königs Malietoa, des Beherrschers der gesamten Samoainseln. Hier befindet sich auch das amerikanische Konsulat. Vor die Halbinsel ist ein breites, weit ins Meer hinausreichendes Riff gelagert, das zur Zeit der Ebbe trocken liegt. Weiter östlich, wo das tiefe Wasser in einem breiten Kanale bis an das Land herantritt, hat die Firma Ruge u. Co. ihre Faktorei und Schiffswerft errichtet; hier befindet sich auch das Gebäude des deutschen Generalkonsulats. Dazu kommen noch einige Samoanerhütten. Dieser Teil heißt Sowalalo. Daran schließt sich Matafele mit dem englischen Konsulat und der römischen Kirche, die aus Stein erbaut mit ihrem Glockenturm und Uhr weithin sichtbar ist, dahinter die Wohnung des Bischofs und einiger Priester. In der östlichen Ecke der Bucht ist die englische Kirche erbaut, ein weißes massives Gebäude und in ihrer Umgebung eine kleine Anzahl von Häusern. Das ist das eigentliche Apia. Hier wie in den beiden letzgenannten Quartieren ist das fremde Element hauptsächlich angesiedelt: Krämer, welche mit allerlei importierten Waaren handeln, und Gastwirte, eine im Verhältnis zur Bevölkerung des Ortes sehr große Zahl. In der Nähe der englischen Kirche mündet der meist seichte Sigágo (spr. Sigango), eine Fähre führt zu der ehemals Godeffroyschen Besitzung Matautu. Um einen weiten Grasplatz sind die verschiedenen Gebäude gruppiert: das einstöckige, aber geräumige Wohnhaus mit Veranda und Garten, eine Fabrik für Reinigung der Baumwolle, Maschinenwerkstätten, Lagerräume für Baumwolle und Kopra und die Wohnungen der Beamten. Am

Strande iſt das deutſche Kohlendepot errichtet, dort iſt auch ein altes Schiff aufgeſchleppt, das als Bretterſchuppen und zugleich als Landungsplatz dient. Außer den beiden großen Deutſchen Firmen, welche von hier aus Exportgeſchäfte nach England und Deutſchland machen, und zwei amerikaniſchen Firmen, welche Exportgeſchäfte nach Amerika betreiben, giebt es hier noch 23 Läden, die ihren Bedarf in Waren größtenteils von den auſtraliſchen Kolonieen und Neuſeeland beziehen. Die ſtabile europäiſche Bevölkerung Apias beträgt rund 250 Seelen, die in etwa 200 Häuſern wohnen; durch den häufigen Beſuch von Seeleuten und Händlern iſt dieſelbe indes ſtets und oft beträchtlich höher als dieſe Ziffer.

Andere Häfen, welche geräumig genug wären, ein größeres Schiff aufzunehmen, giebt es an der Nordſeite nicht, durch künſtliche Mittel würde man vielleicht imſtande ſein, die am Oſtende gelegene, ſehr tiefe Bai von Fangaloa zu einem ſicheren Hafen herzuſtellen. Jetzt iſt die mit Steilufern beginnende und mit ſumpfiger Niederung endende Bucht wegen des mangelnden Schutzes gegen Norden von gar keiner Bedeutung.

An der Südküſte, Apia gerade gegenüber, liegt die tiefe Bai von Safata, in der ſelbſt größere Schiffe guten Ankergrund finden können. Die Ufer ſind zwar niedrig und ſumpfig, doch gut bewohnt. Weiter öſtlich kommen wir zu dem größten Ort der Inſel und vielleicht dem bevölkertſten in ganz Samoa, dem gegen 4000 Köpfe zählenden Falealili an flacher, von Korallenriffen beſäumter Bucht, deren Strand über zwei Seemeilen weit Hütte an Hütte der hier wenig freundlichen, rauhen Bewohner beſäumt.

Weiter nach Oſten liegt die Bai von Saluafata, an deren Ufern die deutſche Reichsregierung allein das Recht hat, Kohlenlager und Stationsgebäude zu errichten. Es iſt dies eine der lieblichſten Gegenden der ganzen Inſel mit gutem Ankerplatz, zu dem ein breiter Kanal durch das Riff führt.

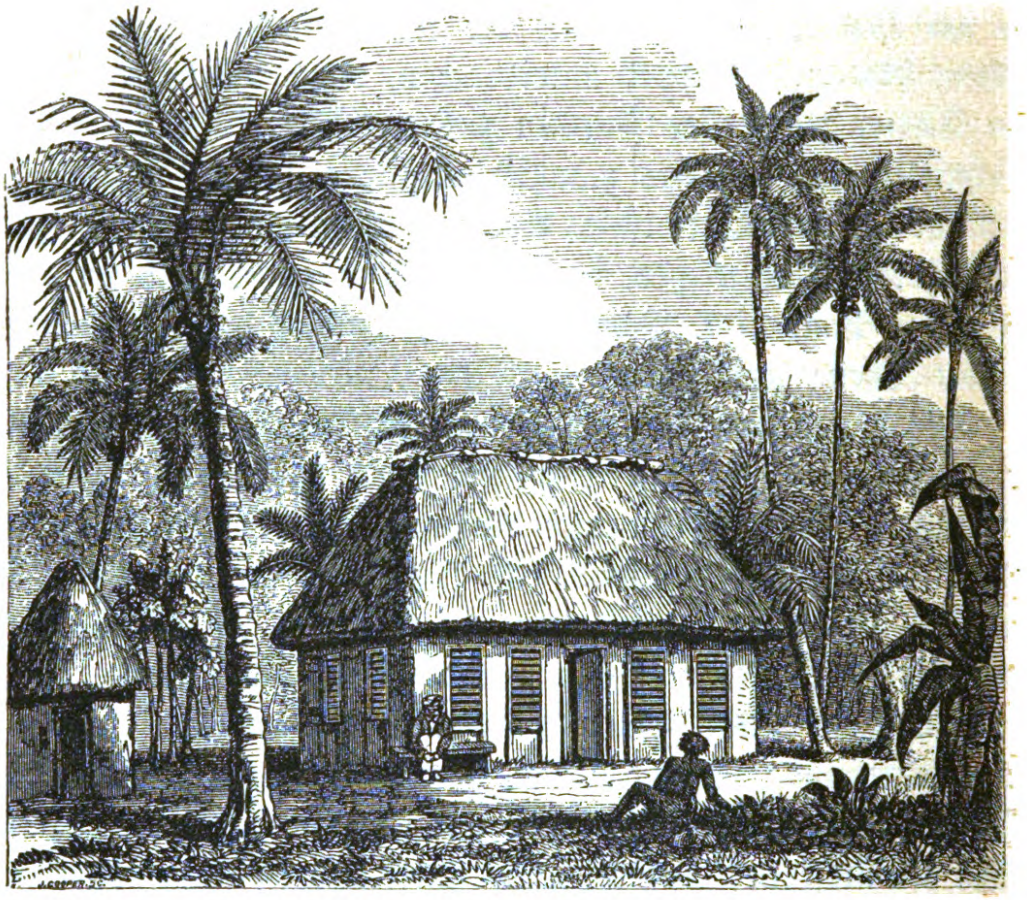
Von Upolu 62 Seemeilen ſüdoſtwärts liegt die drittgrößte

der Inſeln. Sie iſt 27 Kilometer lang, 8 Kilometer breit und hat ca. 100 Kilometer im Umfang. Von entſchieden vulkaniſchem Charakter iſt Tutuila die wildeſte und maleriſcheſte der ganzen Gruppe. Die ganze Inſel durchziehen Berge, welche durch die Schroffheit ihrer Abhänge weit großartiger erſcheinen, als man nach ihrer gar nicht bedeutenden Höhe erwarten ſollte. Steil und mauerartig fallen die Bergabhänge an der Nordküſte zum Meere ab, aber ſelbſt hier bedeckt alles eine üppige Vegetation, nur am Meeresſtrande werden die ſtillen Buchten zuweilen von nackten, ſchwarzen Klippen unterbrochen, durch welche langgewundene Thäler wie grüne Furchen ziehen. Die Küſte iſt vielfach zerſchnitten und auf das mannichfaltigſte geſtaltet. Das felſige nördliche Ufer bildet viele Baien mit manchen guten Häfen und ſicheren Ankerplätzen, in die Südküſte reicht weit der Hafen von Pago-Pago (ſpr. Pango) hinein, welcher die Inſel nahezu in zwei Theile zerſchneidet.

Der Hafen von Pago-Pago macht Tutuila zum Schlüſſel der ganzen Gruppe, mit richtigem Blick haben ſich daher die Amerikaner dieſen Hafen zur Anlage einer Schifffahrts- und Kohlenſtation abtreten laſſen. Er liegt etwa auf der Mitte der Südküſte und ſeine Landmarken, ein ſchlanker zuckerhutähnlicher Berg auf der Weſtſeite und ein viereckiger Berg mit hohem Gipfel im Oſten, ſind deutlich genug zu erkennen. Von welcher Seite man auch kommen mag, man erblickt die ſchmale Öffnung erſt, wenn man dicht vor ihr iſt, und ſieht dann mit erſtauntem Blicke die ganze Größe des äußeren Baſſins. Dicht unter dem weſtlichen Ufer liegt Goat Island, dahinter der innere Hafen. Anfangs eine ſüdnördliche Richtung verfolgend, dann im rechten Winkel nach Weſten umbiegend, gleicht dieſe merkwürdige Waſſerfläche einer rechtwinkeligen Retorte. Steile Felswände umſchließen von allen Seiten die Bucht, an ihrem Fuße zieht ſich, die ruhige Waſſerfläche entlang, ein ſchmaler Flachrand mit ſchönen Kokoshainen und reichen Pflanzungen, zwiſchen denen die zahlreiche Bevölkerung verſtreut iſt. Der Hafen iſt groß genug, um die Flotten

mehrerer Nationen aufnehmen zu können, völlig ſicher und kann ohne Gefahr bei Tage und bei Nacht angelaufen werden, wie dies in neuerer Zeit von den zwiſchen San Francisko, Honolulu, Auckland und Sydney verkehrenden Schiffen öfters geſchieht. Allerdings macht die Ausfahrt zur Zeit des Oſtpaſſats Schwierigkeiten.

Fig. 48.



Kirche auf Tau.

An der Nordſeite, Pago-Pago gerade gegenüber, liegt die Maſſacrebai oder Bai von Ofu, an welcher zehn von Lapérouſes Leuten das Leben verloren. Der Haupthandelsplatz der Inſel und Wohnſitz mehrerer Amerikaner iſt Leoni an der gleichnamigen Bucht, die leider nur für Küſtenſchuner zugänglich iſt und mit ihren ſcharfen Korallenfelſen ſo ſchlechten Ankergrund hat,

daß die Anker hier häufig verloren gehen. Hinter Leoni breitet sich ein hügeliges und schönes Gelände aus, der fruchtbarste Teil von Tutuila.

Die Manuagrupppe liegt etwa einen Längengrad ostwärts von Tutuila. Es sind drei Inseln: Tau, Olosenga und Ofu, sämtlich hoch und bergig. Tau, bei weitem die größte, ist ein einziger, etwa 1000 Meter hoher Berg mit abgestutztem Gipfel und schroffen Abhängen. Die Insel besitzt keinen Hafen, nur während des Passats können Schiffe an der Nord- oder Westseite ankern. Hier wohnt aber der vornehmste Häuptling der Gruppe und hier halten sich auch gewöhnlich die Agenten auf, welche für die Häuser in Apia die Produkte der Inseln aufkaufen.

Ganz isoliert steigt 70 Seemeilen östlich das Lagunenriff Rosa aus den Fluten, so benannt nach der Gemahlin Freycinets, welche ihn auf seiner Reise begleitete. Auf dem Riff liegen zwei Inselchen, welche zum Teil mit Kokospalmen bepflanzt wurden. Die Lagune ist sehr fischreich, auch erscheinen hier im August und September viele Schildkröten, um ihre Eier zu legen. Der Konsul Weber auf Apia kaufte die Insel für 100 Dollars, um auf ihr Fischerei zu betreiben, indessen ist der Versuch an dem Kostenpunkt gescheitert, die eingeführten Arbeiter sind in ihre Heimat zurückgekehrt, nur ein Eingeborener mit seiner Familie ist geblieben und kann sich, ein moderner Robinson, als den Herrn dieser Besitzung betrachten.

2. Die Samoaner.

Die Bewohner sind ein rein polynesischer schöner Menschenschlag, den Tonganern am meisten ähnlich, große, kräftige, dabei schlanke Gestalten von hellolivenbrauner Farbe mit schwarzem, lockigem Haar, dunklen Augen und intelligenten, ansprechenden Gesichtszügen. Die Nase ist allerdings nach unseren Schönheitsbegriffen zu breit, der Mund zu voll, auch stehen die Backenknochen zu sehr hervor. Die Frauen sind weniger schön als die

Männer, ihre Figur ist zu sehr untersetzt; angenehm aber berührt ein Ausdruck von Schamhaftigkeit, der auf anderen polynesischen Inseln soviel seltener zu finden ist. Ein nicht minder ansprechender Zug ist die allen Ständen und Altersklassen gemeine Eigenschaft großer körperlicher Reinlichkeit, die sie vor vielen als civilisiert geltenden Völkern sehr vorteilhaft auszeichnet. Zu jeder Tageszeit kann man ganze Gruppen baden sehen.

Fig. 49.



Häuptling Moeona mit Tapa-Lendenschurz.

Auch verwenden die Samoaner viel Sorgfalt auf ihr Äußeres. Freilich sind die meisten der alten Gewohnheiten mit der Einführung des Christentums verschwunden oder sie haben sich nur bei der ältesten Generation erhalten. Früher schnitten die Frauen das Haar kurz, die Männer trugen es lang; jetzt ist es umgekehrt. Auch war die Sitte, es gelb zu färben, ganz allgemein wie in Tonga. Das Tattuieren war eine gleichfalls durchweg geübte Sitte, wenig freilich von den Frauen; die Männer aber tattuierten den Körper vom Nabel bis zum Knie. Diese Sitte verschwindet schnell, aber immer noch salben sie sich gern mit wohlriechendem Kokosnußöl, dem sie zuweilen Curcuma beimischen.

Die gewöhnliche Kleidung bestand ehemals aus einem vom

Gürtel herabhängenden Schurz, der bei Frauen den ganzen Leib umgab und auch heute noch ist der Lava Lava aus Tapa oder gedrucktem Kattun auch bei Vornehmen das einzige Kleidungsstück. Selbst König Malietoa pflegte bei seinen officiellen Besuchen deutscher Kriegsschiffe nur ein solches, bis unter die Arme reichendes Tapa zu tragen, um den Leib den Ci-ci, einen Gürtel, geflochten aus dünnen Zweigen mit wohlriechenden Blättern, Bast und roten Fruchtkapseln. Hemden und Beinkleider sind noch immer als Luxusartikel angesehen und zu Strümpfen und Schuhen versteigt sich niemand. Für die Frauen haben aber die Missionäre die Tiputa eingeführt, das aus einem Stück Zeug mit Öffnung für den Kopf bestehende, in Tahiti übliche Oberkleid. Ziemlich allgemein ist der Strohhut sowohl bei Männern wie bei Frauen, die letzteren tragen ihn in der Form, wie er zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode war.

Von Alters her beliebte Zierrate hat man aber beibehalten. So tragen bei festlichen Gelegenheiten die Vornehmen mit Nautilusschalen geschmückte Netze, die Frauen Kämme aus den Rippen der Kokosblätter, sie lieben duftende, vielfarbige Blumen und legen Arm- und Halsbänder von roten Federn, Schildpatt, Haifisch- und Schweinezähnen, aus Perlmutterschalen und, seit die Europäer kamen, auch aus Glaskorallen mit großer Vorliebe an.

Die Form der Wohnungen ist zum größten Teil noch die alte. Einige Häuptlinge haben sich allerdings schon Häuser in europäischem Stile erbauen lassen und dieselben auch mit Möbeln nach europäischem Muster ausgestattet, sehr häufig Leistungen der außerordentlich geschickten samoanischen Zimmerleute und Tischler. Aber im allgemeinen befolgt man den Plan, wonach die Häuser einem umgekehrten Boote, von der Seite einem Bienenkorbe gleichen, gerade wie das uns Lapérouse beschreibt. Den erhöhten Fußboden bilden auserlesene kleine Kieselsteine, welche man mit feinen und zierlich gearbeiteten Matten bedeckt, und die, so gegen die Feuchtigkeit geschützt, zugleich zur Schlafstätte dienen. Das geräumige Innere wird überall äußerst sau-

ber gehalten. Die Seitenwände bilden 4—5 Fuß hohe Pfosten aus hübsch gearbeiteten Baumstämmen, dazwischen Matten, die man bei Tage in der Regel in die Höhe zieht. Das Dach besteht aus Kokos- oder Zuckerrohrblättern. Alle Befestigungen geschehen durch Kokosbaststricke, deren gefällige Färbung die Nettigkeit des Aussehens erhöht. Die Hütten stehen unter Fruchtbäumen regellos zerstreut; auf einem kreisförmigen, von schönen Bäumen beschatteten Grasplatz, dem Malä, das Faletele, das, größer und sorgfältiger gebaut als die übrigen, zu öffentlichen Verhandlungen und Festen, zur Aufnahme von Fremden benutzt wird und früher auch als Tempel diente.

Die Matten, welche das Innere der Häuser schmücken oder als Bekleidungsstoffe, zu Segeln u. a. m. verwandt werden, sind ausschließlich das Fabrikat der Frauen. Es sind zuweilen wahre Meisterwerke der Flechtkunst darunter, die feinsten, die Jetonga aus Pandanusblättern und mit roten Federn besetzt, die Jesina aus Hibiscusrinde. Die Samoaner setzen keinen geringen Stolz in diese Proben ihrer Kunstfertigkeit und schätzen einige derselben höher als irgend ein verwandtes europäisches Fabrikat. Auch erben solche Matten in den Familien als besonders hoch geschätzter Besitz von Geschlecht zu Geschlecht fort, ein unveräußerliches Heiligtum, dessen Wert mit zunehmendem Alter immer höher wächst. Einzelne Exemplare sind über den ganzen Archipel hin bekannt. Moe-e-fui-fui d. i. die Matte, welche unter den Schlingpflanzen schlief, heißt eine der ältesten, weil sie Jahrelang in wildem Dickicht verborgen lag. Mögen sie noch so deutliche Spuren ihres Alters und Gebrauchs zeigen, solche Matten werden hoch geachtet und ihr Besitz ist eine Urkunde, welche zu Rang und Eigentum berechtigt. Gelb, schwarz und rot sind die Farben, mit denen die Muster sehr gefällig gefärbt werden.

Sonst ist der Hausrat ein sehr bescheidener. Kurze, dicke Bambusstücke auf zwei Füßen bilden die Kopfkissen; aus Kokosblattrippen fertigt man äußerst geschickt Fächer nnd Körbe, Kokosschalen dienen als Schüsseln und Becher, große hölzerne

Bowlen braucht man zur Bereitung des Kawatranks; Blätter vertreten die Stelle der Teller bei den Mahlzeiten des Tages, von denen nur die eine gegen Sonnenuntergang die Mitglieder der Familie vereinigt.

Die Koſt beſteht in der Hauptſache aus Pflanzen und Früchten, denn die Inſeln haben ja, wie wir wiſſen, eine ebenſo arme Fauna wie alle anderen polyneſiſchen Gebiete. Ein Lieblingsgericht war früher der Hund, allgemein aber wurden bei Feſtmahlen Schweine aufgetiſcht, welche ſowohl wild als zahm vorkommen und gegen deren Angriffe man die Pflanzungen durch Steinmauern ſchützt. Die Zubereitung der Speiſen iſt gänzlich Sache der Männer, gerade wie in Tonga; ſie geſchieht, wenn man nicht den rohen Zuſtand vorzieht, in den bekannten polyneſiſchen Öfen mit heißen Steinen. Man verzehrt aber ſelbſt Fleiſch und Fiſche roh. Andererſeits verſtehen die Samoaner es ſehr wohl, Gerichte aus verſchiedenen Beſtandteilen herzuſtellen. Sehr beliebt iſt die in Gährung übergegangene Brotfrucht, welche man in die Erde vergräbt und dort mehrere Monate lang liegen läßt.

Von dem Vorwurfe der Anthropophagie darf man nach Turner und dem jüngeren Pritchard die Samoaner im allgemeinen wohl freiſprechen. Wenn einzelne Fälle vorkamen, ſo geſchah dies nicht, einem Gelüſte zu fröhnen, ſondern aus Rache. Daher kochte man gelegentlich einen ſeiner Grauſamkeit wegen berüchtigten Feind. „Ich will dich braten," war die größte Beleidigung, die man einem anderen zurufen konnte. So fühlten ſich ſtolze Häuptlinge verletzt, wenn eingeborene Prediger vom hölliſchen Feuer ſprachen. Und als Erinnerung an die alte Kannibalenſitte, den überwundenen Feind aufzufreſſen, pflegten beſiegte Häuptlinge zum Zeichen der Unterwerfung Brennholz und Laub über ihr Haupt zu halten, als wollten ſie ſagen: „Töte und koche uns, wenn es dir beliebt!"

Die gewöhnlichen Getränke ſind Waſſer und die Milch der Kokosnuß, dazu das auch hier außerordentlich beliebte Kawa.

Es ist erfreulich, daß die Samoaner sich weniger als manche andere Polynesier dem Genuß des Branntweins zugewandt haben, der hier von den Weißen in unverhältnismäßig großen Quantitäten konsumiert wird, da keinerlei Einfuhrzölle darauf gelegt sind und man schon angefangen hat, aus Bananen und Orangen einen Alkohol zu destillieren.

Um die Speisen zu würzen, brauchte man statt des Salzes das Wasser der See, die überhaupt in ihren Produkten: Fischen, Muscheln, Holothurien u. a. einen sehr großen Teil der Nahrungsmittel liefert. Man weiß sich der Fische in sehr geschickter Weise zu bemächtigen: durch Angelhaken, mit denen man sogar die geschätzten Haie fängt, mit Netzen, auch bei Fackellicht und durch Betäubung mittels des Samens der Barringtonia. Dazu bedient man sich kleiner Boote, die 1—6 Personen halten können. Ferner hat man große Boote, wie unsere Walfischfänger, welche 10—16 Meter lang sind, und große Doppelboote, in welchen bis 300 Mann Platz finden können. Allein die Fahrzeuge einheimischer Bauart werden immer mehr von den nach europäischem Muster gebauten verdrängt und schon sind kleinere Schiffe für weitere Fahrten im Gebrauch.

Was die geistigen Anlagen der Samoaner anlangt, so hatte man geraume Zeit eine sehr ungünstige Vorstellung von denselben. Nach dem erwähnten blutigen Zusammenstoß mit Lapérouse hielt man sie für gefährliche Wilde und arge Kannibalen. Ein näheres Bekanntwerden hat gezeigt, wie unrichtig dies auf einem, durch Mißverständnis herbeigeführten Ausnahmefall begründete Urteil gewesen ist. Die Samoaner sind gerade im Gegenteil sehr harmlos und freundlich und von fast nie unterbrochener Heiterkeit. Unter den Händen der Missionäre haben sie sich als ein sehr bildsames Material erwiesen und auch der Verkehr mit den minder wünschenswerten europäischen Elementen konnte sie ihrer Höflichkeit, Decenz, Freigebigkeit und Ehrlichkeit nicht berauben. Eine gewisse Würde, welche Hoch und Niedrig eigen ist, steht ihnen sehr gut. Sie sind auch die einzigen Polynesier, welche

Fig. 50.



Bemanntes Canu.

in ihrer Sprache ein Wort für „Dank" haben. Sie drücken denſelben aus, indem ſie die empfangene Gabe auf den Kopf legen; ein Geſchenk zurückzuweiſen gilt für die größte Beleidigung. Bei Begegnungen ruft man ſich gegenſeitig ein freundliches Talofa zu und ſchüttelt ſich nach engliſcher Sitte herzlich die Hände, denn der alte Gruß des Naſendrückens iſt längſt durch die Miſſionäre verdrängt worden. Nahte ſich ein Vornehmer, ſo ſetzte man ſich; es war dies ein Zeichen von Ehrfurcht, und zwar ſaß man ſtets mit untergeſchlagenen Beinen. Dieſe Sitte hat ſich nach Einführung der chriſtlichen Religion ſo weit erhalten, daß die Kirchenbeſucher während des Gottesdienſtes zwar zuweilen knieen, ſich aber niemals erheben.

Ein Ausdruck ihres vergnügungsluſtigen, heiteren Sinnes ſind ihre vielfachen Tänze und Spiele, ein Beweis für den Stand ihrer Geiſtesbildung ihre Geſänge, ihre Fabeln und ihre Redegabe. Die Lieder waren teils ethiſchen, teils erotiſchen Inhalts, zuweilen auch voll beißender Satire. Mehr als einmal wurde ſolcher Spott Anlaß zum Kriege. Nur einem war in dieſer Beziehung alles erlaubt, dem Hofnarren, den ſich ein jeder Häuptling hielt. Selbſt tabu durfte er das Tabu ſeines Herren ungeſtraft durchbrechen.

Sehr reich war der Vorrat der Samoaner an Rätſeln. Davon einige Proben. Es ſteht ein Mann zwiſchen zwei gefräßigen Fiſchen: die Zunge zwiſchen den Zähnen. Vier Brüder ſind es, die den Vater tragen: der Kopfſchemel mit ſeinen vier Füßen. Wer verläßt den Wald klein und kommt groß zur Küſte? Der Papiermaulbeerbaum, aus deſſen Rinde Tapa gemacht wird.

Von der Erſchaffung der Welt, von den Thaten ihrer Stammhelden, von ihren Kriegszügen, hatten ſie allerlei Sagen und Mythen. Solch einen Mythus erzählt uns Walpole. Vor alten Zeiten lebte in Samoa ein Mann, der wie die Weißen, immer unzufrieden war mit dem, was er hatte. Der Poi war ihm nimmer gut genug und fortwährend plagte er ſeine Familie mit neuen Einfällen. Zuletzt genügte ihm auch

ſein Haus nicht mehr; er beſchloß, ein neues zu bauen. „Von großen Steinen ſoll es ſein,“ ſprach er, „und ewig ſoll es dauern.“ Er ſtand früh auf und arbeitete bis in die Nacht, aber die Steine waren ſchwer und weit entfernt, ſo daß die Arbeit nur langſam vorrückte. So plagte er ſich Tag für Tag. Da kam er eines Abends auf den Gedanken, daß, weil die Sonne immer desſelben Weges ginge, er ſie aufhalten könnte, bis ſeine Arbeit fertig wäre. Er ſtand alſo vor Tage auf, ſtach in See und warf der Sonne ein Seil um den Hals, aber ſie ließ ſich dadurch nicht hindern. Er ſtellte da, wo ſie heraufkam, Netze; vergebens. Ungeſtört nahm ſie ihren Lauf und verlachte und ſtrafte ſeine Anſtrengungen mit heißen Winden. Unterdeſſen ſtand der Hausbau ſtill und der Mann geriet nahezu in Verzweiflung. Endlich erbarmte ſich ſeiner der die Stämme umwindende Itu und gab ihm ſeine langen und zähen Ranken zu einer feſten Schlinge. Mit einer ſolchen im Kahn begab ſich der Mann aufs hohe Meer. Es war gerade die Jahreszeit, in der die Sonne trübe und ſchläfrig iſt. Müde kam ſie herauf, ſah nicht umher und ſteckte den Kopf in die Schlinge. Sie zog und riß, aber Itu hatte den Strick zu ſtark gemacht. Sie konnte nicht weiter. Jetzt baute der Mann ſein Haus; die Sonne ſchrie und ſchrie und ertrank beinahe, aber erſt, als der letzte Stein eingefügt war, durfte ſie ihren Lauf fortſetzen. „Das Seil des Itu vermag niemand zu zerreißen,“ ſo ſchloß der ſamoaniſche Führer ſeine Erzählung als Nutzanwendung für Walpole, der dieſen Verſuch bei einer ihm hinderlichen Iturante ſoeben vergeblich gemacht hatte.

Eine andere Sage finden wir bei Turner. Talanga war ein Freund von Mafuike, dem unterirdiſchen Gotte der Erdbeben. Er pflegte ihn durch einen Felſen zu beſuchen, welchen er durch Zauberſprüche zu öffnen und zu ſchließen verſtand. Eines Tages ſchleicht ihm ſein Sohn Tiitii nach, um Mafuikes Feuer zu holen. Schon hat er es erhalten, ſchon kocht er ſeine Speiſe, da greift ihn Mafuike an und erſt, nachdem derſelbe einen

Arm verloren hat, läßt er ihn im Beſitz des Feuers. Nach dieſem Kampfe kann Mafuike, der Samoa trägt, es nur noch auf einem Arme halten. „Es iſt gut," ſagen die Samoaner bei einem Erdbeben, „daß Mafuike nur einen Arm hat, ſonſt würde es uns ſchlimm ergehen."

Anſpielungen auf ſolche Sagen und Mythen liebten die Redner in den öffentlichen Verſammlungen, wenn einer nach dem andern ſich erhob und, auf den großen Stab geſtützt, den Fliegenwedel in der Hand, im Namen ſeines Stammes das Wort ergriff. Es waren gar nicht verächtliche oratoriſche Leiſtungen, die ſich mit Vorliebe zu Allegorien wendeten, auch gern durch ironiſche Seitenhiebe die ſtets maßvolle Heiterkeit ihrer Zuhörer anregten. Dieſe Redner bewahrten die alten Überlieferungen auf, welche ſich in den Familien, die ſie vertraten, von Generation zu Generation vererbten.

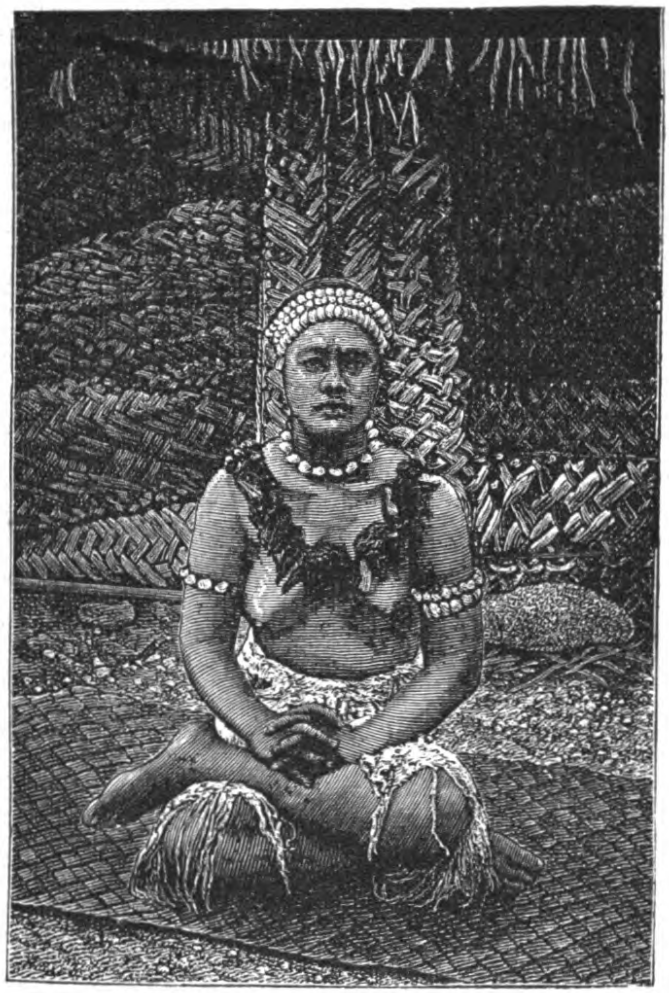
Lieben die Samoaner aber den Geſang, ſo ſind ihre muſikaliſchen Inſtrumente doch der allereinfachſten Art: hohle Stämme, geſpannte Matten, Bambusſtäbe von verſchiedener Länge. Zu ſolcher Muſik, zum taktmäßigen Klatſchen der Hände, zum Geſang, werden, am liebſten abends beim Lichte des Mondes, die Tänze aufgeführt.

Mit Leidenſchaft betreibt man allerlei Spiele. Bei dem Timuri ſitzen zwei Parteien einander gegenüber und bemühen ſich, eine an einem Bindfaden befeſtigte und im Kreiſe herumgeſchwungene Apfelſine mit ſpitzen Stäbchen aufzuſpießen. Die Partei gewinnt, welche zuerſt 50 Treffer aufweiſt. Manchmal ſpielt man um ein gebratenes Schwein, das nun in Gemeinſchaft verzehrt wird. Bei dem Litia ſtehen ſich ganze Dörfer gegenüber im Wettkampfe, wer zuerſt 50mal über eine 25 Meter entfernte Linie hinaus leichte Lanzen aus Hibiscusholz zu ſchleudern vermag.

Nur für die Häuptlinge iſt der hochbeliebte Taubenfang. Auf einem offenen, runden Platz, deſſen Gebüſcheinfaſſung rings-

um Verſtecke enthält, verſammelt man ſich, ein jeder mit ſeinem ſorgfältig abgerichteten Lockvogel, der nun losgelaſſen wird. Wie die Locktauben den Platz umſchwirren, finden ſich wilde Tauben ein und nun gilt es, aus dem Verſteck heraus mit dem kleinen Käſcher an 10—12 Meter langem Bambusrohr die wilden Gäſte einzufangen.

Fig. 51.



Vornehme Samoanerin im Brautſchmuck.

Die Sprache der Samoaner ſteht der von Tonga ſehr nahe. Statt r gebraucht man l, ſtatt s das h und ſtatt der ſchwachen Aſpiration k; das g iſt ſtets naſal und wird wie ng ausgeſprochen. Somit iſt die Sprache eine der ſanfteſten und flie-

ßendsten Polyneſiens. „Die Tahitier lernen unſere Sprache nicht," ſagen die Samoaner, „ihre Kinnbacken ſind zu ſteif."

Was in dem Leben dieſes Volksſtammes beſonders angenehm berührt, iſt die Achtung, welche man den Frauen zollt, die, hier weniger mit Arbeiten belaſtet, eine weit angenehmere Exiſtenz führen als auf irgend einem anderen Archipel. Die Ehe freilich wurde auch in Samoa durch Kauf geſchloſſen und die dabei ſtattfindenden Ceremonien entbehrten gänzlich des religiöſen Charakters.

Vermählte ſich der Malietoa, der oberſte Häuptling der Gruppe, ſo waren die Feierlichkeiten natürlich ganz beſonders groß. An dem beſtimmten Tage begab ſich die Braut auf den Faletele, den Gemeindeplatz in der Mitte des Dorfes, der für dieſe Feier über und über mit Matten belegt war. In ihrem nur für Häuptlingstöchter beſtimmten Stirnband und dem Schmuck von duftigen Blumenkränzen und Perlenſchnüren, welche vom Hals herab auf den unbekleideten, mit Kokosöl geſalbten Oberkörper herabfielen, Hüften und Oberſchenkel in feinſtes Tapatuch gehüllt, nahm ſie ihren Platz an dem Fuß eines gleichfalls reich geſchmückten Brotfruchtbaumes. Ihr gegenüber, im Schatten eines anderen edlen Baumes verſammelte ſich ein Chor feſtlich geſchmückter Frauen, in kurzen Zwiſchenräumen durch Neuhinzugekommene ſich vergrößernd; er beſang in einer Feſthymne die Thaten des Malietoa und ſeiner Vorfahren. Dann begann ein Tanz, ausgeführt von acht, mit Blumen geſchmückten Jungfrauen, die in zwei Reihen einander gegenübergeſtellt, ihre anmutigen Bewegungen ausführten. Dazu ſang die Braut nach einer feierlichen Melodie ein Lied von den Thaten ihrer Väter, während drei ältliche Frauen den Takt mit kurzen Stäben auf einer Matte ſchlugen. Alles bei dieſen Tänzen und Liedern war decent und durchaus frei von der häufig die Grenze der Sitte überſchreitenden Ausgelaſſenheit, mit der ſonſt die Feſte gefeiert wurden. Am Schluß der Ceremonien führte man die Braut in feierlichem Zuge in die Wohnung ihres Gemahls.

Mit einer Frau begnügten ſich die Vornehmen in der Regel nicht; ſie konnten von den Gemeinen — das Volk zerfiel in zwei Klaſſen — ſo viele nehmen, als ihnen beliebte, durften ſie aber auch wiederum zu jeder Zeit entlaſſen. So Geſchiedenen war es verboten, ſich wieder zu verheiraten.

Die Eltern zeigten große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder und Kindermord, wie er ſonſt in Polyneſien vielfach geübt wurde, kam hier niemals vor. Sobald das Kind geboren war, rief man die Götter an und beſtimmte ſeinen Schutzgott. Und nun behandelte man dasſelbe mit großer Zärtlichkeit, aber in völlig ungeeigneter, geſundheitswidriger Weiſe, ſo daß vor Einführung des Chriſtentums voll zwei Drittel geſtorben ſein ſollen, und auch jetzt noch die Sterblichkeit bis zum zweiten Lebensjahre eine ſehr große iſt. Denn gegen die vielen Kinderkrankheiten wandte man keinerlei Arzneien an.

Die Heilkunde ſtand überhaupt auf einer ſehr niedrigen Stufe. Dennoch hatte jede Krankheit ihren eigenen Arzt. Allein da man jedes Übel dem Mißfallen eines beſonderen Gottes zuſchrieb, ſo lag den Freunden des Kranken weniger an der Arznei als daran, die Urſache des Übels zu erfahren. Zu dieſem Zwecke wandte man ſich an den Oberprieſter des Dorfes, der dann wohl ein Opfer verlangte, wie z. B. ein Kanu, ein Stück Land u. a. Vielleicht erließ er auch das Gebot, die Familie zu verſammeln, zu beichten und „auszuwerfen.“ Bei dieſer Ceremonie hatte jedes Familienmitglied ſeine Vergehen zu bekennen, namentlich ob es dem Kranken ein Unheil gewünſcht habe, und mußte zum Zeichen des Widerrufs ein wenig Waſſer in den Mund nehmen und es gegen den Kranken ausſpeien. Übrigens war man gegen die Patienten außerordentlich aufmerkſam und ſuchte ihnen jeden Wunſch zu gewähren.

Nahte ſich das Ende, ſo ſandte man Boten an Freunde und Verwandte, die ſich dann mit allerlei wertvollen Gaben am Sterbebette einſtellten, um den letzten Abſchied zu nehmen. Die Geſchenke wurden nach dem Tode unter die Familienmitglieder

verteilt. Das Sterbehaus durchtönte lauter, weithin schallender Jammer; die Leidtragenden zerrissen ihre Kleider und verwundeten Kopf, Gesicht und Leib mit den Händen, mit spitzigen Feuerbränden und Steinen. Die Bestattung durfte in jenem Klima nicht lange hinausgeschoben werden. Man bemalte das Gesicht der Leiche mit Curcuma, salbte den Körper mit Öl, hüllte ihn in mehrfache Gewänder und überantwortete ihn so ohne weiteres der Erde. Nur die Häuptlinge erhielten einen Sarg, jetzt werden ganz allgemein zu diesem Zwecke kleine Kähne benutzt, deren Enden man abschneidet, worauf dann das Ganze mit Zeug umwunden wird. Den Kopf des Leichnams legte man gegen Sonnenaufgang, die Füße nach Westen. Den Toten begleiteten sein Trinkbecher, sein hölzernes Kopfkissen, die Kleider, welche er während der Krankheit trug, weil man fürchtete, Krankheit und Tod möchten die befallen, welche sie nach ihm in Gebrauch nähmen.

So lange die Leiche im Sterbehause lag, durfte dort nichts gegessen werden. Das Haus war tabu, ebenso die, welche den Toten bis zu seinem Ende gepflegt hatten. Sie durften keine Speisen mit ihren Händen berühren; sie mußten sich füttern lassen, erst am fünften Tage war man rein, nachdem Gesicht und Hände in Wasser gebadet waren. Wer diese Vorschriften verletzte, den bedrohte der Zorn des Hausgottes mit Verlust der Haare und Zähne.

War der Leib nicht begraben, so hatte die Seele keine Ruhe; bei Tag und bei Nacht wanderte sie trostlos umher und jammerte: „O wie kalt! o wie kalt!“ Um sie zu erlösen, versammelten sich in der Nähe der Meeresbucht, wo der Verstorbene ertrank, auf dem Schlachtfelde, wo er gefallen war, einige seiner Freunde in der Absicht, die Seele in der Gestalt des Tieres, die sie angenommen, zu erhaschen. Ein Stück Tapatuch vor sich auf der Erde ausbreitend, setzte sich einer nieder und rief die Gottheit an, ihm bei seinem Unternehmen gnädig zu sein. Das erste Ding, was sich auf dem Tuche zeigte, meinte man, sei der abgeschiedene Geist. Wenn nach einigem Warten nichts erschien,

nahm ein zweiter die Stelle ein und ſo fort, bis ſich vielleicht ein Inſekt auf das Tuch verirrte, das ſofort eingewickelt, zur Familie zurückgebracht und mit allen üblichen Feierlichkeiten begraben wurde.

Nun konnte die Seele in ihre neue Heimat gehen. Der Eingang zur Unterwelt lag auf Sawaii in einer großen Felſenhöhle am Weſtende der Inſel. Dorthin wurden die Geſtorbenen von Geiſterſcharen geleitet; wer zu den anderen Inſeln gehörte, eilte an das Weſtende ſeiner Heimatinſel und ſtürzte ſich vom „Springſtein“ ins Meer und durchſchwamm dasſelbe; lagen mehrere Inſeln zwiſchen ihm und Sawaii, ſo hatte er das bei dem jedesmaligen Springſtein zu wiederholen. In jener Höhle, Faſa genannt, wuchs eine Kokospalme; konnte eine Seele dieſe berühren, ſo kehrte ſie ins Leben zurück. Aber das Thor auf Sawaii, das zur Unterwelt führte, war nur für die Vornehmen beſtimmt, das niedere Volk blieb auch nach dem Tode von den höheren Klaſſen getrennt und ging durch einen anderen Weg zu ſeinem eigenen Hades.

Die Seelen der Vornehmen wohnten in Polutu unter dem mächtigen Gott Laveaſuileo, der oben Menſchengeſtalt, unten einen Fiſch- oder Schlangenleib hatte; ſie gehörten nun zu den Göttern der zweiten Klaſſe. Unter den oberen Gottheiten war Tangaloa, der Schöpfer der Welt, der Vornehmſte, ihm zunächſt ſeine Tochter Sina, die Vermittlerin zwiſchen ihm und den Menſchen, Mafuike, der Erzeuger der Erdbeben, die Kriegsgötter Moſo und Sepo, die ſamoaniſche Ceres Leſaa u. a. m. Jeder Diſtrikt, jedes Dorf, jede Familie, ja faſt jeder einzelne hatte eine beſondere Gottheit. Es war alſo eine Fülle vorhanden. Die oberen Götter wurden aber faſt gar nicht beachtet, nur den unteren zollte man Verehrung.

Daran knüpft ſich die Vorſtellung, daß ein jeder Gott irgend einen beliebigen Gegenſtand zu ſeinem zeitweiligen Aufenthalt nehmen könne. Solche nun von der Gottheit bewohnte Gegenſtände: Geräte, Steine, Pflanzen, Tiere, ſelbſt einzelne

Gliedmaßen der letzteren, wie das rechte Bein oder der Schwanz eines Hundes, waren nun das „Etu“ des Verehrers des Gottes, der diesem hohe Achtung erwies und, war es eine Pflanze oder ein Tier, sich sorgfältig vor dem Genuß desselben hütete, denn ein solches Vergehen führte den Tod herbei.

Bilder der Götter hatte man nicht, wohl aber Tempel oder doch heilige Haine, auch vertrat wohl das Faletele die Stelle des Heiligtums. Noch sieht man bei Apia am Ufer des Sigago die Ruinen eines Gebäudes, die nach einer alten Gottheit Fala o Lefee genannt werden.

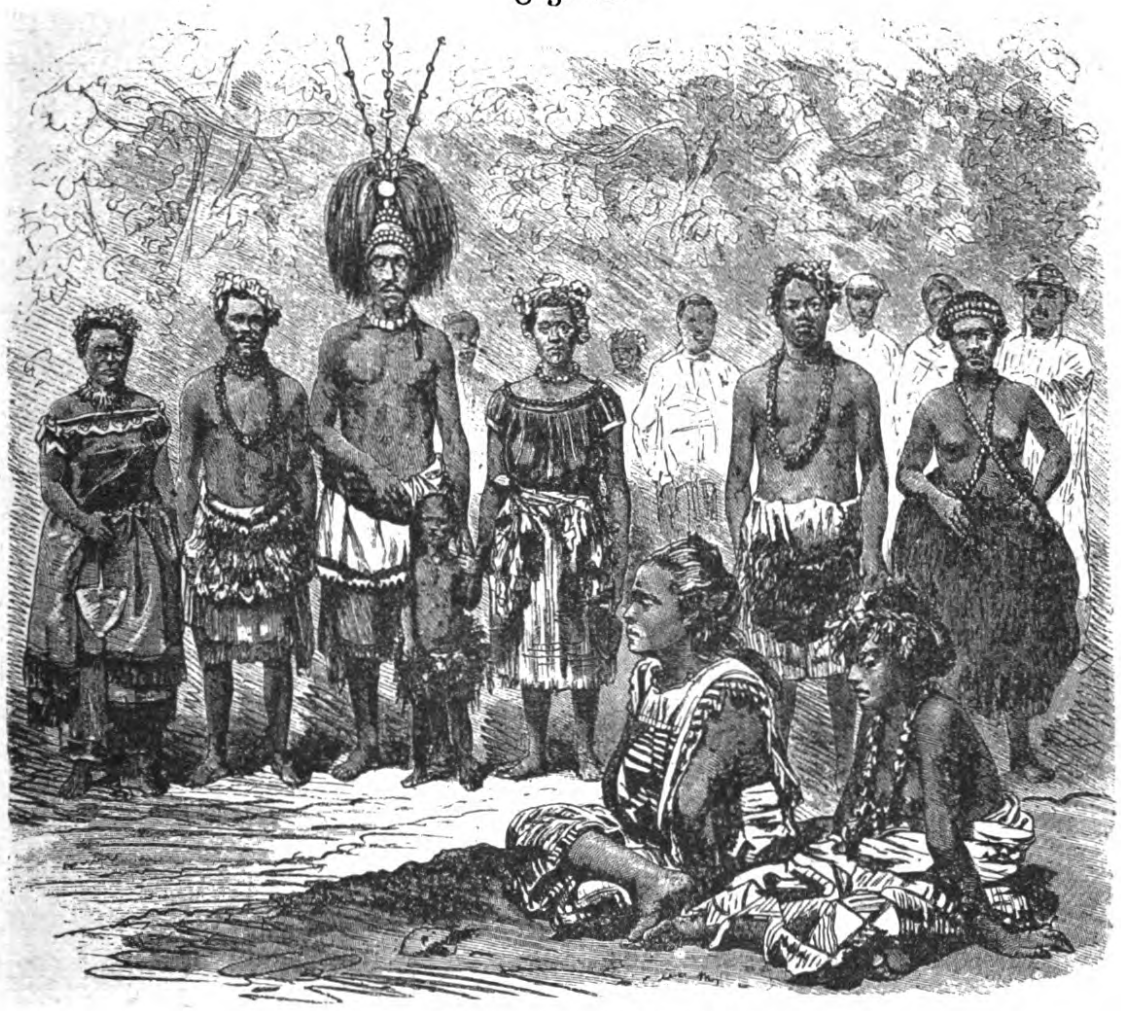
Ein jeder Gott hatte seinen eigenen Priester. Aber auch die Häupter eines Dorfes waren Priester des zu ihnen gehörigen Gottes, wie die Häupter der Familien die Priester des Familiengottes waren. Bei jedem Abendessen hielten die letzteren einen Hausgottesdienst nach vorgeschriebenen Formen, wobei Kawa getrunken oder, wenn dieses fehlte, das Feuer zu hellerem Auflodern angefacht wurde. Wann die Opfer stattfinden sollten, bestimmten die eigentlichen Priester, es waren meist Lebensmittel und Kawa, welche man darbrachte, und die man dann selber genoß. Alle Formen und Ceremonien wurden mit großer Strenge und Pünktlichkeit beobachtet.

Die staatlichen Zustände waren zur Zeit der Ankunft der Europäer in völliger Auflösung begriffen. Früher mag die Verfassung eine monarchische gewesen sein; sehen wir doch, daß der angesehenste und reichste Häuptling einen besonderen Titel führte. Die Macht, welche derselbe aber etwa früher besessen hatte, war gänzlich verschwunden. Eine Art geistlicher Würde, welche an tonganisches erinnert, die des Tamafainga, in welchem „der Geist der Götter“ wohnte, erlosch, als der letzte Träger derselben 1830 erschlagen wurde.

Einen staatlichen Mittelpunkt hat es in früherer Zeit seit Menschengedenken nicht gegeben. Die zehn Distrikte, in welche die Inselgruppe geteilt ist, haben einander oft völlig unabhängig gegenüber gestanden. Die Zustände, wie sie noch bis in die

neueſte Zeit beſtanden, waren folgende. Die Grundlage der ſtaatlichen Einrichtungen bildete die Familie, welche unter ihrem Haupt, dem Tulafale, ſtand. Über die Tulafale war der erbliche, mit gewiſſen Vorrechten und Immunitäten bekleidete Alii geſetzt; mehrere Dörfer bildeten einen Bezirk unter einem Tupu und die Bezirke waren wiederum zu einem Diſtrikt vereinigt,

Fig. 52.



Häuptling in Gala nebſt Familie.

welchem ein Tui vorſtand. Die angeſehenſten der Tui von Sawaii bekleideten noch höhere Würden unter den Titeln Tamofainga und Maliteoa, welche als Repräſentanten der Nation gelten dürfen. Keiner von allen dieſen hatte viel Macht. In jedem dieſer räumlich begrenzten Bezirke entſchied nicht der be-

treffende Vorsteher, vielmehr eine Versammlung der Vertreter ihres Gemeinwesens nach eingehender Debatte, für deren Gang bestimmte Vorschriften bestanden. Wenn aber die Häuptlinge keine große Macht besaßen, so waren sie doch hochgeehrt. Nicht nur genoß der höchste derselben völlige Freiheit von allen Abgaben und das Recht auf ein von der Gemeinde erbautes Haus, es wurden ihm auch nahezu göttliche Ehren erwiesen, deshalb opferte man ihm die Erstlingsfrüchte und, ihm zu nahen, war wegen seiner Heiligkeit nicht ungefährlich.

Nach den Häuptlingen kamen die Tulafale, welche die Hauptmasse des Volkes bildeten, danach als dritter Stand das rechtlose Volk.

Was aber das Verhältnis zwischen Herrscher und Beherrschten milderte und einen Ausgleich zwischen beiden annäherte, waren die fortwährenden Fehden der beiden, von alters her bestehenden Parteien, so daß nirgends in Polynesien die Standesunterschiede minder schroff sind als hier. Diese beiden Parteien waren die Maló und die Waiwai, d. i. die Sieger und die Besiegten, die letzteren solche Stämme, welche sich den ersten mit vielen Ceremonien unterworfen hatten. Dies nötigte die Waiwaihäuptlinge zu rücksichtsvoller Behandlung ihrer Unterthanen, damit diese nicht etwa von ihnen abfielen und sich der Gegenpartei anschlössen.

Es giebt jetzt zwei königliche Familien auf Samoa: die alte Königsfamilie Tupua und die mehr moderne Malietoa. Die erste war, soweit die Geschichte der Inselgruppe zurückreicht, die herrschende. Der Name Malietoa ist neueren Ursprungs; er stammt aus einem Kriege zwischen Samoa und Tonga. Damals vertrieb ein tapferer samoanischer Häuptling die seeräuberischen Tonganer aus Upolu nach harten Kämpfen von einem Ende der Insel bis zum anderen und für diese That gaben ihm seine dankbaren Landsleute den Ehrennamen Malietoa d. i. Tapferer Krieger. Die Anhänger der Malietoa-Familie waren die Häuptlinge von Sawaii, Manono und Apolima sowie des mittleren

Teiles von Upolu, während die Tupuafamilie ihre Stützpunkte in Atua und Aana auf Upolu hatte. Ein Nachfolger des erwähnten großen Malietoa eroberte diese beiden letzten Distrikte und herrschte somit über Upolu, Manono, Apolima und Sawaii. Infolge einer Verschwörung wurde er aber sehr bald danach ermordet, indes regierte sein Nachfolger Tawita, welcher 1840 starb, längere Zeit über ganz Samoa. Seitdem hat niemand alle fünf Titel, welche die Gruppe zu vergeben hat, in seiner Person vereinigt. Der Titel, den der jetzige König gleich seinem Vorgänger führt, ist der von Sawaii stammende: Malietoa. Die vier, für Upolu geltenden: Tui Atua, Tui Aana, Natoaitele und Tamasoali sind in letzter Zeit niemand gegeben worden.

Als 1859 Tavitas Sohn und Nachfolger starb, wurde sein Sohn Laupepa in Gemeinschaft mit seinem Oheim Pea oder Talavu

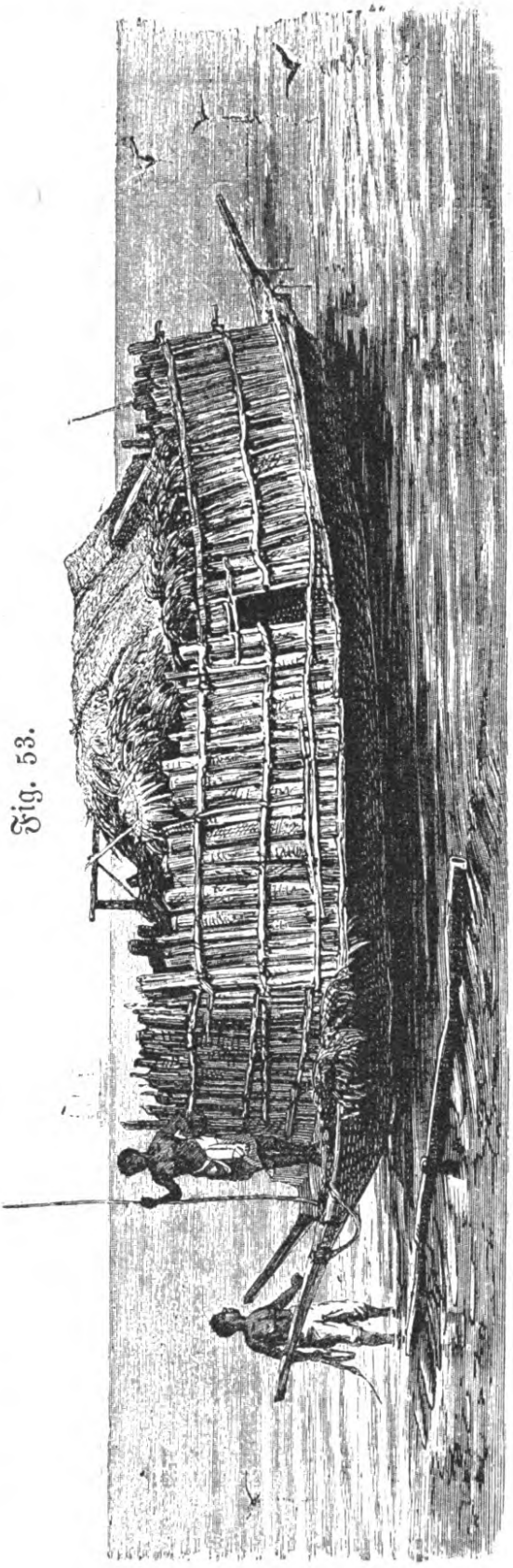


Fig. 53. Ein Kriegs-Kanoe von Saluafata.

mit der Königswürde betraut. Bis 1868 bestand dies Duumvirat auch ungestört. In diesem Jahre wurde durch den Einfluß der Kolonisten eine Verfassung nach fremdem Muster eingeführt und beschlossen, nur ein Oberhaupt an die Spitze des Staates zu stellen. Die Versammlungen sollten nicht mehr, wie früher, auf Manono, sondern in Molinu bei Apia tagen. Aber die Bewohner von Manono wollten sich diese Maßregel, welche ihrer Insel die Hegemonie nahm, nicht gefallen lassen und erhoben Pea zum König. Bei dem sich nun entspinnenden Kriege, welcher bis in die allerjüngste Zeit fortgedauert und die Gruppe in zwei feindliche Parteien zerrissen hat, erhob man hier wie dort den Schlachtruf: Samoa ua tasi d. i. Samoa ist eins. In diesen Kämpfen wurden Laupepas Anhänger geschlagen, sie entkamen zum Teil über die Gebirge nach der Südseite von Upolu, zum Teil retteten sie sich in Booten. Ungefähr 20 Dörfer wurden zerstört, wobei man allerdings bestimmte Orte als Zufluchtsstätten für Weiber, Kinder und Verwundete schonte, auch die Kirchen und Prediger, wie deren Besitztum unverletzt ließ. Die Ländereien der weißen Ansiedler erklärte man für neutral. Der Kampf wurde noch zum großen Teil mit der alten Wildheit geführt; man schnitt den Gefallenen die Köpfe ab und brachte sie als Siegeszeichen vor den Führer, doch sandte man sie oft noch am Abend des Schlachttages den Angehörigen der Gefallenen zu.

Endlich kam mit Hilfe der Konsuln im November 1873 eine Einigung der beiden streitenden Parteien zustande, wonach die Regierungsgewalt in die Hände eines Septemvirats, der Taimua (d. i. die, welche voraufgehen, den Weg zu zeigen) gelegt wurde. Diese Verfassung erhielt im Januar 1875 eine Abänderung durch die Erhebung von Laupepa aus der großen Familie Malietoa und Pulapule aus der Familie Tupua zur Königswürde, zugleich wurde die Zahl der Taimua auf 14 erhöht. Daneben bestanden dann immer noch die Versammlungen der Vorsteher der Dörfer, der Faipule, welche sozusagen das Unterhaus von Samoa bil-

deten. Bis zum April 1875 herrschten auf Samoa friedliche Zustände, dann wurden sie abermals und zwar durch Einflüsse von außen her unterbrochen.

In der Mitte des Jahres 1873 war der Amerikaner Steinberger als Kommissar seiner Regierung nach Samoa abgesandt worden, um die Hilfsquellen der Gruppe zu studieren und über dieselben zu berichten. Diese Gelegenheit benutzte Steinberger, um die Samoaner zu überreden, das Protektorat der Vereinigten Staaten nachzusuchen. Dies gelang ihm und im Oktober 1873 kehrte Steinberger nach Nordamerika zurück als Träger einer an den Präsidenten Grant gerichteten Petition, worin um Unterstützung bei Bildung einer zu schaffenden Regierungsform gebeten wurde.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte sich schon am 17. Februar 1872 den schönen Hafen Pago-Pago auf Tutuila abtreten lassen, zu einer Besitzergreifung der Inselgruppe war der Kongreß aber keineswegs geneigt. Indessen kehrte Oberst Steinberger am 1. April 1875 auf dem amerikanischen Kriegsschiffe „Tuscarora" mit einem Empfehlungsschreiben des Präsidenten Grant zurück. Er übergab den Samoanern vier Geschütze und eine Gatling-Mitrailleuse als Geschenke der Regierung von Washington. Unter seinem Einflusse wurde eine neue Konstitution verfaßt, Malietoa Laupepa als König eingesetzt, Steinberger fungierte nominell als sein Premierminister, faktisch als Diktator Samoas. Als auf Tutuila Unruhen ausbrachen, armierte er den amerikanischen Schuner „Peerleß" und unterdrückte schnell die Revolte. Um sich noch mehr zu befestigen, rief er Amerikaner herbei und verlieh ihnen einflußreiche Stellungen. Und mit dem seit lange in Apia domizilierten Hause Godeffroy schloß er einen besonderen Kontrakt. So gewann er bald eine große Partei von Anhängern.

Der König, welcher allmählich zu einer bloßen Puppe herabgesunken war, wandte sich aber bald gegen Steinberger, und die Europäer, namentlich die Missionäre, nahmen an seinem wüsten

Lebenswandel Anſtoß. So geſchah es denn, daß, als am 12. Dezember 1875 das engliſche Kriegsſchiff „Barracoota“ in den Hafen von Apia einlief, der amerikaniſche und der engliſche Konſul bei dem Kommandanten das Anſuchen ſtellten, Steinberger als eine für die Ruhe der Inſeln gefährliche Perſon aufzuheben. Der König entſetzte Steinberger ſeines Amtes, dieſer aber ließ Malietoa ergreifen und unter Bedeckung nach Sawaii bringen. Die „Barracoota“ brachte den König indes ſofort wieder zurück und nun entſpann ſich ein nicht unblutiger Kampf, deſſen Ende die Gefangennahme Steinbergers und ſeine Abführung nach Neuſeeland war, von wo er in ſeine Heimat zurückkehrte.

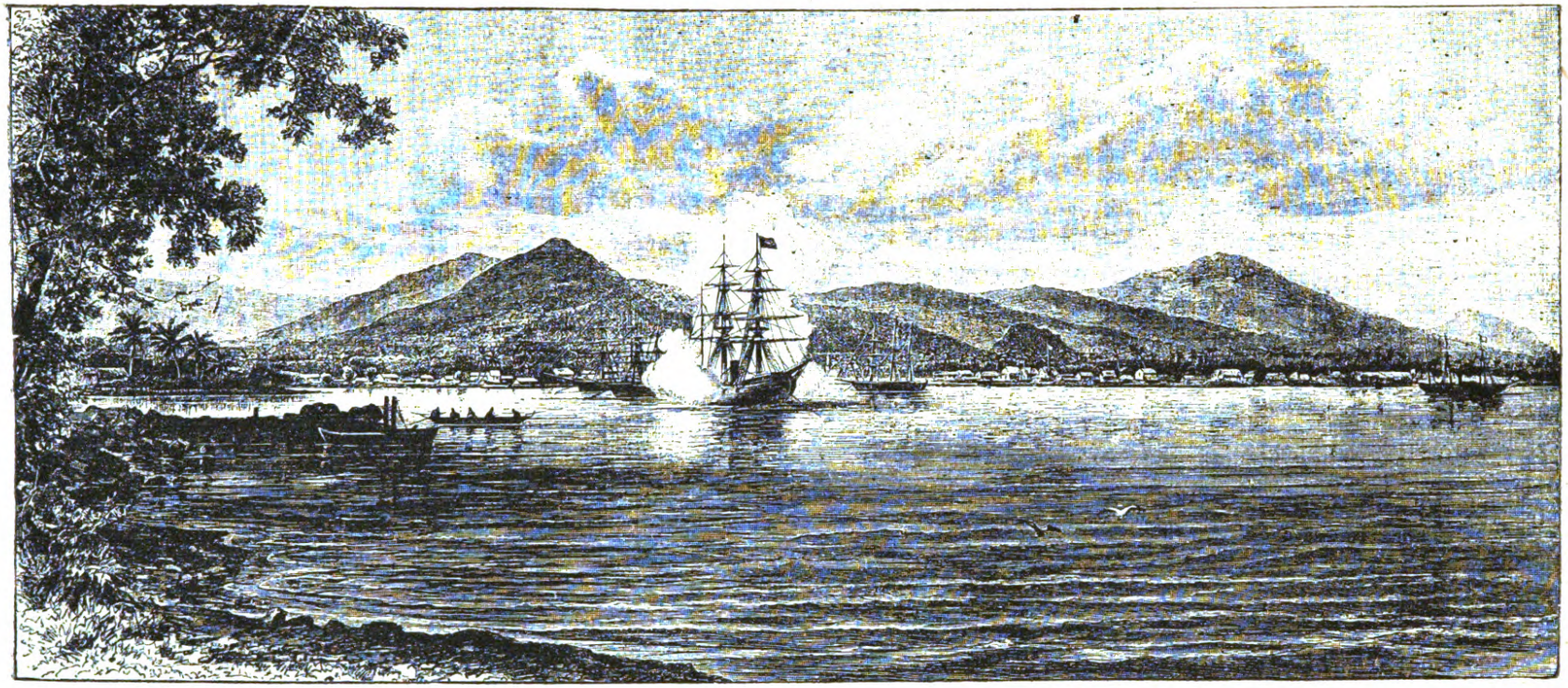
Für eine Zeitlang hörten zwar die Feindſeligkeiten auf, allein die Spannung zwiſchen der alten Samoa-Partei und den Anhängern Steinbergers dauerte fort; immer noch hofften die letzteren auf die Wiederkehr ihres Führers.

Auch die Agitationen für eine Beſitzergreifung der Samoagruppe durch die Vereinigten Staaten waren keineswegs zu Ende. Ende 1877 reiſte Le Mamea, der Abgeſandte der Taimua, nach Waſhington, um der amerikaniſchen Regierung das Protektorat anzutragen. Er imponierte dort bei der Neujahrscour im Weißen Hauſe durch ſeine ſtattliche Erſcheinung und ſein decentes Auftreten, allein zur Übernahme des Protektorats fühlte man ſich nicht geneigt, wohl aber wurde am 17. Januar 1878 ein Meiſtbegünſtigungsvertrag abgeſchloſſen.

Trotzdem erklärte der amerikaniſche Konſul Griffin ſchon im Februar darauf den Vertretern Deutſchlands und Englands, daß er die Samoagruppe unter den Schutz ſeiner Regierung ſtelle. Beide Konſuln antworteten mit einem energiſchen Proteſt und Griffin wurde bald darauf abberufen.

Die deutſche Regierung hatte ſchon am 3. Juni 1877 mit der ſamoaniſchen Regierung einen Vertrag abgeſchloſſen, in welchem die Neutralität des von den Deutſchen bewohnten Landſtrichs, Schutz für deren Eigentum und die wichtige Klauſel anerkannt wurde, „daß in keiner Weiſe die deutſche Regierung zurückgeſetzt

Fig. 54.



Die „Ariadne“ nach Ratifikation im Hafen von Apia salutierend.

und einer anderen fremden Regierung Vorrechte vor ihr gewährt werden sollten.“ Die in diesem Vertrage gemachten Zusagen waren aber keineswegs erfüllt worden, vergeblich hatte man mehrmals darauf gedrungen und als nun jener Vertrag mit Nordamerika zustande kam, erfolgte die Beschlagnahme der Häfen Saluafata und Falealili auf Upolu durch das deutsche Kriegsschiff „Ariadne.“ Beide Häfen wurden erst freigegeben, nachdem am 24. Januar 1879 der Freundschafts- und Meistbegünstigungsvertrag endlich abgeschlossen worden war. Die vornehmsten Bestimmungen desselben sicherten den Deutschen das alleinige Recht der Anlage einer Station in dem Hafen von Saluafata, unbeschadet der Hoheitsrechte von Samoa, und ohne Schiffe anderer Nationen am Verkehr daselbst zu hindern. Doch dürfen in Bezug auf diesen Hafen und seine Ufer keiner Nation gleiche Rechte mit der deutschen gewährt werden. Für den Hafen von Apia wurde der freie Verkehr gesichert und bestimmt, daß die deutsche Nation in dieser Beziehung immer mit anderen gleichberechtigt sein solle.

Seitdem ist die Ruhe durch mancherlei innere Kämpfe der Parteien bis in die neueste Zeit gestört worden und nur durch das energische Eingreifen englischer, amerikanischer und besonders deutscher Kriegsschiffe hat sich endlich ein Zustand angebahnt, welcher eine Sicherheit für die Zukunft verspricht.

3. Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee.

Der große Landbesitz, welcher sich jetzt in deutschen Händen befindet, wird fast ausschließlich von der obengenannten Gesellschaft gehalten. Und bis vor kurzem war sie die alleinige große Grundeigentümerin der Gruppe. Die Ausdehnung des Gebietes, welches der französischen Mission gehörte, war im Vergleich dazu verschwindend klein und auch das Eigentum der Amerikaner wenig bedeutend. Während alle anderen Weißen 24 000 Hektar Landes erworben hatten, nannte die deutsche Gesellschaft 52 000 Hektar ihr eigen. Aber in neuester Zeit hat eine englische Firma nahezu

5/6 der ganzen Insel Sawaii durch Kauf erworben und den Engländern gehören jetzt auf dieser Insel und Upolu nicht weniger als 100 000 Hektar Landes.

Die Titel, auf welche sich der deutsche Besitz stützt, sind zum Teil alt, aber die Gesellschaft, welche in denselben getreten ist, zählt seit ihrer Entstehung wenige Jahre. Sie hat die Stelle eingenommen, welche die alte und berühmte hamburger Handelsfirma Johann Cesar Godeffroy und Sohn lange Jahre behauptete, ehe sie durch ungünstige Konjunkturen aus derselben verdrängt wurde.

Die Firma Godeffroy in Hamburg wurde begründet vor mehr als hundert Jahren. Die Familie war durch das Edikt von Nantes aus ihrem Heimatlande Frankreich vertrieben worden, das Edikt, welches Frankreich so vieler seiner besten Bürger beraubte. Das Geschäft wurde mit ebensoviel Umsicht als Erfolg geführt und bald zogen sich von dem schmalen Giebelhaus am Alten Wandrahm die Fäden des hamburger Handels über alle Meere bis zu den entferntesten Gegenden.

Bereits 1857 unterhielt die Firma eine ansehnliche Flotte, von welcher ein Teil in den indischen Gewässern Handelsfahrten machte. Kotschin war das Hauptquartier, hier residierte einer der Agenten und hier war auch ein großes Etablissement errichtet worden, in welchem der Kern der Kokosnüsse auf ihren Gehalt geprüft wurde. Ein anderer Teil der Flotte hatte sein Rendezvous in Valparaiso, dem Sitz eines godeffroyschen Generalagenten, zu dessen Ressort die Agenturen in Coquimbo, Valdivia, Tacuana, Guayaquil, San José de Guatemala u. a. gehörten.

Zu jener Zeit pflegten die Händler von Tahiti die Produkte der Gesellschaftsinseln nach Valparaiso zu bringen und dort Mehl für die französische Garnison einzuhandeln. Die Aufmerksamkeit des Generalagenten Godeffroys wurde auf diese Transaktionen gelenkt und ein Besuch in Tahiti überzeugte ihn davon, daß sich hier ein sehr günstiges Feld für kommerzielle Operatio-

nen eröffnete. Damals hatten die Engländer Gebrüder Hort und Brander Etabliſſements auf Tahiti ſowie auf Samoa, die letzteren dienten als Zwiſchenſtationen für den Handel mit Sydney. Das deutſche Haus errichtete zuerſt eine Agentur auf den Tuamotu und ſpäter das Hauptquartier auf Samoa, wo ſehr bald die engliſchen Kaufleute zurückgedrängt wurden. Die Godeffroys wurden die „Könige der Südſee."

Im Jahre 1872 beſchäftigte das Etabliſſement der Herren Godeffroy zu Apia einen Direktor, einen Kaſſier, elf Handlungsgehülfen, einen Hafenmeiſter, zwei Ingenieure, zehn Zimmerleute, zwei Böttcher, vier Plantagenverwalter, einen Arzt und einen Feldmeſſer. Zu dieſem permanenten Stab, der ſämtlich aus Europäern, meiſt aus Deutſchen beſtand, kamen noch zahlreiche, gelegentlich Beſchäftigte, Angehörige aller Nationalitäten: Portugieſen, Chineſen u. a.

Die Godeffroys erwarben ſehr bald große Komplexe äußerſt fruchbaren Landes zunächſt auf Upolu, dann auch auf Sawaii und Tutuila. Der Preis, den ſie an die urſprünglichen Beſitzer zahlten, war gerade kein hoher. Durchſchnittlich pro Acre (0,4 ha) nicht über 75 Cents, und da die Zahlungen faſt ausſchließlich in Gewehren, Pulver und Blei, Manufakten ꝛc. gemacht wurden, woran nie weniger als 100 Prozent, vielfach aber weit mehr Gewinn erzielt wurde, ſo ſtellte ſich faktiſch der Kaufſchilling noch bedeutend niedriger.

Von hier aus dehnte das hamburger Haus ſeine Operationen über das ganze, ſich nach Nordoſten erſtreckende Inſelgebiet aus. Die Gilbert- oder Kingsmill-Gruppe, die Tokelau- und Ellis-Inſeln, die Marſhallgruppe und die Karolinen wurden in den Bereich ſeiner Handelsthätigkeit gezogen und auf Yap in den Palau-Inſeln ein Areal von 1200 Hektaren Landes angekauft, ſomit eine Zwiſchenſtation errichtet, welche den alten Niederlaſſungen in Kotſchin die Hand reichen konnte. Südlich wurden auf dem Tonga-Archipel, auf Niue, Futuna und Wallis Agenturen errichtet. Bald war keine Inſel, welche geeignete Handels-

produkte beſaß und deren Bewohner einen weißen Mann unter ſich aufzunehmen gewillt waren, ohne einen Agenten der deutſchen Firma.

Im Jahre 1873 hatten die Herren Godeffroy Agenturen auf folgenden Inſeln nördlich von der Samoagruppe. Auf den Union- (Tokelau-) Inſeln: Datafu, Nukunono und Takaafo. In der Ellisgruppe auf Nukufetau, welches den Eingeborenen abgekauft war, auf Vaitupu und Nanomea (St. Auguſtine). In der Gilbertgruppe auf Makin, Taritari, Maraki, Apaiang, Taraiva, Maiana, Nonouti, Tapoteouea, Onoatoa, Peru, Nukunau, Tamana und Arorai. Nur Apamana, Kuria und Aranuka hatten keine Agenturen, da ſich ihr Häuptling Tem Baiteke dergleichen verbeten hatte. Auf den Marſhallinſeln in der Ralickkette waren Jaluit, Ebon und Namerick, in der Radackkette Mulgrave und Maloelab beſetzt. Dann in den Karolinen: Strong Island, Aſcenſion und Yap ſowie die Palauinſeln; endlich beſtanden Agenturen in Neubritannien, Neuirland und den Neuen Hebriden. Dieſe Agenturen beſtehen noch heute.

Die auf dieſen Inſeln angeſtellten Agenten ſind eine ganz beſondere Klaſſe von Leuten. Als unerläßliche Bedingung erwartet man von ihnen, daß ſie mit Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Inſulaner, unter welchen ſie zu leben gedenken, völlig vertraut ſind. Ferner daß ſie ſich eine Frau nehmen, gleichviel von welcher Inſel ſie kommen möge; ein unverheirateter Händler wird fortwährend in allerlei Mißhelligkeiten verwickelt ſein. Sie werden mit einem Aſſortiment von Waaren auf eine beſtimmte Inſel gebracht mit der Bedingung, dieſe Waaren in einem gewiſſen Zeitraum in Landesprodukte umzuſetzen. Das einzuhandelnde Quantum iſt feſtgeſtellt. Gehälter werden an dieſe Leute nicht gezahlt, wie überhaupt die Löhne, auch für die Kapitäne der hier fahrenden Schiffe ſehr niedrig ſind, wogegen aber ein liberaler Prozentſatz von dem eventuell gemachten Gewinn gewährt wird. Die Händler auf den Inſeln ſind durchweg engliſcher oder amerikaniſcher Nationalität, ſehr häufig alte „Beachcombers.“

Die Ländereien, welche die Godeffroys erworben hatten, lagen teils auf dem niedrigen Grund an der Küste, teils auf den hohen Tafelländern, ein Areal von 100—120 000 Acres oder 52 000 Hektaren. Man beschloß dieselben auf zweifache Weise nutzbar zu machen. Auf den Tafelländern gedeihen Korn, Kaffee, Tabak, Cinchona und andere Pflanzengattungen, mit welchen befriedigende Versuche angestellt worden waren; hier sollten Deutsche angesiedelt werden, welchen man das Land pachtweise, aber mit Kaufrecht zu überlassen gedachte. Chinesische Familien sollten auf kleineren Parzellen an der Seeküste Kokospalmen, Zuckerrohr, Reis, Jute, Kakao u. a. kultivieren. Chilenische Maultierkarawanen waren bestimmt, die Verbindung zwischen dem Norden und Süden über die das Land durchziehende Bergkette zu vermitteln. Alle diese Pläne, welche sicherlich Aussicht auf einen großen Erfolg hatten, fielen zusammen, als das Haus Godeffroy sich genötigt sah, die Besitzungen in der Südsee aufzugeben, welche das Eigentum der jetzt gebildeten Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee wurden.

Diese Gesellschaft hatte 1880 auf ihren in vollem Betriebe befindlichen Pflanzungen: Vailele, Le Utu Sao Vaa, Vaitele, Fatuosofia, Vaivase und Vaipouli im ganzen 1973 ha unter Kultur, davon 354 mit tragenden Kokospalmen, 330 mit jungen, nichttragenden Kokospalmen, 549 mit jungen Palmen und Baumwolle und 664 mit Baumwolle allein, auf 78 ha wurde Proviant, sowie versuchsweise Kaffee, Zimt u. a. gebaut. Auf diesem Areal waren 1426 Arbeiter beschäftigt. Alle diese Pflanzungen liegen mit Ausnahme der letztgenannten und kleinsten, Vaipouli, welche zu Sawaii gehört, auf Upolu. In der letzten Zeit sind weitere 360 ha unter Kultur gebracht worden.

Außer den beiden Hauptkulturen pflanzt man Bananen, Brotfruchtbäume, Yams und Taro. Die beiden letzten bilden ein Hauptnahrungsmittel der Arbeiter. Zu diesem Zweck wird auch Mais gebaut. Gute Resultate hat ferner die Kultur des Kaffeebaums ergeben, ebenso die von Kakao und Vanille, nur muß man

Fig. 55.



Eine Kokospflanzung auf Upolu.

in Abwesenheit der Bienen den Blütenstaub von den männlichen Blüten auf die weiblichen mittels zarter Kamelhaarpinsel übertragen, ein etwas zeitraubender Prozeß. Außer den im Überfluß vorhandenen Orangen, Citronen und Bananen zieht man die Mangofrucht, die Custard- und Mummie-Äpfel, Tomatos und die herbe peruanische Pflaume. Der Bau von Tapioca, Arrowroot, Nelken und Zimt ist bisher im großen noch nicht in Angriff genommen worden. Viehzucht wird unter den größeren Palmen getrieben; Ende 1880 zählte man 541 Stück Rindvieh.

Das in deutschem Besitz befindliche Land besteht aus Thälern und erhöhten Plateaus von tiefem, reichen, vulkanischen Boden, an manchen Stellen mit wertvollem Holzbestande. Es wird von großen Bächen durchflossen, welche durch ihr starkes Gefälle für Mühlen ausgezeichnete Wasserkraft bieten. Der Kaufschilling war ein sehr geringer, pro Acre von nur 1 Dollar bis 5 Dollars; für Uferland waren aber 10—15 Dollars pro Acre gezahlt worden. Und diese Zahlungen stellten sich in Wirklichkeit noch weit niedriger, da Tauschwaaren: Waffen, Munition u. a. an Stelle des Geldes traten. Allerdings sind bei den Verkäufen Vermessungen nicht immer vorgenommen worden, eine vollkommene Sicherheit des Besitzes ist demnach nicht überall garantiert.

Die französische Mission in Apia besitzt wohlkultivierte Pflanzungen von Bananen, Orangen, Brotfrucht und Kokospalmen. Dann sind zwei Pflanzungen von einem Engländer, eine in Fasetootai, eine andere in Sawaii angelegt worden, außerdem existieren kleinere Pflanzungen von weniger Bedeutung.

Die Arbeiter stammen fast ausschließlich von den Gilbertinseln, zum Teil auch von der Savageinsel und der Marshallgruppe, denn die Eingeborenen von Samoa haben durchaus keine Neigung, sich zu dauernder Arbeit zu verdingen. Thun sie es einmal, so verlangen sie stets hohen Lohn, mindestens einen Dollar pro Tag, sie ziehen auch die Arbeit in den Häusern und in den Waarenlagern der Plantagenarbeit entschieden vor. Daher haben

die Handelsschiffe der deutschen Gesellschaft bei ihren Fahrten zwischen den verschiedenen Inselgruppen immer den Zweck, Arbeiter anzuwerben oder solche, deren Dienstzeit verflossen ist, in ihre Heimat zurückzuführen.

Die Anwerbung geschieht in der Regel auf 3—5 Jahre und zwar wird ein förmlicher schriftlicher Kontrakt abgeschlossen. Nach den von den Godeffroys erlassenen und auch jetzt befolgten Bestimmungen dürfen die Agenten auf keinen Fall irgendwelche Arbeiter ohne ihre Zustimmung und diejenige ihrer Häuptlinge und Verwandten engagieren. Die Aufseher, denen es obliegt, sie auf das Feld zu begleiten, sind ihre eigenen Landsleute oder Fremde, welche viele Jahre unter ihnen gewohnt haben.

Der Lohn beträgt einen Dollar pro Monat, wird aber auf zwei Dollar pro Monat erhöht, sobald der Arbeiter sich in seine Beschäftigung eingearbeitet und zugleich fleißig und anstellig gezeigt hat. Will er nach Ablauf seiner kontraktlich bestimmten Zeit bleiben, so kann er sich abermals auf eine Zahl von Jahren verpflichten, sonst wird er kostenfrei in seine Heimat zurückgebracht.

Als Wohnung weist man den Leuten große, luftige Schuppen an, in welchen die Schlafstellen zwar in ziemlich roher Weise, aber den Bedürfnissen der Leute vollkommen entsprechend aufgeschlagen sind. Die Kost besteht aus Schweinefleisch, Taro, Yams, Paradiesfeigen, Brotfrucht und Maisbrod. Das letzte ist ein sehr hoch geschätzter Artikel. Früchte wie Kokosnüsse, Melonen u. a. erhalten sie nach Belieben. Es ist also in dieser Hinsicht sehr gut für sie gesorgt.

Ihre Arbeitszeit dauert 9 Stunden, von 6—11 morgens und nachmittags von 12—4 Uhr. Der Sonntag ist stets ein Feiertag; auch steht es den Geistlichen sowohl der protestantischen als der katholischen Mission völlig frei, die Arbeiter aufzusuchen und zu unterrichten. Eine körperliche Züchtigung, wie sie dann und wann unter so gewaltthätigen Menschen nötig wird, darf nur in Gegenwart des Konsuls vollzogen werden und besteht dann in 1—4 Dutzend mit der auf Kriegsschiffen üblichen Katze.

Werden die Arbeiter von Krankheit befallen, so befinden sie sich in der Obhut eines zu diesem Zwecke angestellten Arztes, für dessen Dienstleistungen sie ebensowenig zu zahlen haben als für etwa notwendige Medikamente.

Die Resultate der Behandlung der Südseeinsulaner schildert H. B. Sterndale, der längere Zeit Beamter Godeffroys war, folgendermaßen. „Die Kingsmill-Insulaner stellen bei Ankunft auf den Ländereien der Herren Godeffroy ein Abbild der niedrigsten Stufe von Südsee-Wilden dar. Nach ihrer Ankunft werden sie bequem untergebracht, anständig gekleidet, gut genährt und zu geregelter und friedlicher Arbeit herangebildet. Sie kommen schmutzig, faul und wild an; nach sechs Monaten Pflanzerarbeit gleichen sie nicht mehr denselben Wesen und beim Ablauf ihrer Kontrakte sind sie so weit vorgeschritten, daß sie ebenso ungeeignet sind zur Gemeinschaft mit ihren wilden Brüdern in der Heimat, wie sie ehemals für die Berührung mit der civilisierten Welt erschienen."

Daß dies erreicht wird, dazu trägt nicht am wenigsten der Umstand bei, daß man den Arbeitern erlaubt, ihre Familien mitzubringen und in Samoa Ehen zu schließen. Nach Queensland und nach Viti führen die dortigen Pflanzer nur junge Männer. „Es würde," sagt Sterndale, „für alle Pflanzer in den Tropen gut sein, wenn das von den Herren Godeffroy befolgte System allgemein bekannt und angenommen würde."

Dabei ist der Kostenpunkt für die Arbeitgeber ein sehr niedriger. Der Transport eines Arbeiters nach Samoa kostet etwa 212 Mark, der Rücktransport nach drei Jahren 64 Mark. Der Lohn beträgt außer Lebensunterhalt und Wohnung 102 Mark jährlich, wovon der Arbeiter etwa 12 Mark auf Tabak, 24 Mark auf Kleidungsstücke, 16 Mark auf Schlafdecken und 10 Mark auf verschiedenes verwendet. Es bleiben ihm somit nach drei Jahren 120 Mark. Diese nimmt er aber nicht in barem Gelde, sondern er kauft dafür Waren von seinem Arbeitgeber, der dadurch bei der großen Anzahl beschäftigter Leute einen beträcht-

lichen Gewinn erzielt. Gewöhnlich wählt er einen verschließbaren Kasten, Tabak, Kleidungsstücke — abgelegte preußische Infanterierócke sind sehr begehrt — Beile, Messer und andere eiserne Werkzeuge, Spiegel, die zum großen Teil für Verwandte und Freunde in der Heimat bestimmt sind.

In der Regel erscheinen die Arbeiter bald wieder auf den Pflanzungen. Den Geschmack, den sie an dem neuen regelmäßigen Leben gewonnen haben, darf man freilich nicht als den einzigen treibenden Beweggrund hinstellen. Kehrt eine Familie in die Heimat zurück, so findet sie die alte Hütte zerfallen, die Pflanzungen verwildert oder im Besitz anderer, ein Boot muß gebaut werden, denn der Fischfang liefert einen großen Teil der Subsistenzmittel dieser Leute, kurz, es erwartet sie ein schwerer Kampf ums Dasein, und darum ziehen sie schließlich die gefüllten Fleischtöpfe ihrer Herren einer entbehrungsvollen Freiheit vor.

Die finanzielle Gebahrung der deutschen Handelsgesellschaft ist keine überaus günstige. Der Jahresausweis von 1881 giebt die Einnahmen auf 96 125, die Ausgaben auf 100 000 Dollar an. Der enorme Rückgang des Preises von Kopra in jüngster Zeit ist besonders verlustbringend gewesen. An Ort und Stelle kostete dieser Artikel pro Tonne $10^1/_2$ Pfd. Sterl. d. i. 210 Mark; die bis zur Ankunft auf dem europäischen Markt erwachsenden Kosten stellten sich aber so hoch, daß der dortige Marktpreis von 15 Pfd. Sterl. mindestens 1 Pfd. Sterl. pro Tonne Verlust brachte. Nun hat der Einkaufspreis auf 8 Pfd. Sterl. reduciert werden müssen; das bedingt aber wieder eine verminderte Kauffähigkeit der eingebornen Bevölkerung, also geringeren Profit an den europäischen Tauschwaren.

Die Einfuhr der deutschen Gesellschaft 1881 belief sich auf 170 750 Dollar, wovon 70 300 Dollar auf die deutsche Industrie entfielen. Hauptposten waren Getränke, Provisionen, Manufakturwaren, Kleidungsstücke, Tabak, Bauholz, Eisenwaren u. a. Die Ausfuhr wertete 608 366 Dollar, davon aus Samoa 225 120 und aus Tonga 226,688 Dollar, der Rest aus Viti und anderen

Südſeeinſeln. Hauptpoſten waren in erſter Linie Kopra (492 800 Dollar) und Baumwolle, ferner Fungus, Lichtnüſſe u. a.

Die ebenfalls in Apia domizilierte Firma Ruge & Co. importierte in demſelben Jahre für 32 875 Dollar Waren und exportierte für 152 681 Dollar Kopra, Baumwolle u. a. aus Samoa und Tonga.

Kleinere Inſelgruppen.

In dem Meeresraum zwiſchen Viti, Tonga und Samoa wie im Oſten von Tonga liegen einige Inſeln und Inſelgruppen, welche unabhängig daſtehen, eine jede unter ihrem eigenen Häuptling. Es ſind dies die Gruppen: Futuna nebſt Alofa (159 qkm = 2,89 Q.-M. mit 2560 E.), Uea oder Wallis (96 qkm = 1,74 Q.-M. mit 3500 E.) und die Inſel Niue oder Savage (94 qkm = 1,71 Q.-M. mit 5124 E.), ſämtlich, mit Ausnahme der letztgenannten, vulkaniſchen Urſprungs. Noch ſind die alten Kratertrichter, von denen auf Uea mehrere mit Seen gefüllt ſind, deutlich erkennbar und aus den Spalten der Felſen von Alofa ſteigen heiße Quellen und Dampfwolken auf. Niue iſt eine gehobene Koralleninſel, welche vom Strande ſteil aufſteigt. Die Vegetation, welche die Hochfläche des Innern bedeckt, kann ſich zwar an Glanz und Fülle nicht mit der auf den vulkaniſchen Inſeln meſſen, ſie iſt aber reichlich genug. Unter der Leitung der Miſſionäre haben ſich die Kokospflanzungen um das Zwanzigfache vermehrt, und die Baumwollpflanzungen eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen; Kopra, Baumwolle, Arrowroot und Fungus für den chineſiſchen Markt werden ausgeführt. Die Einwohner ſind ebenſo wie die von Uea den Tonganern und Samoanern nahe verwandt, die Bewohner von Futuna haben ſich ſtark mit Vitiern vermiſcht, ſtehen aber ſonſt den Samoanern am nächſten. Und dies gilt nicht allein von dem Äußeren, auch von den Sitten und Einrichtungen dieſer Inſulaner. Anfangs

Fig. 56.



Verteidigung eines befestigten Platzes auf Niue.

unterschieden sich die Einwohner von Niue, das Cook 1774 entdeckte, durch ihre Wildheit sehr unvorteilhaft von anderen Polynesiern. Sie glichen nach dem großen Seefahrer mehr einer Schar wilder Bären, als menschlichen Wesen, daher gab er ihrer Insel den Namen Savage- d. h. Wilden-Insel. Es waren mutige, kriegerische Leute, die in 2—3 Stämme zerfallend, beständig unter sich im Streit lagen. Zum Schutz gegen Überfälle und als Zufluchtsort für die Besiegten errichteten sie hier und dort auf Höhen feste Plätze, welche von Korallenmauern eingefaßt wurden.

Die Bewohner von Niue sind jetzt sämtlich zur protestantischen Religion bekehrt, die von Uea und Futuna sind Katholiken. Und gerade diese anfänglich so wilden Niue-Insulaner, welche den ersten Bemühungen der Mission den entschiedensten Widerstand entgegensetzten, haben sich als die eifrigsten Förderer der Mission auf anderen Gebieten erwiesen. Sie entsenden aus ihrer Mitte Lehrer nach Neuguinea und steuern außer dem Proviant für das Missionsschiff „John Williams" jährlich 10 000 Mark für das Missionswerk bei. Schon besitzt die ehemalige „Wildeninsel" eine eigene Presse, auf welcher eine freilich anspruchslos gehaltene Zeitschrift gedruckt wird.

Die Manihiki-Inseln,

recht im Centrum Polynesiens zwischen den Tokelau und den Markesas und nördlich von den Gesellschaftsinseln gelegen und über einen weiten Meeresraum zerstreut, sind sämtlich Korallen-inseln, mehrere davon auch Laguneninseln. Die aus 10 kleinen Inseln bestehende Gruppe erstreckt sich von 150° bis 165° westl. Länge und 4° bis 14° südl. Breite. Die Vegetation ist zumeist eine sehr dürftige, doch haben die größeren Inseln Haine von Kokospalmen, und der Damana (Calophyllum), welcher als Schiffbauholz und für Tischlerarbeiten sehr geschätzt wird, erreicht einen Durchmesser von 4 Meter und eine Höhe von 70 Meter. Andere wertvolle Baumarten sind der Pandanus und der Nangiiabaum. In noch höherem Grade arm ist die Fauna.

Das Schwein kannte man früher ſelbſt auf den bewohnten Inſeln nicht, Vögel giebt es außer Seevögeln keine, doch ſind Schildkröten häufig und das Meer iſt reich an Bewohnern. Der Archipel mißt 137 qkm oder 2,5 Quadratmeilen, wovon auf das wegen ſeines Guanos wichtige Malden allein 89 qkm kommen. Malden war zwar zur Zeit der Entdeckung durch Byron 1825 ganz unbewohnt, doch fand man hier als Beweiſe für eine frühere Bevölkerung viereckige Terraſſen aus behauenen Korallenblöcken, augenſcheinlich Marä, ferner im Korallenfels Brunnen und Gräber mit Knochen und Muſchelzierraten. Ein Kaufmann aus Melbourne errichtete 1864 hier eine Niederlaſſung, welche 1878 aus 79 Köpfen beſtand, um die vorhandenen Lager an Guano auszubeuten, der allerdings leider ſtark mit Korallenſand gemiſcht iſt. Im Jahre 1866 hat dann England von dieſer Inſel wie von dem etwas ſüdweſtlich gelegenen Starbuck Beſitz genommen, das Lager von Guano und Gips beſitzt, welche eine Zeitlang von einer Geſellſchaft, dann von jenem Melbourner Kaufmann bearbeitet wurden. Das ſüdlichere Caroline hatte immer einen ziemlich guten Beſtand von Kokospalmen. Anpflanzungen haben denſelben noch vergrößert. Angeſiedelt wurde Caroline vor mehr als 30 Jahren durch einen engliſchen Kaufmann in Papeete, welcher einige tahitiſche Familien hierher brachte, um mit ihrer Hilfe Kokosöl zu gewinen. England nahm 1868 von der Inſel Beſitz. Bewohnt ſind außerdem Pukapuka von 348, Manihiki von 380, Rakäanga von 400 und Penrhyn oder Tongarewa von 300 Einwohnern, auch Naſſau ſoll bewohnt ſein. Man mag die Geſamtbevölkerung der Gruppe daher auf 1600 Individuen veranſchlagen.

Pukapuka, das auch zu den Tokelau gerechnet wird, iſt eine gut bewaldete, an Palmen reiche Inſel und könnte eine zahlreiche Bevölkerung ernähren und in der That war dieſelbe auch viel bedeutender, ehe peruaniſche Sklavenſchiffe den größten Teil der Einwohner in die Sklaverei fortſchleppten. Die jetzigen Bewohner ſind Chriſten; ein Lehrer von den Herveyinſeln wohnt unter

ihnen. Die Produkte sind Trepang und Kokosnüsse; von letzteren geben die schönen Haine etwa 100 Tonnen jährlich, welche aber zum größten Teile von den Insulanern in verschwenderischer Weise verbraucht werden. Mit ein wenig Arbeit und Sorgfalt dürfte die Insel imstande sein, jährlich 500 Tonnen Kopra zu liefern. Südöstlich von dem vorigen liegt das etwas kleinere Nassau oder Lydra, das nach Sterndale 800 Hektar sehr fruchtbaren Bodens haben soll, auf welchem Baumwolle wild wächst und Kokospalmen vor etwa 10 Jahren angepflanzt wurden. Auch Brunnen mit frischem Wasser sind vorhanden.

Manihiki ist eine Insel von bedeutender Wichtigkeit, weil sie in ihrem Inneren eine an Perlmutter sehr reiche Lagune besitzt. Eine Firma in Tahiti gewann vor längerer Zeit in weniger als 18 Monaten über 100 Tonnen Perlmutterschalen: die Fortsetzung des Unternehmens mußte aber infolge der zahlreichen Entführungen von Weibern durch die Sklavenfänger der Südsee eingestellt werden, denn hier sind es gerade die Weiber, welche das Tauchen besorgen. Außerdem ist Manihiki reich an Kokospalmen, seine Haine könnten 300 Tonnen Kopra jährlich liefern, Die Bewohner von Manihiki sind ausnehmend geschickt im Häuser- und Schiffbau; die ersteren errichten sie aus Stein. Sie kleiden sich in baumwollene, von Europäern erhandelte Zeuge und sind sämtlich Christen; auch können die meisten lesen und schreiben.

Rakäanga oder Rakahanga, von Bellingshausen, der die Insel 1820 entdeckte, Großfürst Alexander genannt, zeichnet sich vor den übrigen durch üppige Haine von Kokospalmen aus, noch mehr aber durch die verhältnismäßig hohe Kultur seiner rarotonganischen Bewohner. Das an der Südwestküste gelegene Dorf ist wohl ausgelegt, die Häuser sind aus Steinen gebaut und mit Korallenkalk verputzt, sie haben hübsche Thüren und Fenstervorhänge, der Boden ist mit höchst geschickt gearbeiteten Matten bedeckt. In der Mitte des Dorfes steht die Kirche, deren Inneres mit viel Geschmack verziert ist, indem man die hölzernen Pfosten und Balken überall reich mit eingelegter Perlmutter-

arbeit ſchmückte. Die Kommuniongefäße ſind ſämtlich aus gediegenem Silber; ſie wurden von Händlern zugeführt, welche dieſelben von einem geſtrandeten Schiffe geborgen hatten. Die Manihikier verſtehen es ſehr wohl, mancherlei Hausrat aus dem Holze ihrer Inſel anzufertigen, ſie bauen ſehr gute Walboote und flechten ausgezeichnete Hüte, welche den als Panamas bekannten ſehr ähnlich ſind. Sie ſind ſämtlich Chriſten und haben zum Paſtor einen ihrer Landsleute, der von einem polyneſiſchen Miſſionär unterrichtet wurde. Gegen Fremde, haben ſie ſich ſtets ſehr freundlich gezeigt.

Die Cook- oder Hervey-Inſeln.

Zwiſchen der Tongagruppe und den Geſellſchaftsinſeln in der Mitte und nordweſtlich von den Tubuai, begrenzt von dem 18° und 22° ſüdl. Breite und dem 157° und 163° weſtl. Länge, wird dieſe kleine aber ſchöne Inſelgruppe von dem Wendekreis des Steinbockes faſt in ihrer Mitte durchzogen. Es ſind neun Inſeln und Inſelchen, von welchen eine hochgebirgig und vulkaniſchen Urſprungs iſt, zwei Laguneninſeln, alle übrigen gehobene Koralleninſeln ſind. Der Charakter der höheren Inſeln iſt ein durchaus anmutiger, namentlich iſt die Hauptinſel Rarotonga durch maleriſche Schönheit ausgezeichnet. Rings um die Inſel zieht ſich in dem ſchmalen Küſtenſtreifen ein breiter Weg, die Vaterſtraße, ara medua genannt, an beiden Seiten von Bananen, Bergplatanen, Barringtonien, Inocarpen und anderen ſchattenſpendenden Bäumen eingefaßt. Zwiſchen rieſigem Taro und Dracänen hindurch führen ſaubere, mit flachen Steinen belegte und mit ſchwarzen und weißen Kieſeln beſtreute Pfade zu den Wohnungen der Eingeborenen, welche abſeits vom Mutterpfade liegen. Vor ihnen ſind aus zwei glatten Steinen, deren einer als Rücklehne in den Boden geſenkt iſt, Ruhebänke angebracht. In dieſer fruchtbaren Küſtenebene hat man bis zum Fuß des Gebirges regelmäßige Reihen der prächtigen Südſeekaſtanien (Inocarpus edulis) angepflanzt, Tarofelder und Brot-

fruchtbäume füllen den Raum zwiſchen dieſen Baumreihen. Von dem baſaltiſchen Gebirge herab, in deſſen Mitte der Pik Tuputea zu 890 Meter aufſteigt, ſtrömen zahlreiche Bäche und erhalten die fruchtbaren Thäler in immerwährender Schönheit und Friſche. Die übrigen Inſeln, unter denen Atiu und Mangaia wegen ihrer prächtigen Stalaktitenhöhlen merkwürdig ſind, haben weniger fruchtbaren Boden. Die Höhen ſind oft nur mit verdorrtem Graſe, Farnen und Geſtrüpp bedeckt und friſches Waſſer iſt zur Trockenzeit ſehr ſelten.

Wie die Flora der tahitiſchen vollkommen ähnlich iſt, ſo zeigt auch die Fauna eine nahe Verwandtſchaft zu jener. Ratten finden ſich überall, von zahmen Tieren gab es urſprünglich nur Schweine, jetzt ſind aber durch die Miſſionäre faſt alle europäiſchen Haustiere eingeführt. Hühner fehlen ganz, ebenſo giebt es keine Papageien, dafür aber drei Taubenarten und auf Rarotonga, wie Pritchard angiebt, einen Apteryx. Unter der übrigens recht armen Inſektenwelt zeichnet ſich eine, auf Rarotonga vorkommende Mantis ſehr unvorteilhaft durch die Zerſtörungen aus, welche ſie unter den Pflanzen anrichtet.

Das Klima der Inſeln iſt recht angenehm; der im Winter wehende Oſtpaſſat bringt klares Wetter, der Weſtpaſſat heftige Regengüſſe und dann treten auch zuweilen die furchtbaren Orkane auf, welche in kürzeſter Zeit die furchtbarſten Verheerungen anrichten. Ein ſolcher wütete am Ende des Dezember 1831 und zerſtörte innerhalb drei Tagen faſt den ganzen Baumwuchs von Rarotonga, denn der Orkan drehte ſich allmählich um die ganze Inſel herum. Von den Hunderttauſenden von Bananen, Brotfruchtbäumen und ſtattlichen Kaſtanienreihen, die zum Teil den Stürmen der Jahrhunderte Trotz geboten hatten, blieben auf der Ebene in den Thälern oder auf den Bergen nur noch wenige entlaubte Stämme ſtehen, und in der wildeſten Unordnung lagen zahlloſe Bäume auf der Erde umher, wie die Leichen gefallener Krieger nach einer mörderiſchen Schlacht. Über tauſend Hütten wurden durch dieſen unwiderſtehlichen Orkan dem Boden gleich

gemacht. Das empörte Meer überschwemmte die Ebenen und warf ein den Missionären gehörendes Schiff mehrere Hundert Meter landeinwärts gegen einige mächtige Kastanienbäume, die es noch glücklicherweise in seinem wilden Laufe aufhielten.

Der Archipel mißt 368 qkm oder 6,7 Q.-M. und zählt gegen 7400 Einwohner, wovon auf Rarotonga (87 qkm) 2000, auf Mangaia (67 qkm) 2266, auf Aitutaki (50 qkm) 1550, auf Manuä oder Hervey (50 qkm) 10, auf Atiu (70 qkm) 900, auf Mitiaro (20 qkm) 200 und auf Mauki (10 qkm) 434 Einwohner kommen. Palmerston, die nördlichste der Inseln, ist unbewohnt.

Die Bewohner, welche man nach der Hauptinsel allgemein als Rarotonganer bezeichnet, sind nahe Verwandte der Tahitier, deren gute Eigenschaften sie sämtlich besaßen, ohne von der bei jenen herrschenden Demoralisation befleckt zu sein. Nach einer alten Sage stammen sie teils von Tahiti, teils von Manuka. Aus letzterem kam der Ahnherr der jetzt noch regierenden Makea-Familie, Karika, ein mächtiger Krieger und großer Seefahrer. Aus Tahiti der Häuptling Tangiia, welcher seinen Bruder Tutabu durch das Fällen seines Lieblingsbaums so erbittert hatte, daß dieser ihn vertrieb, von Insel zu Insel verfolgte und endlich zwang, sich dem Meere anzuvertrauen. Karika und Tahiia ließen sich auf Rarotonga nieder und schlugen, als der rachsüchtige Tutabu auch hierher kam, denselben mit vereinten Kräften vollständig. Die Richtigkeit der dieser Legende zu Grunde liegenden Thatsachen wird beglaubigt durch die Erscheinung und Sprache der Rarotonganer. In ihrem Äußeren gleichen sie auf den nördlichen Inseln den Tahitiern, auf Mangaia den Neuseeländern. Und die Sprache steht zwischen der neuseeländischen und tahitischen in der Mitte; charakteristisch ist das Fehlen der Laute f und h und das häufige Vorkommen von k und ng.

Die Rarotonganer sind ein hochbegabtes Volk und haben durch die Thätigkeit der Missionäre jetzt eine Bildungsstufe er-

reicht, welche sie fast über alle anderen Polynesier stellt. Früher waren sie aber äußerst roh, wie sich das in der Behandlung der Frauen aussprach, welche bei keinem polynesischen Volke so schlecht war, wie gerade hier. Auch waren die Rarotonganer der Anthropophagie in nicht geringem Maße ergeben. Man verzehrte immer die im Kampfe Getödteten, aber auch Mitglieder des eigenen Stammes; man erschlug auch häufig die gefangenen Weiber und stieß kleinen Kindern den Speer durch die Ohren, um sie so in die Marä zu tragen. Einen überwundenen Gegner schlug man ie Hirnschale ein, nahm einem Teil des Gehirns heraus und legte ihn auf Brotfruchtblättern vor die Bilder der Götter. Auch wurden Menschenopfer bei allgemeinen Unfällen gebracht. Dies war die Tarangaära oder Versöhnung. Zwei oder drei der schlechtesten des eigenen oder eines fremden Stammes wurden gebunden, in das Marä gebracht und dort in eine mit Brennholz gefüllte Grube auf glühend gemachte Steine gelegt. Auch bei der Geburt eines Königssohns opferte man zwei Menschen. Jetzt sind sämtliche Insulaner Christen und zwar haben sie mehr zur Verbreitung der christlichen Religion auf den Inseln der Südsee beigetragen als irgend ein anderer Stamm. Europäische Sitten sind jetzt überall angenommen. Die ehemals übliche Trennung von Männern und Frauen bei den Mahlzeiten ist verschwunden, wie überhaupt die Stellung der letzteren eine dem stärkeren Geschlecht ebenbürtige geworden ist. Statt des Maros und der Mattenröcke, der kegelartigen Mützen aus weißem Zeuge, die bei den Häuptlingen mit Muscheln und roten Federn verziert waren, kleidet man sich jetzt in eingetauschte Baumwollstoffe nach europäischem Schnitt und trägt tahitische Hüte und Mützen. Abweichend von allen anderen Polynesiern trug man hier aus Gras gewebte Sandalen, zum Schutze gegen die scharfen Korallenfelsen. Schmucksachen aus Muscheln, Federn, Blumen, Haaren u. a. m. für Ohren, Hals und Arme sind auch heut noch teilweise in Gebrauch. Sonst pflegte man auch gern den Leib mit Ocker, Kohle, Kurkuma und Ingwer zu bemalen und mit Öl zu

ſalben. Hübſch aus Stein gebaute und ſehr ſauber gehaltene Häuſer haben die Stelle der übrigens immer zierlichen, niedrigen Hütten aus Palmblättern eingenommen und ſind nun zu kleinen Dörfern vereinigt, wie Oneroa am Nordweſtende von Mangaia, wie Iwirua am Oſtende derſelben Inſel, wie Awarua und Aro=

Fig. 57.



Herveyinſulaner in europäiſcher Matroſentracht mit einheimiſchem Halsſchmuck.

rangi auf Rarotonga, das erſte an der Nordküſte, das andere am Nordweſtende. Welche Sorgfalt man auf die Wege verwandte, iſt bereits erwähnt worden; in Aitutaki haben die Inſulaner auch einen 200 Meter langen Damm aus Korallenſteinen zum Anlegen der Boote in die See hinaus gebaut, denn wie in Rarotonga verkehren hier jährlich gegen hundert Handelsſchiffe

und Walfänger, die letzteren um die billigen Proviſionen einzunehmen, die erſteren um die Produkte der Inſel einzukaufen. Es hat ſich ſo mit der Zeit ein lebhafter Verkehr herausgebildet, welcher von den handelliebenden Eingeborenen eifrig betrieben wird. Dieſer Handelsverkehr iſt ſorgfältig geordnet; eigens dazu beſtimmte Perſonen verkaufen die in großen Schuppen an den Landungsplätzen aufgeſtapelten Waren: Arrowroot, Kokosöl, Apfelſinen, Kaffee, Baumwolle und allerlei Lebensmittel, welche ausdrücklich zum Zweck des Verkaufs in großer Ausdehnung über den einheimiſchen Bedarf hinaus gebaut werden. Den Landbau betrieben die Rarotonganer ſchon von jeher in außerordentlich ſorgfältiger und ſehr geſchickter Weiſe, ſie hatten an den Bergabhängen von Mangaia terraſſenförmig angelegte Tarofelder, welche durch Waſſerleitungen aus hölzernen Stämmen bewäſſert wurden. Zur Bearbeitung des Bodens diente früher nichts als der Ko, ein zugeſpitzter Stock aus hartem Holz; aus Holz oder Stein und Muſcheln beſtanden auch ihre anderen Werkzeuge, jetzt ſind die Rarotonganer mit allen europäiſchen Geräten verſehen, mehrere Cottongins beſorgen das Reinigen der Baumwolle. Sie ſind auch gute Schmiede und Zimmerleute geworden, wie ſie denn von jeher eine große Geſchicklichkeit in allerlei Arbeiten zeigten. Ihre hölzernen Geräte pflegten ſie mit ausgezeichneten Schnitzereien förmlich zu überladen, die Handhaben ihrer Werkzeuge verzierten ſie in gleicher Weiſe und im Flechten von Körben und Matten, in der Verfertigung von Stricken und Netzen, auch zur Ausſchmückung des Holzwerks im Innern ihrer Häuſer, leiſteten ſie ſehr Bedeutendes.

Die nahe Verwandtſchaft zwiſchen Rarotonganern und Tahitiern bekundet ſich auch in ihren religiöſen Vorſtellungen, welche im weſentlichen identiſch ſind. Man hatte hölzerne Götzenbilder mit roten Federn und einer Schnur von kleinen Perlmutterſtückchen, der Seele des Gottes geſchmückt. Dieſe Bilder verehrte man nur dann, wenn der Gott ſeine Wohnung in ihnen genommen hatte, was er übrigens auch mit Schildkröten, Hai-

fischen, ja sogar Geräten thun konnte. Die Gunst des Gottes suchte man durch Opfer, wie wir gesehen haben, auch Menschenopfer, zu gewinnen, welche bei feierlichen Gelegenheiten von den Priestern, die zugleich auch Zauberer waren, dargebracht wurden. Kinder pflegte man diesen Göttern zu weihen.

Das Volk zerfiel in vier Klassen, von welchen die drei ersten sämtlichen Grund und Boden besaßen und die Kraft des Tabu hatten, die vierte aus den Gemeinen bestand, welche als Pächter die Äcker der Vornehmen bebauten. Übrigens gab es zur Zeit, als die Missionäre die Gruppe betraten, vier Staaten: Mangaia, Rarotonga, Aitutaki und Katutia; jeder derselben zerfiel wieder in Abteilungen, welche oft vollkommen unabhängig dastanden. Irgendwelche Gesetzgebung existierte gar nicht, die Häuptlinge entschieden willkürlich nach eigenem Gutdünken, mit dem Christentum sind aber europäische Einrichtungen eingeführt worden: Gesetzbücher, Gerichtshöfe, Geschwornengerichte, eine Polizei. Damit sind denn auch viele alte Unsitten, wie die Polygamie und der Kindermord, beseitigt worden; der letztere Gebrauch war allgemein, doch tötete man vorzugsweise Mädchen, wie denn die auch hier bestehenden Areoi die Knaben stets am Leben ließen.

Obschon die Rarotonganer sich sehr freundlich gegen Europäer erweisen und es ganz gewöhnlich ist, daß hiesige Eingeborene auf europäischen Schiffen als Seeleute dienen oder sich als Arbeiter auf anderen Inselgruppen in den Pflanzungen und bei dem Gewinne des Guano verdingen, so begünstigt man doch Niederlassungen von Europäern auf den Inseln keineswegs. Das Beispiel des benachbarten Tahiti ist nicht ohne eine eindringliche Lehre geblieben. Die gesetzlichen Bestimmungen verhindern Europäer überall, Landeigentümer, in Mangaia sogar Pächter zu werden. Ohne Zweifel haben die protestantischen Missionäre, welche allein auf der Gruppe ansässig wurden, ihren Einfluß bei Erlaß dieser Bestimmungen geltend gemacht. Die Franzosen sprechen sehr häufig von der Opportunität, diese, ihren Besitzungen so nahe liegenden Inseln zu annektieren, die Eingeborenen

wünſchen dies aber keineswegs. Wohl aus Beſorgnis vor einer ſolchen drohenden Eventualität richteten ſie 1864 an die britiſche Regierung eine Petition, worin ſie um den Schutz derſelben nachſuchten. Dies Geſuch wurde zwar nicht gewährt, aber da die Intereſſen engliſcher Unterthanen hier am ſtärkſten vertreten ſind, ſo hat England ein lebhaftes Intereſſe daran, eine Beſitzergreifung durch eine fremde Macht zu verhindern. Gegenwärtig richtet ſich der Handel der Gruppe faſt ausſchließlich nach Neuſüdwales und Neuſeeland. Nach letzterem wurden 1880 für 399 040 Mark Waren ausgeführt und für 292 680 Mark Waren von daher eingeführt. Ein anſehnlicher Teil des Importes beſteht in baumwollnen Zeugen, welche bei der großen Seltenheit des Geldes das gewöhnlichſte Tauſchmittel ſind. Man begann einmal auf Veranlaſſung der Miſſionäre die Verfertigung von Baumwollzeugen auf den Inſeln ſelber, bei der großen Billigkeit der europäiſchen Fabrikate vermochte aber die einheimiſche Produktion nicht, die Konkurrenz zu beſtehen. Leider hat auch der Branntwein ſeinen Weg hierher gefunden, in Aitutaki iſt er freilich verboten, die Eingeborenen aber, welche früher wie alle Polyneſier den Kawatrank ſehr liebten, verſtehen es jetzt aus Apfelſinenſaft und zerquetſchten chineſiſchen Bananen ein Getränk zu bereiten, das einen ſchwachen Alkoholgehalt beſitzt. Obwohl nun nicht den verderblichen Einflüſſen ausgeſetzt, welche auf andere Polyneſier ſeit ihrer Berührung mit Europäern eingewirkt haben, ſo hat doch auch die Zahl der Rarotonganer zuſehends abgenommen. Daran ſind vornehmlich die eingeführten Krankheiten ſchuld. Vorher waren ſolche wenig verbreitet, am ſchlimmſten waren Ausſchlagskrankheiten; Maſern, Influenza u. a. ſind hinzugekommen und dieſe ſind öfters ſo verderblich aufgetreten, daß die urſprüngliche Bevölkerung um mehrere Tauſende zuſammengeſchmolzen iſt und, wie es ſcheint, ſich in einem andauernden Rückgange befindet.

Namen- und Sach-Verzeichnis.

Acacia koa 129.
Aitutaki, Insel 287.
Aleurites triloba 86, 134.
Alofa, Insel 280.
Ambrym, Insel 21.
Amerika-Inseln s. Fanning-Inseln.
Aneityum, Insel 21.
Anuu, Insel 235.
Apia 242.
Apolima, Insel 240.
Ara medua 285.
Araukarien 46.
Arbeiter, Anwerbung derselben 277.
— Kosten 278.
Arorangi, Ort 289.
Arsaciden 3.
Atiu, Insel 287.
Atolls 76.
Aurora, Insel 21.
Aussatz auf Hawaii 148.
Awa s. Kawa.
Awarua, Ort 289.
Balad 61.
Baladea 37.
Barrenriffe 75.
Batate, die 86.
Bea, Ort 199.
Beaupré-Inseln 49.
Bellingshausen 284.
Bernicla sandvicensis 133.
Besitzungen, amerikanische 118.
— britische 118.
— deutsche 119.
— französische 117.
— spanische 118.
Bevölkerung von Hawaii 184.
Bougainville, Insel 4.
— Reisender 3, 21, 231.
Bowditch s. Fakaafo.
Brandungsschwimmen, das 164.
Brigham 124.
Brotfruchtbaum, der 86.
Broussonetia papyrifera 87.
Buache 3.
Burai 63.
Byron 4.
Calophyllum inophyllum 86.
Caroline, Insel 283.
Carpophage Goliath 42.
Carteret 3, 14.
Catalina 4.
Certhia 133.
Chamisso 91.
— über Korallen 74.
Chesterfieldinseln 37, 45.
Chinesen in Hawaii 185.
Choiseul, Insel 4.
Cibotium glaucum 131.
Cook, Seefahrer 21, 37, 123, 193.
— Inseln 285.
Dammara macrophylla 17.
Dana 124, 241.
Darwin über Korallen 74.
D'Entrecasteaux 4, 14, 37.
Deutsche in Hawaii 185.
— Handelsagenturen 273.
— Handels- und Plantagengesellschaft 14, 270.
Diahot, Fluß 41.
Didunculus strigirostris 239.
Dillon 14.
Druckerpresse, erste 107.
Duff, Missionsschiff 106.
D'Urville 4, 14, 193.
Edwards 231.
Elephantiasis auf Samoa 235.
Ellice-Gruppe 191.
Ellis, Missionär 107.
Emma, Königin 186.
Erdessen der Neukaledonier 51.

Eromango, Inſel 21.
Erskine 193.
Eſpiritu Santo, Inſel 21.
Eua, Inſel 200.
Excidia auricula judae 87.
Fakaafo, Inſel 191.
Falealili, Ort 244.
Faletele 250.
Falewai, Höhle auf 201.
Fangaloa, Bai 244.
Fanning, Inſel 189.
Fanning-Inſeln 188.
Federmäntel 133, 162.
Fichteninſel 1.
Fiji Grog 101.
Finau 221.
Flagge von Hawaii 181.
— von Tonga 230.
Fleurieu 3.
Flotte von Hawaii 180.
Foa, Fluß 41.
Freundſchaftsvertrag mit Samoa 268.
— mit Tonga 226.
Friendly Islands 193.
Funafuti, Inſel 192.
Futuna, Inſel 280.
Gaetano, Reiſender 123.
Gallirallus lafresnayanus 42.
Gates of Yengen 41.
Georg Tobou, König 223.
Goat Island 245.
Godeffroy, J. C. 119, 271.
Gold in Neukaledonien 45.
Gordon, Sir Arthur 121.
Gräffe, Reiſender 232.
Griffin 268.
Großfürſt Alexander J. ſ. Rakäanga.
Guadalcanar 3.
Guano 90.
Hanapepe-Thal, das 161.
Hapai, Inſel 200.
Hausorden von Hawaii 181.
Hawaii, Inſel 134.
Hawaiian Evangelical Association 113.
Heer von Hawaii 179.
— von Tonga 229.
Heiau 172.
Hervey ſ. Manuä.
— Inſeln ſ. Cook-Inſeln.
Hilo 137.
Honolulu 153.
Howland, Inſel 190.
Huailu 63.
Hualalai 146.
Heleakala, Berg 147.
Hula Hula 164.
Huongruppe 45
Indengi, Inſel 17.
Iwirua, Ort 289.
Jarvis, Inſel 189.
Kadu 91.
Kaffeepflanzungen auf Hawaii 131.
Kagu 42.
Kalakaua, König 186.
Kamehameha I, 175.
— II. 177.
— III. 178.
Kanala 63.
Kanalriffe 75.
Kannibalismus auf Hawaii 172.
— auf den Neuen Hebriden 26.
— auf Neukaledonien 51.
— auf den Salomonen 8.
— auf Samoa 251.
— auf Santacruz 20.
— auf Tonga 204.
Kauai, Inſel 158.
Kawa 51, 98, 167, 205, 251.
Kilauea 125, 142.
Koa, Baum 129.
Königin Charlotte Inſeln 14.
Kohala 146.
Kohle in Neukaledonien 46.
Kohulaui, Inſel 148.
Kokosfaſer 85.
Kokospalme, die 85.
Kopra 85.
Koloniſten in Neukaledonien 61.
Kotu, Inſel 200.
Kotzebue 231.
Kukuibaum 131.
Kupfer in Neukaledonien 45.
Kuskus 7.
Lagunenriffe 75.
Lahaina 147.
Lanai, Inſel 148.
Lanutoo, Berg 241.
Lapérouſe 14, 231.
Lebrés, Bai 41.
Leoni, Ort 246.
Liſu, Inſel 49.

Lifu, Beſitzergreifung von 64.
Liloliho ſ. Kamehameha II.
Lopewi, Inſel 22.
Loyaltyinſeln 46, 57.
Malanta 3, 4.
Malata, Berg 241.
Malden, Inſel 283.
Malietoa 266.
Malietoafamilie 264.
Mallicollo, Inſel 21.
Mangaia, Inſel 287.
Manihiki, Inſel 284.
— Inſeln 282.
Mann 124.
Manono, Inſel 240.
Manuagruppe, die 247.
Manuä, Inſel 287.
Manumea 239.
Maré, Inſel 49.
Mariner 193.
Markham 14, 21.
Maſſacrebai 246.
Matautu, Bucht von 239.
Maui, Inſel 147.
Mauki, Inſel 287.
Mauna Haleakala 126.
— Hualalai 125.
— Kea 125, 146.
— Loa 125.
Maurelle 193.
Megapodius 7.
Melithreptes pacifica 133.
Mendana 3, 14.
Miſſion, die auf den Cookinſeln 110.
— auf den Gambierinſeln 108.
— auf Hawaii 111.
— auf den Markeſas 107, 114.
— auf Rapanui 114.
— auf Samoa 111.
— auf Tahiti 106.
— auf Tonga 107, 108.
— auf den Tuamotu 108.
— auf Viti 109.
Miſſionary Society 106.
Miſſion, franzöſiſche in Apia 276.
Miſſionskapelle, königliche 107.
Miſſionsſtation in Neukaledonien 64.
Mitiaro, Inſel 287.
Mohoſedern 133.
Molokai, Inſel 148.
Murray über Korallen 79.
Naketi 63.
Napoleonville ſ. Kanala.
Neue Hebriden 20.
Neugeorgia 4.
Neukaledonien 37.
— Beſitzergreifung von 61.
Neukaledonier, die 49.
New Zealand and Polynesian Co. 121.
Niafu, Inſel 202.
Niauli 42, 46.
Nickel in Neukaledonien 45.
Niihau, Inſel 161.
Niua, Inſel 202.
Niue, Inſel 280.
Niutabu, Höhle auf 201.
Nomuka, Inſel 200.
Notu 42.
Nukaloſa, Ort 198.
Nu, Inſel 62.
Nuanuthal 150.
Nukunono, Inſel 140.
Numea 61.
Nupani 17.
Nutele, Inſel 232.
Oahu, Inſel 149.
Oataſu, Inſel 191.
Ofu, Bai von 246.
— Inſel 232.
Oloſenga, Inſel 191, 232.
Oneroa, Ort 289.
Pago Pago, Hafen 245.
Pali 150.
Palmerſton, Inſel 287.
Palmyra, Inſel 189.
Papiermaulbeerbaum, der 87.
Parlament von Hawaii 179.
— von Tonga 229.
Pelenit 142.
Pentecoſt, Inſel 21.
Perlmuſchel, die 89.
Phönix-Inſeln 189.
Pic Humboldt 41.
— St. Vincent 41.
Pilu-Pilu 50.
Piper methysticum 87.
Piſang, der 86.
Polyneſiſche Öfen 97.
Port de France 61.
Poſten, befeſtigte in Neukaledonien 64.
Pomare II 107.

Praslinhafen 3.
Pteropus samoënsis 238.
Pukapuka, Insel 283.
Pulu 131.
Quiros 14, 20.
Rainbow-Fall 141.
Rakäanga, Insel 284.
Rakahanga s. Rakäanga.
Rarotonga, Insel 287.
Rein über Korallen 79.
Reisbau auf Hawaii 131.
Rhinochetus jubatus 42.
Riesenbaniane 81.
Rindviehzucht auf Hawaii 132.
Roggeveen 231.
Rosa, Insel 247.
Ruge & Co. 280.
Safata, Bai 244.
Safotulafai 239.
Salomoninseln 3.
Saluafata, Bai 244.
Samoa-Inseln, die 231.
San Cristobal 3, 4.
Sandelholz 13, 34, 42, 58, 129.
Sandwichinseln s. Hawaii.
Santacruz, Insel 17.
Santacruzgruppe 14.
Savage s. Niue.
Sawaii, Insel 239.
Semper über Korallen 79.
Schafzucht auf Hawaii 132.
Schildkröten 90.
Schifferinseln 231.
Shortland 4.
Society of the propagation of the gospel 113.
Steinbauten der Polynesier 104, 188, 190.
Steinberger 267.
Sterndale über die Behandlung der polynesischen Arbeiter 278.
Sträflinge in Neukaledonien 67.
Strandriffe 75.
Südseeakademie 107.
Sulphurbai 22.
Surville 3.
Swain s. Olosenga.
Swallow, Insel 190.
Tabu s. Tapu.
Taimua 266.
Tanna, Insel 22.
Tapa 87, 95, 205, 249.
Tapu 103.
Taro, der 86.
Tasman, Entdecker von Tonga 193.
Tattuierung 93, 248.
Tau, Insel 247.
Tenakora, Insel 17.
Tilly 21.
Tokelau-Gruppe s. Union-Gruppe.
Tonga-Inseln 193.
Tongatabu, Insel 197.
Tours Notredame 41.
Trepang 89.
Tubow College 228.
Tukopia-Gruppe 192.
Tupuafamilie 264.
Tutuila, Insel 245.
Uaraï 63.
Uea (Wallis), Insel 280.
Uea, Loyaltyinseln 49.
Union-Gruppe 190.
Upolu, Insel 240.
Vancouver 124.
Vaterstraße s. ara medua.
Verbrecherstationen, neukaledon. 68.
Vogel, Sir Julius 121.
Waialeale 126.
Waikiki, Ort 158.
Wailuku, Fluß 138.
Walfang, der 89.
Walfänger in Hawaii 134.
Wallis s. Uea.
Wanikoro 14, 17.
Wanualawa, Insel 22.
Wappen von Hawaii 181.
— von Tonga 230.
Wawau, Insel 200.
Werner, von, Kapitän 192.
Wilkes 124, 193, 232.
Wilson, Kapitän 106.
Yamswurzel, die 86.
Yangona s. Kawa.
Yasawa, Vulkan 22.
Yate, Fluß 41.
Yengen, Bai von 41.
Ysabel 3. 4.
Zuckerrohrbau auf Hawaii 131.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Themata nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohlmotivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteorschwärme, Feuerkugeln ꝛc. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme ꝛc.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien". — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Österreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Kadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium ꝛc.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrikation, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kiesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrikation, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure ꝛc.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralfarben, Teerfarben und Überblick über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Branntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeuge und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Öle und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungserscheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen. Radiata. — Arthropoda: Krustazea, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten ꝛc. — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Waffen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik: Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. — Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nutzpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akkomodation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter ꝛc. — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Oströmisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Skandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. m. A. — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Skandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Österreich.

Länder- u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg, Braunschweig. Sachsen. Brandenburg und Provinz

Sachsen. Schlesien. Ost- u. West-Preußen. Posen. Pommern u. Mecklenburg. Schleswig u. Holstein. — Skandinavien: Norwegen u. Dänemark. Schweden. u. Finnland. — Österreich: Alpenländer. Niederösterreich. Böhmen. Mähren u. Schlesien. Galizien u. Bukowina. Istrien u. Dalmatien. Ungarn u. Kroatien. — Balkan-Halbinsel. — Rußland. — Polen. — Asien: Sibirien. — Russisches u. Inner-Asien. — Persien. — Klein-Asien. — Syrien, Arabien. — Afghanistan, Beludschistan. — Ost-Indien. — Hinter-Indien. — Archipel. — China mit Thibet. — Japan. — Australien: Der Australkontinent u. Tasmanien. — Die ozeanische Inselwelt. — Afrika: Marocco. — Algier u. Tunis. — Tripolis u. Inner-Afrika mit dem Tschadsee. — Abyssinien, Galla, Somali, Madagaskar. — Senegal u. Westküste. — Südafrika. — Amerika: Englisch-Nordamerika u. die Vereinigten Staaten (a. Kanada u. die östlichen Staaten, b. die südlichen Staaten, c. der Westen u. Kalifornien). — Mexiko u. Mittelamerika. — Südamerika (Guiana u. Venezuela. Bolivia u. Peru. Chili. Argentinien. Brasilien). — Polarländer.

Kulturgeschichte: Ägypten. — Assyrien, Medien, Persien. — Indien. — Griechenland. — Rom. — China. — Japan. — Völkerwanderung. — Byzantinisches Reich. — Zeit Karl d. Gr. — Das Papsttum. — Entstehung u. Entwickelung der deutschen Städte. — Deutschland zur Zeit der Reformation. — Amerika (Urzustand, Kolonisation, Verfassung, Industrie, Sitten, Gebräuche). — Geschichte der Universitäten. — Frankreich unter Ludwig XIV. — England unter Elisabet. — Spanien unter arabischer Herrschaft. — Blüte der Wissenschaften unter den Kalifen. — Entwicklung des deutschen u. nordischen Mythus. — Die Juden seit ihrer Zerstreuung. — Geschichte der Religionen. — Das XVIII. Jahrhundert. — Das XIX. Jahrhundert. — Die Welt der Slaven. — Geschichte der Erfindungen. — Der Welthandel. — Geschichte der Gewerbe. — Geschichte der Medizin. — Geschichte der Mathematik. — Geschichte des Socialismus. — Geschichte der Heeresbildung u. Kriegführung. — Geschichte des Zeitungswesens. — Die Geschichte des Verkehrs. — Geschichte der Entdeckungen.

Philologie: Die Familie der Sprachen. — Geschichte der Schrift. — Die deutsche Sprache. — Die deutschen Mundarten. — Die germanischen Sprachen. — Die romanischen Sprachen. — Die slavischen Sprachen.

Jurisprudenz: Geschichte des Rechts. — Die wichtigsten strafrechtlichen Fragen unserer Zeit. — Geschichte der Verfassungen. — Der moderne Staat.

Nationalökonomie: Grundbegriffe. — Geschichte.

Philosophie: Geschichte. (Griechische Philosophie. Die Systematiker bis Kant. Neuere Philosophie.) — Geschichte des Materialismus. — Grundzüge der Psychologie. — Grundzüge der Logik. — Entwicklung der Moral. — Geschichte der Pädagogik. (Für die weitere Folge sind Monographien über die hervorragendsten Philosophen in Aussicht genommen.)

Kunstgeschichte: Die Kunst u. die Künste. (Übersichtlich in der Entwicklung ihrer ästhetischen u. technischen Seite beleuchtet.) — Geschichte der Architektur. — Geschichte der Skulptur. — (Der Orient u. die Antike. Wiedergeburt. Michel Angelo. Neuzeit. Ausgrabungen.) — Geschichte der Malerei. (Einleitung. Altertum. Vorklassische Zeit. Klassische Zeit. Italien. Deutschland. Niederlande. Die Gegenwart.) — Geschichte der vervielfältigenden Künste. — Geschichte des Kunstgewerbes. — Geschichte der Musik. — Geschichte der lyrischen und epischen Poesie. (Altertum. Mittelalter u. neuere Zeit. Gegenwart.) — Geschichte des Dramas. — Geschichte des M[illegible]s. — Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst [illegible] (Auch auf diesem Gebiete sind Monographie[illegible]rscheinungen des gesamten Künstlerlebens un[illegible]t genommen.)